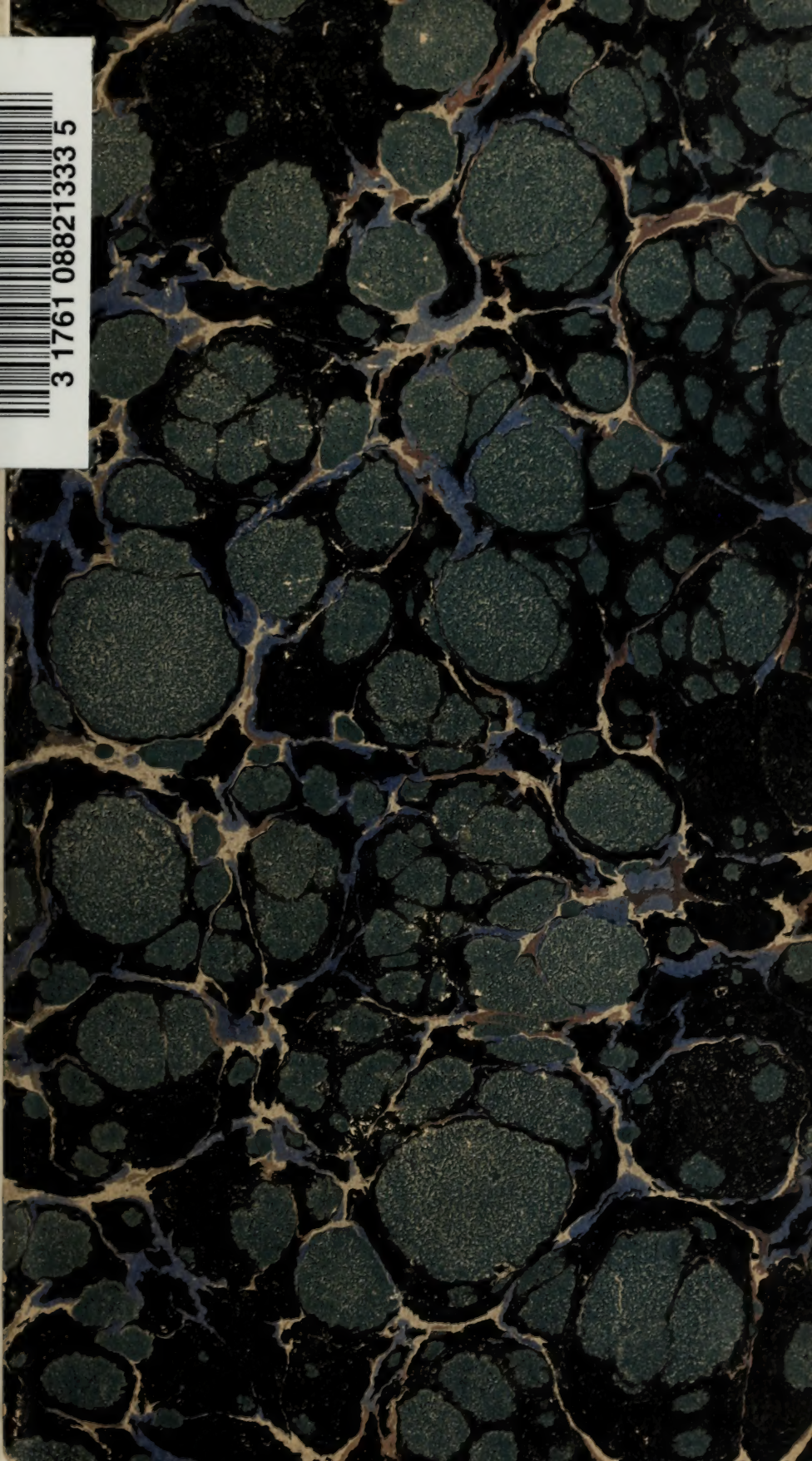
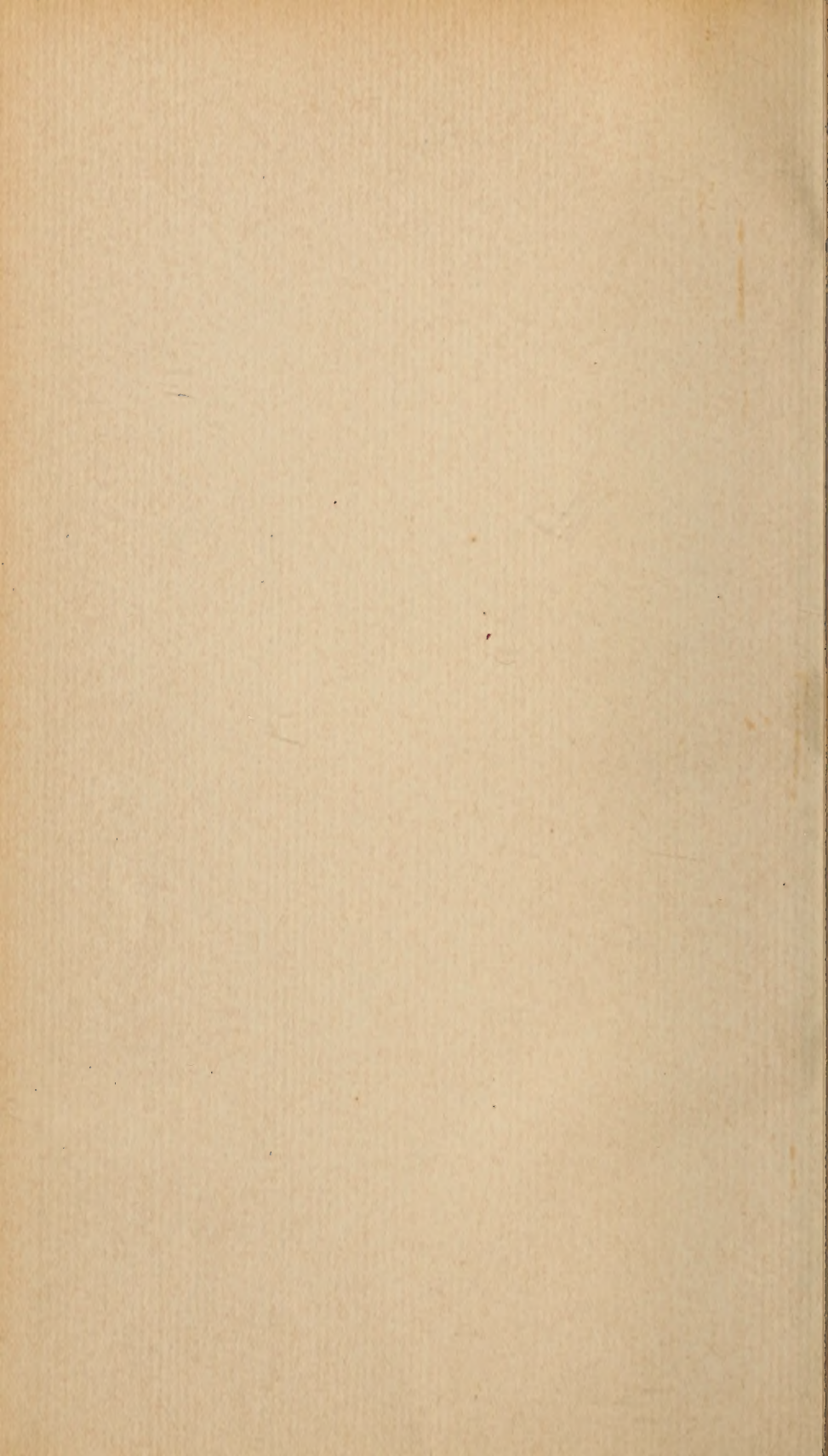




3 1761 08821333 5

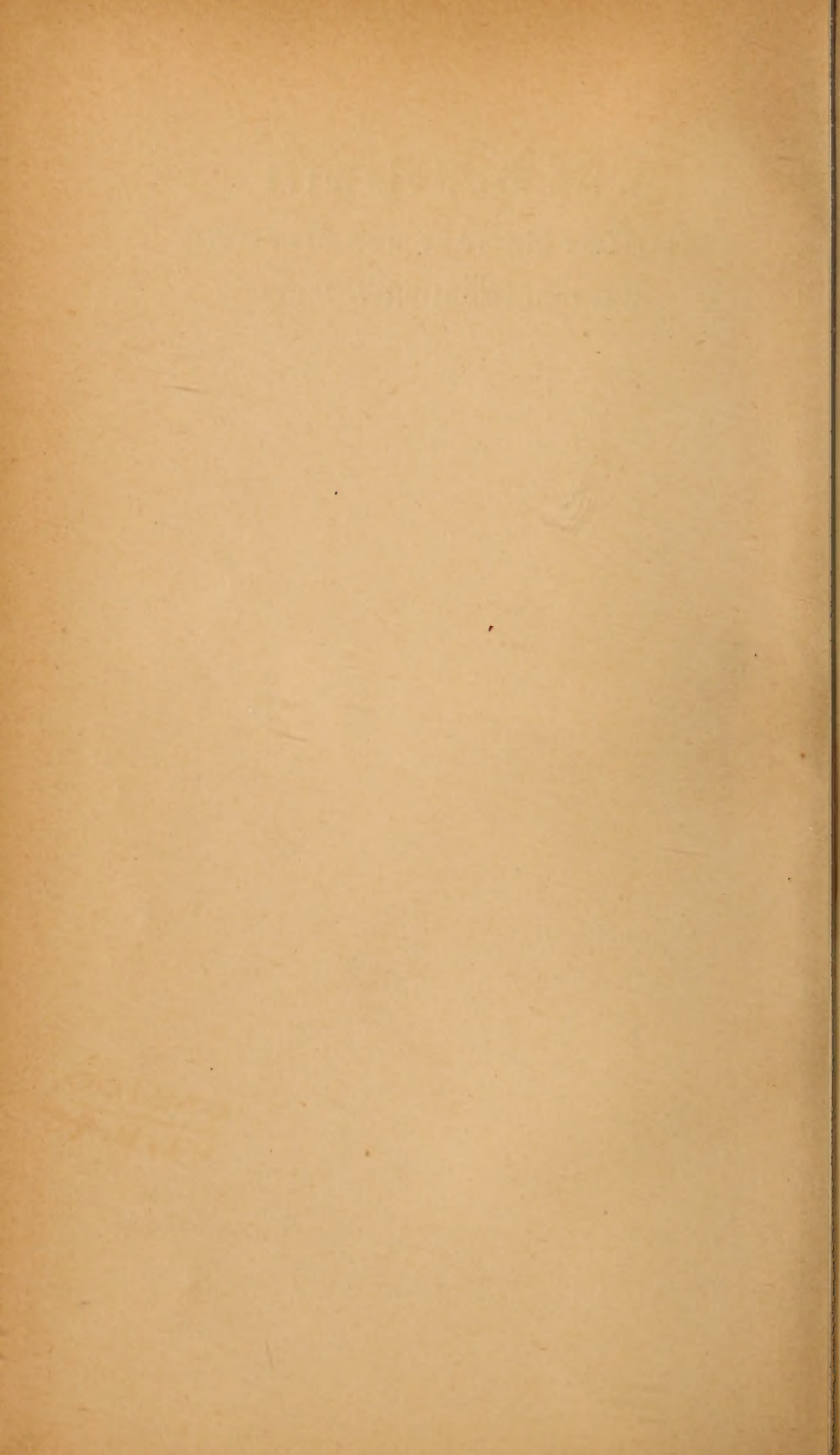




F. M. Dostojewski

Sämtliche Romane und Novellen

Fünfundzwanzigster Band



LR
D7245
.G

Dostoewsky, Theodor Mikhaïlowitsch
Sämmtliche Romane und Novellen
Bd. 25

Dostojewski

Die Brüder Karamasoff

★

Dritter Band



Übertragen von Karl Nöbel

438100
17.8.45

Im Insel-Verlag zu Leipzig



Vierter Teil

Zehntes Buch

Die Knaben

1

Kolja Krasotkin

Es war Anfang November. Es trat bei uns Frost ein, elf Grad Kälte, und damit Glatteis. Auf die gefrorene Erde war in der Nacht ein wenig trockener Schnee gefallen, und der Wind, „ein trockener und scharfer“, hebt ihn auf und setzt ihn durch die langweiligen Straßen unseres Städtchens und besonders über den Marktplatz hin. Nicht weit von ihm entfernt, in der Nähe der Bude der Plotnikoffs, steht das nicht große, außen und innen sehr saubere Häuschen der Beamtenwitwe Krasotkin. Der Gouvernementssekretär Krasotkin selber war schon vor sehr langer Zeit gestorben, vor fast vierzehn Jahren; seine Witwe aber, ein dreißigjähriges und bis jetzt noch sehr hübsches Dämchen, lebt noch und lebt in ihrem sauberen Häuschen „von ihrem Kapital“. Sie lebt ehrbar und schüchtern. Sie ist von zärtlichem, ziemlich heiterem Charakter. Als ihr Mann starb, war sie achtzehn Jahre alt. Sie hatte mit ihm im ganzen nur etwa ein Jahr gelebt und ihm eben erst einen Sohn geboren. Von da an, unmittelbar nach seinem Tode, hatte sie sich völlig der Erziehung ihres Nesthäkchens, des Knaben Kolja, gewidmet, und wenn sie ihn auch alle diese vierzehn Jahre hindurch sinnlos liebte, hatte sie aber schon natürlich mit ihm unvergleichlich mehr Leiden durchgemacht, als Freuden erlebt, da sie fast jeden Tag zitterte und vor Furcht starb, er möchte erkranken, sich erkälten, tolle Streiche begehen, auf einen Stuhl klettern und herunterfallen und so weiter und so weiter. Als aber Kolja in die Schule zu gehen begann und

darauf in unser Progymnasium, da machte sich die Mutter mit Eifer daran, gemeinschaftlich mit ihm alle Wissenschaften zu erlernen, um ihm zu helfen und mit ihm die Aufgaben zu wiederholen. Sie beeilte sich auch, mit den Lehrern und ihren Frauen bekannt zu werden, sie verwöhnte sogar die Schulkameraden des Kolja, und sie schmeichelte ihnen, damit sie Kolja nicht anrühren, nicht über ihn lachen und ihn nicht schlagen möchten. Sie brachte es dahin, daß die Buben schließlich in der That ihretwegen über ihn lachten und ihn damit zu necken pflegten, daß er ein Muttersöhnchen sei. Der Knabe verstand es aber, sich zu verteidigen. Er war ein kühner Junge, „furchtbar stark“ (so ging der Ruf von ihm in der Klasse und bestätigte sich rasch), er war gewandt, von hartnäckigem Charakter und von frechem und unternehmendem Geiste. Er lernte gut, und es ging sogar das Gerücht, daß er sowohl in der Arithmetik als auch in der Weltgeschichte den Lehrer Dardaneloff selber in Verlegenheit setzen könne. Wenn aber auch der Knabe auf alle herabsah, sein Näschen hoch trug, so war er doch ein guter Kamerad und gar nicht hochmütig. Die Hochachtung der Mitschüler nahm er hin, als ob sich das so gehörte, er hielt sich aber freundschaftlich. Die Hauptsache: er wußte Maß zu halten, er verstand gegebenenfalls sich zu beherrschen, und er überschritt in seinen Beziehungen zur Obrigkeit niemals eine gewisse letzte gebotene Grenze, jenseits deren das Verhalten schon nicht geduldet werden kann, weil es sich in Unordnung, Aufruhr und Gesetzlosigkeit wandelt. Und gleichwohl war er ganz und gar nicht abgeneigt, bei jeder Gelegenheit Unsinn zu treiben wie der allerletzte Lausbube, und zwar nicht so sehr Unsinn zu treiben, als irgend etwas auszuflügeln, irgend etwas Auffallendes zu tun, einen „Extrapfeffer“ auszudenken, etwas, was „schick“ sei, mit einem Worte, sich aufzuspielen. Die Hauptsache: er war sehr ehrgeizig. Er hatte es sogar verstanden, seine Mutter sich unterzuordnen, wobei er sich

fast wie ein Despot gegen sie benahm. Sie hatte sich auch gefügt. O, längst schon hatte sie sich gefügt, und sie konnte nur um keinen Preis den einen Gedanken ertragen, daß der Knabe sie „wenig liebe“. Ihr schien es beständig so, als ob Kolja zu ihr „gefühllos“ sei, und es kam vor, daß sie in hysterische Tränen ausbrach und ihm Kälte vorzuwerfen begann. Der Knabe liebte das nicht, und je mehr Herzensergüsse man von ihm verlangte, um so weniger hingebend zeigte er sich, und es schien wie absichtlich. Das geschah bei ihm aber nicht absichtlich, vielmehr unwillkürlich — so war schon sein Charakter. Die Mutter irrte: sein Mütterchen liebte er gar sehr, er liebte nur nicht „kälberne Zärtlichkeiten“, wie er sich in seiner Schülersprache auszudrücken pflegte. Sein Vater hatte einen Schrank hinterlassen, in dem sich einige Bücher befanden. Kolja liebte es, zu lesen, und hatte für sich schon einige von diesen Büchern durchgelesen. Die Mutter grämte sich nicht deshalb und staunte nur bisweilen darüber, daß der Knabe, statt spielen zu gehen, ganze Stunden hindurch über irgendeinem Büchelchen beim Bücherschrank stand. Und so hatte denn Kolja dies und jenes von dem gelesen, was man ihm in seinem Alter noch nicht hätte zu lesen geben dürfen. Im übrigen waren in der letzten Zeit, wenn der Knabe es auch nicht liebte, in seinen Streichen eine gewisse Grenze zu überschreiten, dennoch solche vorgefallen, welche die Mutter nicht wenig erschreckt hatten — freilich waren sie nie irgendwie unsittlicher Art gewesen, dafür aber verzweifelt halbschmerzhaft. Gerade in diesem Sommer, im Julimonat, während der Ferien, war das Mütterchen mit dem Söhnchen für eine Woche nach einem andern Kreise zu Besuch gefahren, siebenzig Werst von hier, zu einer entfernten Verwandten, deren Mann auf der Eisenbahnstation diente (es war das dieselbe unserer Stadt nächste Station, von der aus sich vor einem Monat Iwan Fjedorowitsch Karamasoff nach Moskau begeben hatte). Dort sah sich Kolja zu-

nächst den Eisenbahnbetrieb bis ins einzelne an, die Betriebsverordnungen lernte er auswendig, um, wenn er nach Hause zurückkehre, unter den Schülern seines Progymnasiums durch seine neuen Kenntnisse zu glänzen. Es befanden sich aber dort gerade um diese Zeit auch noch einige Knaben, mit denen er sich denn auch befreundete; einige von ihnen lebten auf der Station, andere in der Nachbarschaft — im ganzen waren dort sechs oder sieben junge Leute von zwölf bis fünfzehn Jahren zusammengekommen, von ihnen waren aber zufällig zwei auch aus unserer Stadt. Die Knaben spielten zusammen und machten zusammen dumme Streiche, und da, am vierten oder fünften Tage von Koljas Aufenthalt auf der Station, dachten sich die dummen jungen Leute eine ganz unmögliche Wette auf zwei Rubel aus, nämlich: Kolja, fast der jüngste von allen und deshalb ein wenig verachtet von den älteren, schlug aus Ehrgeiz oder aus unerbittlichem Wagemut vor, er werde sich in der Nacht, wenn der Eilfuhrzug komme, zwischen die Schienen mit dem Gesicht nach unten legen, während der Zug mit vollem Dampf über ihn herfahre. Freilich, man hatte das vorher ausprobiert, und es hatte sich dabei erwiesen, daß man sich tatsächlich zwischen den Schienen so ausstrecken, sich so platt hinlegen könne, daß der Zug zwar hinüberfahren und den Liegenden nicht berühren werde, aber gleichwohl: was das kostet, da ruhig liegen zu bleiben! Kolja behauptete steif und fest, er werde liegen bleiben. Erst lachte man über ihn, nannte ihn Lügnerchen, Prahlhans; aber dadurch stachelte man ihn nur noch mehr an. Die Hauptsache, die Fünfzehnjährigen hatten schon allzu sehr die Nase über ihn gerümpft und ihn sogar anfangs als einen „Kleinen“ nicht einmal als ihren Kameraden anerkennen wollen, und das war schon unerträglich fränkend. Und da war denn beschlossen worden, sich am Abend eine Werst weit von der Station hinwegzuheben, damit der Zug, nachdem er die Station verlassen habe, schon völlig

ins Laufen gekommen wäre. Die Knaben versammelten sich. Die Nacht war mondlos, nicht dunkel, vielmehr fast schwarz. Zu der ausgemachten Zeit legte sich Kolja zwischen die Schienen. Die fünf übrigen, die gewettet hatten, warteten bebenden Herzens und schließlich in Furcht und Reue im Gebüsch unten am Bahndamm neben dem Geleise. Endlich donnerte in der Ferne der Zug heran, der die Station verlassen hatte. Es funkelten aus dem Dunkel zwei rote Laternen, tosend und lärmend näherte sich das Ungetüm. „Lauf doch herab von dem Geleise!“ schrien dem Kolja aus dem Gebüsch die vor Furcht erstarrten Knaben zu, es war aber schon zu spät: der Zug kam heran und brauste vorüber. Die Knaben stürzten zu Kolja hin: er lag unbeweglich. Sie begannen ihn zu schütteln, sie begannen ihn aufzuheben. Er erhob sich plötzlich und ging schweigend den Bahndamm hinunter. Dabei erklärte er, er habe absichtlich wie besinnungslos dagelegen, um sie zu erschrecken, die Wahrheit war aber die, daß er auch tatsächlich die Besinnung verloren hatte, was er auch später selber eingestand, schon viel später — und zwar seiner Mutter. Auf diese Weise hatte sich sein Ruf „eines verzweifelten Burschen“ auf ewige Zeiten gefestigt. Er kehrte nach Hause zur Station zurück, bleich wie Leinwand. Am andern Tage erkrankte er leicht an einem nervösen Fieber, er war dabei aber furchtbar lustig, froh und zufrieden. Dieser Vorfall ward nicht sogleich bekannt, vielmehr erst in unserer Stadt. Die Kunde von ihm drang in unser Progymnasium und erreichte dort die Obrigkeit. Da aber beeilte sich das Mütterchen des Kolja, die Obrigkeit für ihren Sohn anzusehen, und die Angelegenheit endigte damit, daß der geachtete und einflußreiche Lehrer Dardaneloff für ihn eintrat und für ihn bat, und man ließ dann die Sache im Sande verlaufen, als ob sie überhaupt nicht gewesen wäre. Dieser Dardaneloff, ein noch nicht alter Junggeselle, war leidenschaftlich und schon viele Jahre in

Frau Krasotkin verliebt, und schon einmal, vor einem Jahre, hatte er in höchster Ehrerbietung und bebend vor Furcht und Feingefühl nur eben gewagt, ihr seine Hand anzubieten; sie hatte ihm aber schlankweg einen Korb gegeben, da ihr die Einwilligung wie ein Verrat an ihrem Knaben vorgekommen wäre, obgleich Dardaneloff nach einigen geheimnisvollen Anzeichen sogar vielleicht ein gewisses Recht gehabt hatte anzunehmen, er sei der reizenden, aber schon allzu weisen und zärtlichen Witwe nicht völlig zuwider. Es scheint, der tolle Streich des Kolja brach das Eis, und Dardaneloff erhielt für sein Eintreten ein Hoffnungszeichen, freilich nur ein entferntes; aber auch Dardaneloff selber war ein Ausbund von Reinheit und Feingefühl, und deshalb war auch dies vorderhand genug, um ihn auf dem Gipfel des Glückes weilen zu lassen. Den Knaben liebte er, wenn er es auch für erniedrigend gehalten hätte, sich bei ihm einzuschmeicheln. Er verhielt sich zu ihm in der Klasse streng und stellte große Ansprüche an ihn. Aber auch Kolja selber hielt ihn sich in respektvoller Entfernung, seine Aufgaben machte er vorzüglich, er war der zweite Schüler in der Klasse, gegen Dardaneloff aber benahm er sich kühl, und die ganze Klasse glaubte fest daran, daß Kolja in der Weltgeschichte so stark sei, daß er den Dardaneloff selber in Verlegenheit setzen könne. Und tatsächlich hatte ihm Kolja einstmals die Frage gestellt: „Wer hat Troja gegründet?“ Und darauf hatte Dardaneloff nur ganz im allgemeinen geantwortet von Völkern, ihren Bewegungen und Umherwandern, daß dies so sehr lange her sei und viel Sagenhaftes sich damit verknüpfe; darauf aber, wer eigentlich Troja gegründet habe, das heißt, was für Personen das eigentlich gewesen seien, hatte er nicht antworten können, und er hatte sogar die Frage an sich schon aus irgendeinem Grunde für müßig und unwesentlich gehalten. Die Knaben waren aber so auch überzeugt geblieben, daß Dardaneloff nicht wisse, wer Troja gegründet habe.

Kolja hatte aber von den Gründern Trojas bei Smaragdoff gelesen, der sich in jenem Bücherschrank unter den Büchern befand, die sein Vater hinterlassen hatte. Die Sache endete damit, daß sogar schließlich alle Knaben sich dafür zu interessieren begannen: wer denn eigentlich Troja gegründet habe; Krasotkin aber behielt sein Geheimnis für sich, und der Ruhm seines Wissens blieb unerschüttert.

Nach dem Vorfall bei der „Eisenbahn“ trat eine gewisse Aenderung in den Beziehungen des Kolja zu seiner Mutter ein. Als Anna Fjedorowna (die Witwe des Krasotkin) von der Tat ihres Sohnes erfuhr, wäre sie fast verrückt geworden vor Schreck. Es traten bei ihr derartig furchtbare hysterische Anfälle auf und hielten mit Unterbrechungen einige Tage an, daß Kolja, schon ernsthaft erschreckt, ihr sein aufrichtiges Ehrenwort gab, daß sich solche Streiche niemals wiederholen werden. Er schwur auf den Knien vor dem Heiligenbilde und schwur beim Andenken des Vaters, wie es Frau Krasotkin selber verlangt hatte, und dabei war der „männliche“ Kolja selber vor „Gefühlen“ in Tränen ausgebrochen wie ein sechsjähriger Knabe, und Mutter und Sohn fielen diesen ganzen Tag über einander fortwährend in die Arme und weinten erschütternd. Als Kolja aber am nächsten Tage erwachte, war er „gefühllos“ wie vordem; er ward indes schweigsamer, bescheidener, strenger und nachdenklicher. Freilich, anderthalb Monate später wäre er beinahe wiederum hineingefallen bei einem Streiche, und sein Name ward sogar unserem Friedensrichter bekannt, sein Streich aber war ganz anderer Art, sogar lächerlich und etwas dumm, ja, und es erwies sich auch, daß er ihn nicht selber ausgeführt hatte, vielmehr nur an ihm beteiligt war. Darüber aber später einmal. Die Mutter fuhr fort, zu zittern und sich zu quälen. Dardaneloff aber schöpfte immer mehr Hoffnung, je mehr sie sich erregte. Man muß bemerken, daß Kolja von dieser Seite her den

Dardaneloff verstand und erriet und ihn natürlich schon tief verachtete wegen seiner „Gefühle“; vordem war er sogar so wenig feinfühlig gewesen, diese seine Verachtung vor seiner Mutter auszusprechen, indem er ihr Andeutungen machte, daß er wohl verstehe, was Dardaneloff im Sinne habe. Nach dem Vorfall mit der Eisenbahn hatte er aber auch in dieser Hinsicht sein Betragen geändert: Anzüglichkeiten erlaubte er sich schon nicht mehr, nicht einmal die allerfernliegenden, er begann sich vielmehr in Gegenwart der Mutter über Dardaneloff respektvoller auszudrücken, und dies bemerkte sogleich schon mit grenzenloser Dankbarkeit in ihrem Herzen die feinfühlige Anna Fjedorowna. Dafür ward sie aber plötzlich ganz rot im Gesicht wie eine Rose, schon bei dem geringsten, allerzufälligsten Worte über Dardaneloff, sogar von seiten irgendeines zufälligen Gastes. Kolja pflegte indes in solchen Augenblicken entweder finster zum Fenster hinauszublicken, oder nachzuschauen, ob nicht „seine Schuhe um einen Brei bitten“, oder er rief wütend den „Pereswon“, einen struppigen, ziemlich großen und kräftigen Hund, den er vor einem Monat plötzlich von irgendwoher erworben und nach Hause geschleppt hatte, und den er aus irgendeinem Grunde im Zimmer versteckt hielt und keinem von seinen Kameraden zeigte. Er tyrannisierte ihn aber furchtbar, indem er ihm alle möglichen Kunststücke und Kenntnisse beibrachte und es bis dahin trieb, daß der arme Hund heulte, wenn Kolja sich in der Schule befand, und wenn er zurückkehrte, vor Entzücken winselte und wie verrückt sprang, Männchen machte, sich zur Erde warf, sich totstellte usw., mit einem Worte: alle Kunststücke zeigte, die er ihm beigebracht hatte, und das schon nicht mehr auf sein Verlangen, vielmehr einzig aus der Leidenschaft seiner entzückten Gefühle und seines dankbaren Herzens. Übrigens: ich hatte auch vergessen, daran zu erinnern, daß Kolja Krasotkin derselbe Knabe ist, den der dem Leser schon bekannte Knabe Iljuscha, der

Sohn des Stabskapitans außer Dienst Snegirjeff, mit dem Federmesser in die Seite gestochen hatte, indem er für seinen Vater eintrat, den die Schüler „Wadebast“ höhnten.

2

Kinderwelt

In jenem frostigen und nebligen Novembermorgen saß also der Knabe Kolja Krasotkin zu Hause. Es war Sonntag und darum kein Unterricht. Es hatte aber schon elf Uhr geschlagen, und er mußte unbedingt von Hause weggehen „in einer äußerst wichtigen Angelegenheit“, und dabei war er im ganzen Hause allein geblieben und durchaus als dessen Wächter, weil zufällig alle älteren Hausbewohner sich aus einer außerordentlichen und durchaus eigenartigen Ursache außerhalb des Hauses befanden. Im Hause der Witwe Krasotkin, getrennt durch den Vorraum von der Wohnung, die sie selber innehatte, ward nur noch eine einzige kleine, aus zwei engen Zimmern bestehende Wohnung vermietet. Dort wohnte eine Doktorsfrau mit zwei minderjährigen Kindern. Sie war ebenso alt wie Anna Fjedorowna und ihre beste Freundin. Der Doktor, ihr Mann, war aber schon seit mehr als einem Jahre irgendwohin gereist, zuerst nach Orenburg, dann nach Taschkent, und nun war schon ein halbes Jahr vergangen, ohne daß von ihm etwas zu sehen und zu hören war, so daß die verlassenere Doktorsfrau entschieden vor Gram in Tränen zerflossen wäre, wenn nicht die Freundschaft mit Frau Krasotkin diesen Gram etwas gemildert hätte. Und da — es war ja nötig, daß es sich so ereignete, damit alle Verfolgungen des Schicksals sich erfüllten — hatte in dieser selben Nacht von Samstag auf Sonntag Katharina, die einzige Magd der Doktorsfrau, unerwartet für

ihre Herrin, dieser erklärt, sie beabsichtige am nächsten Morgen ein kleines Kindchen zur Welt zu bringen. Wie es nur möglich war, daß dies niemand vordem bemerkt hatte, blieb für alle ein Wunder. Die von dieser Nachricht erschütterte Doktorsfrau hatte beschlossen, solange es noch Zeit sei, Katharina in einer für solche Fälle berechneten Anstalt in unserm Städtchen bei einer Hebamme unterzubringen. Da sie diese Dienerin sehr wert hielt, führte sie auch sogleich ihren Plan aus, brachte sie dahin und blieb außerdem noch dort bei ihr. Darauf, schon am nächsten Morgen, war aus irgendeinem Grunde die völlige freundschaftliche Theilnahme und Hilfe der Frau Krasotkin selber nötig geworden, die bei dieser Gelegenheit irgendwen um irgend etwas bitten und irgendwelche Protektion ausüben konnte. So waren denn beide Damen abwesend, die Dienerin aber der Frau Krasotkin, das Bauernweib Agafja, war auf den Markt gegangen, und so war denn Kolja vorübergehend der Schützer und Wächter der kleinen Knirpse, das heißt des Knaben und des Mädchens der Doktorsfrau, die allein geblieben waren. Das Haus zu bewachen fürchtete sich Kolja durchaus nicht, zudem war aber auch Pereswon mit ihm, dem befohlen worden war, im Vorzimmer, unter der Bank „ohne Bewegung“ auf dem Bauche zu liegen, und der gerade deshalb jedesmal, wenn Kolja, der durch die Zimmer auf und ab ging, ins Vorzimmer kam, mit dem Kopf zitterte und mit dem Schwanz zwei feste Schläge auf den Boden gab, womit er seinem Herrn seine Ergebenheit zum Ausdruck bringen wollte; aber o weh, das ihn rufende Pfeifen erschallte nicht. Kolja blickte drohend auf den unglücklichen Köter, und der erstarb wiederum in gehorsamem Erstarren. Wenn aber etwas Kolja Verlegenheit bereitete, so waren das einzig und allein die kleinen Knirpse. Auf das unerwartete Abenteuer mit Katharina blickte er natürlich mit der allertiefsten Verachtung, die verwaisten kleinen

Knirpse liebte er aber gar sehr, und er brachte ihnen schon irgend ein Kinderbuch. Nastja, das ältere Kind, war schon acht Jahre alt und verstand zu lesen, der Jüngste aber, der siebenjährige Knabe Kostja, liebte es sehr, zuzuhören, wenn Nastja ihm vorlas. Versteht sich, Krasotkin hätte sie auf interessantere Weise beschäftigen können, das heißt, er hätte beide nebeneinander aufstellen und mit ihnen Soldaten spielen oder sich im ganzen Hause verstecken können. Das hatte er schon mehr als einmal getan vordem, und er empfand keinen Widerwillen dagegen, dies zu tun, so daß es sich sogar einmal in seiner Klasse zu verbreiten begann, Krasotkin spiele bei sich zu Hause mit seinen kleinen Hausgenossen Pferdchen, er springe und neige den Kopf, indem er ein Weipferd nachahme. Krasotkin hatte aber stolz diese Beschuldigung pariert, indem er zu verstehen gab, daß mit Gleichaltrigen, mit Dreizehnjährigen, Pferdchen zu spielen tatsächlich schmähsch wäre „in unserer Zeit“, er tue das aber für die kleinen Knirpse, weil er sie liebe, und was seine Gefühle anbetrifft, so erlaube er da niemandem, Rechenschaft zu verlangen. Dafür vergötterten ihn aber auch beide Knirpse. Diesmal lag ihm indes der Sinn nicht nach Spielzeug. Ihm stand eine äußerst wichtige eigene Angelegenheit bevor, die, wie es schien, sogar fast geheimnisvoll war, dabei ging die Zeit hin, und Agassja, der man die Kinder hätte anvertrauen können, wollte immer noch nicht vom Markte zurückkommen. Er war schon einige Male durch den Vorraum hinübergekommen, hatte die Türe zur Doktorsfrau geöffnet und bekümmert die Knirpse betrachtet, die nach seinem Befehl hinter dem Buche, das er ihnen gebracht hatte, saßen und ihm jedesmal, wenn er die Türe öffnete, schweigend mit ganzem Gesicht zulächelten, da sie erwarteten, jetzt eben werde er hereinkommen und irgend etwas Schönes und Unterhaltendes tun. Kolja war aber in seelischer Unruhe und trat nicht ein. Endlich schlug es elf Uhr, und

er beschloß fest und endgültig, daß, wenn die „verfluchte“ Agafja nicht in zehn Minuten zurückkehre, er, ohne sie zu erwarten, weggehen werde, natürlich nachdem er den Knirpsen das Wort abgenommen habe, daß sie sich ohne ihn nicht ängstigen, nicht Unsinn treiben und nicht vor Angst weinen werden. In solchen Gedanken zog er sein wattiertes Wintermäntelchen mit Bisampelzfragen an, nahm seine Tasche über die Schulter, und ungeachtet der früheren wiederholten Bitte der Mutter, er möge doch, wenn er bei solcher Kälte ausgehe, immer Galoschen anziehen, schaute er nur mit Verachtung auf die, ging durchs Vorzimmer hindurch und trat ohne Galoschen ins Freie. Als Pereswon sah, daß Kolja angezogen war, begann er sogleich kräftig mit dem Schwanz auf den Boden zu klopfen, wobei er nervös mit dem ganzen Körper zuckte, und er wollte sogar ein Jammergeheul anheben; Kolja aber entschied, als er das so leidenschaftliche Ungestüm seines Köters sah, daß dies der Disziplin schade, und er hielt ihn, wenn auch nur für einen Augenblick, unter der Bank zurück, und erst als er schon die Türe zum Vorraum geöffnet hatte, pfiff er ihm plötzlich. Der Köter sprang auf, als ob er verrückt geworden wäre, und begann vor Entzücken vor ihm herzuspringen. Als Kolja das Vorzimmer durchschritten hatte, öffnete er die Türe zu den Knirpsen. Beide saßen wie vordem an ihrem Tischchen, sie lasen aber nicht mehr, stritten vielmehr heftig über irgend etwas. Diese Kinder pflegten öfters miteinander zu streiten über verschiedene ihre Kritik herausfordernde Lebensfragen, wobei Nastja als die ältere stets den Sieg davontrug; wenn sich aber Kostja mit ihr nicht einigte, so ging er fast immer und appellierte an Kolja Krasotkin; und wie der schon entschied, so blieb es auch als unerschütterlicher Beschluß für beide Parteien. Diesmal interessierte der Streit der Knirpse Krasotkin ein wenig, und er blieb bei der Türe stehen, um zu lauschen.

Die Kinder sahen, daß er zuhöre, und setzten darum mit noch größerem Eifer ihren Streit fort.

„Niemals, niemals werde ich glauben,“ lispelte Nastja mit Feuer, „daß die Hebammen die kleinen Kinder im Gemüesefeld finden, zwischen den Kohlbeeten. Jetzt ist es schon Winter, und es gibt gar keine Kohlbeete mehr, und die Großmutter konnte Katharina kein Töchterchen bringen.“

„Pfu!“ pfiff für sich Kolja.

„Oder so ist es: sie bringen die Kinder von irgendwoher, aber nur denen, die heiraten.“

Kostja blickte starr auf Nastja, hörte in tiefem Sinnen zu und dachte nach.

„Nastja, wie dumm du bist“, sagte er endlich fest und ohne sich zu ereifern. „Was kann denn die Katharina für ein kleines Kindchen haben, wenn sie nicht verheiratet ist?“

Nastja ereiferte sich furchtbar.

„Du verstehst auch gar nichts“, unterbrach sie ihn gereizt. „Vielleicht hatte sie einen Mann, er sitzt aber nur im Gefängnis, und da hat sie denn geboren.“

„Ja, sitzt denn wirklich ihr Mann im Gefängnis?“ erkundigte sich mit Wichtigkeit Kostja, der stets auf das Tatsächliche bedacht war.

„Oder es ist so,“ unterbrach ihn eifrig Nastja, wobei sie ihre erste Annahme völlig aufgab und vergessen hatte: „sie hat keinen Mann, darin hast du recht, sie will aber heiraten, und da hat sie denn angefangen darüber nachzudenken, wie sie heiraten wird, und hat immer gedacht und gedacht und bis dahin gedacht, daß sie denn auch zwar keinen Mann, wohl aber ein Kindchen bekam.“

„Nun, wenn das so ist!“ stimmte völlig besiegt Kostja bei. „Du hast das aber früher nicht gesagt, wie konnte ich es denn wissen!“

„Nun, ihr Kinder,“ bemerkte Kolja, indem er zu ihnen ins Zimmer trat, „ich sehe schon, ihr seid ein gefährliches Volk!“

„Auch Pereswon ist mit Ihnen?“ sprach lächelnd Kostja, und er begann mit den Fingern zu schnalzen und Pereswon zu rufen.

„Ihr Knirpse, ich bin in Verlegenheit,“ begann mit Wichtigkeit Krasotkin, „und ihr sollt mir helfen. Agasja hat natürlich ein Bein gebrochen, daß sie bis jetzt noch nicht erscheint, das ist entschieden und unterschrieben, ich aber muß durchaus ausgehen. Laßt ihr mich fort oder nicht?“

Die Kinder sahen einander besorgt an, in ihren lächelnden Gesichtern begann sich Unruhe zu malen. Sie hatten übrigens noch nicht ganz verstanden, was man von ihnen haben wollte.

„Werdet ihr auch nicht ohne mich Streiche machen? Werdet ihr nicht auf den Schrank kriechen, werdet ihr kein Bein brechen? Werdet ihr nicht vor Angst zu weinen anfangen, wenn ihr allein seid?“

Auf den Gesichtern der Kinder malte sich furchtbarer Verdruß.

„Ich aber könnte euch dafür ein Säckelchen zeigen, ein kupfernes Kanönchen, aus dem man mit wirklichem Pulver schießen kann.“

Die Gesichter der Kinderchen erheiterten sich augenblicklich.

„Zeigen Sie uns doch das Kanönchen!“ sprach ganz strahlend Kostja.

Krasotkin steckte seine Hand in die Tasche, entnahm ihr ein kleines bronzenes Kanönchen und stellte es auf den Tisch.

„So zeigen Sie es doch! Sieh mal an, auf Rädern“, und Kolja rollte das Spielzeug über den Tisch. „Auch schießen kann man damit. Mit Schrot laden und schießen.“

„Und wird es töten?“

„Alle wird es töten, man braucht es nur zu richten“, und Krasotkin erklärte, wo man das Pulver hintut, wo man das Schrot-

korn hineinrollt; er wies auf ein Löchelchen, das ausfah wie ein Zündloch, und erzählte, daß bei dem Kanönchen auch Rückstoßen vorkomme. Die Kinder lauschten mit furchtbarer Neugier. Besonderen Eindruck machte auf sie die Vorstellung, daß auch Rückstoßen vorkomme bei diesem Kanönchen.

„Haben Sie aber auch Pulver!“ erkundigte sich Nastja.

„Ja.“

„Zeigen Sie doch auch das Pulver!“ sprach sie gedehnt mit strahlendem Lächeln.

Krasotkin fuhr wieder mit der Hand in die Tasche und zog ein kleines Fläschchen heraus, in das tatsächlich etwas wirkliches Pulver eingeschüttet war; in einem zusammengerollten Papierchen fanden sich auch einige Schrotkugeln. Er öffnete sogar das Fläschchen und streute sich etwas Pulver auf die flache Hand.

„Es darf nur nicht irgendwo Feuer sein, sonst wird es nur so explodieren und uns alle vernichten“, fügte Krasotkin warnend hinzu, um Eindruck zu machen.

Die Kinder betrachteten das Pulver mit ehrfürchtiger Angst, die ihre Freude noch erhöhte. Kostja gefiel aber das Schrot am allerbesten.

„Aber das Schrot, brennt es nicht?“ erkundigte er sich.

„Nein.“

„Schenken Sie mir doch etwas Schrot“, fügte er mit bittendem Stimmchen hinzu.

„Ich will dir ein wenig Schrot schenken, da, nimm, nur zeige es nicht deiner Mutter, bevor ich zurückkomme, sonst wird sie glauben, dies sei Pulver, und vor Furcht sterben, euch aber durchprügeln.“

„Mütterchen prügelt uns niemals mit der Rute“, bemerkte so gleich Nastja.

„Ich weiß es, ich habe das nur so gesagt, um mich schön auszudrücken. Und eurer Mutter dürst ihr niemals etwas verheimlichen, diesmal aber — bis ich zurückkehre. Kann ich also, Knirpse, gehen oder nicht? Werdet ihr nicht ohne mich vor Angst zu weinen anfangen?“

„Wir werden zu weinen anfangen“, sprach Kostja gedehnt, indem er sich schon dazu vorbereitete.

„Wir werden weinen, ganz gewiß werden wir weinen!“ fiel ihm Nastja ins Wort, rasch plappernd aus Furcht.

„Ach, Kinder, Kinder, wie gefährlich ist euer Alter! Da ist denn nichts zu machen, ihr Nestlinge, man muß mit euch sitzen, ich weiß nicht wie lange. Aber die Zeit, die Zeit, o weh!“

„Befehlen Sie doch dem Pereswon, sich tot zu stellen!“ bat Kostja.

„Ja, es ist schon nichts zu machen, man wird auch zu Pereswon seine Zuflucht nehmen müssen. Hierher, Pereswon!“ Und Kolja begann dem Hund Befehle zu erteilen und ließ ihn alles vormachen, was er wußte. Das war ein struppiger Köter, so groß wie ein gewöhnlicher Hofhund, mit einem ganz graulila Fell. Sein rechtes Auge war schief, und sein linkes Ohr aus irgendeinem Grunde gespalten. Er winselte und sprang, diente, ging auf den Hinterbeinen, warf sich auf den Rücken mit allen vier Pfoten nach oben und lag bewegungslos wie tot. Während dieses letzten Kunststücks öffnete sich die Türe, und Agassja, die dicke Dienerin der Frau Krasotkin, ein poëennarbiges Weib von etwa vierzig Jahren, erschien auf der Schwelle. Einen Sack eingekaufter Vorräte in der Hand, kehrte sie vom Markte zurück. Sie stand da, hielt in der ausgestreckten linken Hand den Sack und begann dem Hunde zuzuschauen. Wie sehr aber auch Kolja Agassja erwartet hatte, er brach doch nicht die Vorführung ab, und erst nachdem er den Pereswon eine bestimmte Zeit hindurch sich hatte totstellen lassen,

pfiff er ihm endlich: der Hund sprang auf und begann zu hüpfen vor Freude, daß er seine Aufgabe erfüllt hatte.

„Sieh mal an, der Köter!“ sprach erbaulich Agassja.

„Aber du, weibliches Geschlecht, warum hast du dich so verspätet?“ fragte drohend Krasotkin.

„Weibliches Geschlecht? Sieh mal den Pilz an!“

„Bin ich der Pilz?“

„Ja, das bist du. Was geht es dich denn an, daß ich mich verspätete? Das bedeutet doch, daß es nötig war“, brummte Agassja, indem sie anfang, sich beim Ofen zu schaffen zu machen; sie sagte das aber durchaus nicht mit unzufriedener und zorniger Stimme, vielmehr in sehr zufriedener Tone, gleich als ob sie sich über die Gelegenheit freue, mit dem lustigen Herrnsöhnchen sich zu unterhalten.

„Höre, leichtsinniges altes Weib,“ begann Krasotkin, indem er sich vom Diwan erhob, „kannst du mir schwören bei allem, was es Heiliges auf dieser Erde gibt und außerdem noch bei irgend etwas, daß du in meiner Abwesenheit ununterbrochen auf die Knirpse achtgeben wirst? Ich gehe aus.“

„Aber weshalb werde ich dir denn schwören?“ und Agassja lachte. „Auch so werde ich schon achtgeben.“

„Nein, nur wenn du bei dem ewigen Heil deiner Seele geschworen hast. Sonst werde ich nicht ausgehen.“

„So bleib denn zu Hause. Was geht das mich an, draußen ist es kalt, sitz daheim!“

„Ihr Knirpse,“ wandte sich Kolja an die Kinderchen, „dieses Weib wird bei euch bleiben bis zu meiner Rückkehr oder bis zur Rückkehr eurer Mutter, denn auch die mußte schon längst zurück sein. Außerdem wird sie euch Frühstück geben. — Wirst du ihnen etwas geben, Agassja?“

„Das ist möglich.“

„Auf Wiedersehen, Nestlinge, ich gehe mit ruhigem Herzen. Du aber, Großmütterchen,“ sprach er halblaut und wichtig, während er an Agafja vorüberging, „ich hoffe, du wirst ihnen nicht eure üblichen Weiberdummheiten über die Katharina vorlügen, du wirst das Kindesalter schonen. Hierher, Pereswon!“

„Mach, daß du zu — Gott kommst“, sprach schon bissig und mit Mut Agafja. „Lächerlicher Kerl! Durchprügeln müßte man dich, so ist es, für solche Worte!“

3

Die Schulknaben

Über Kolja hatte schon nichts mehr gehört. Endlich konnte er ausgehen. Als er hinaustrat, blickte er sich um, zog die Schultern hoch, murmelte: „Es friert“ und schritt erst gerade die Straße entlang und dann nach rechts durch eine Seitengasse zum Marktplatz. Am letzten Hause vor dem Plage blieb er am Tore stehen, nahm eine Pfeife aus der Tasche und pfiff aus aller Kraft, als ob er ein verabredetes Zeichen gebe. Er brauchte nicht mehr als eine Minute zu warten, da sprang plötzlich aus der Pforte ein rotbäckiger Knabe von elf Jahren auf ihn zu, der ebenfalls ein warmes, reines und sogar elegantes Mäntelchen anhatte. Das war der Knabe Smuroff, der die Vorbereitungsklasse besuchte (während Kolja Krasotkin schon zwei Klassen höher saß), der Sohn eines vermögenden Beamten, dem, so scheint es, die Eltern verboten hatten, mit Krasotkin zu verkehren, da das der „bekannteste aller verzweifelten Spitzbuben“ sei, so daß Smuroff augenscheinlich jetzt heimlich herausgekommen war. Dieser Smuroff — der Leser wird das nicht vergessen haben — war einer von jener Gruppe Knaben, die vor zwei Monaten über den Kanal hinüber nach

Ijuscha Steine warfen, und der damals Alescha Karamasoff von Ijuscha erzählt hatte.

„Schon eine ganze Stunde erwarte ich Sie, Krasotkin“, sprach Smuroff mit entschlossener Miene, und die Knaben gingen zum Plaze hin.

„Ich verspätete mich“, antwortete Krasotkin. „Es gibt Gründe. Wird man dich denn nicht durchprügeln, weil du mit mir bist?“

„Nun, hören Sie doch auf, prügelt man mich denn? Auch Pereswon ist mit Ihnen?“

„Auch Pereswon!“

„Auch ihn nehmen Sie dahin mit?“

„Auch ihn!“

„Ach, wenn doch Schutschka da wäre!“

„Das ist unmöglich. Schutschka existiert gar nicht. Schutschka verschwand im Dunkel des Unbekannten.“

„Ach, könnte man es denn nicht so machen,“ und plötzlich blieb Smuroff stehen: „Ijuscha sagt doch, Schutschka sei auch so struppig und auch so grau, rauchfarbig wie Pereswon — kann man denn nicht sagen, daß jene selbe Schutschka tatsächlich noch lebt, er wird es vielleicht auch glauben?“

„Schulfnabe, verabscheue die Lüge, dies zum ersten, sogar für ein gutes Werk verabscheue sie, dies zum zweiten! Aber die Hauptsache: ich hoffe, du hast dort nichts von meinem Besuche verraten?“

„Gott behüte, ich verstehe das doch auch. Mit Pereswon wirst du ihn aber nicht trösten“, seufzte Smuroff. „Weißt du was? Sein Vater, das heißt der ‚Badebast‘, hat uns gesagt, er werde ihm heute ein Hündchen bringen, einen wirklichen Bullenbeißer mit schwarzer Nase, er glaubte, er werde damit Ijuscha trösten, nur wird das kaum so sein!“

„Wie geht es ihm aber selber, ich meine Ijuscha?“

„Ach, schlecht, schlecht! Ich glaube, er hat Schwindsucht. Er ist völlig bei Bewußtsein, er atmet so — er atmet nur so, nicht gut atmet er. Neulich bat er, man möchte ihn im Zimmer herumführen; man zog ihm seine Stiefelchen an, er wollte gehen, ja, und er fällt hin. ‚Ach,‘ sprach er, ‚ich habe dir doch gesagt, Vater, daß daran meine schlechten Stiefelchen schuld sind, die früheren, in ihnen war es auch vordem schon unbequem zu gehen.‘ Da glaubte er denn, er sei seiner Stiefel wegen gefallen, es war aber ganz einfach aus Schwäche. Er wird keine Woche mehr leben. Herzensstube besucht ihn. Jetzt sind sie wieder reich, sie haben viel Geld.“

„Schelme sind es.“

„Wer ist ein Schelm?“

„Die Doktoren und das ganze medizinische Gesindel, ganz im allgemeinen und versteht sich auch schon im besonderen. Ich verneine die Medizin. Das ist eine nutzlose Einrichtung. Ich erforsche übrigens noch dies alles. Was sind indes dort bei euch für Sentimentalitäten aufgekommen? Es scheint, ihr seid dort die ganze Klasse?“

„Nicht alle, vielmehr so etwa zehn Mann von uns gehen immer hin, jeden Tag. Das hat aber nichts zu bedeuten.“

„Es erstaunt mich nur in dem allem die Rolle des Alescha Karamasoff: seinen Bruder wird man morgen oder übermorgen wegen eines solchen Verbrechens richten, und er hat so viel Zeit, mit Knaben sentimental zu sein.“

„Da ist ganz und gar keine Sentimentalität dabei, du gehst ja doch selber jetzt, um dich mit Iljuschka zu versöhnen!“

„Zu versöhnen? Was ist das für ein lächerlicher Ausdruck. Ich erlaube übrigens niemandem, meine Handlungen zu analysieren.“

„Aber wie froh wird Iljuschka über dich sein! Er ahnt ja gar nicht, daß du kommen wirst. Weshalb, weshalb hast du denn so lange nicht kommen wollen?“ rief plötzlich Smuroff mit Wärme aus.

„Lieber Junge, das ist meine Sache und nicht deine. Ich gehe selber zu ihm aus eigenem Antrieb, weil so mein Wille ist. Euch alle aber hat Alexej Karamasoff hingeschleppt, das heißt doch, da ist ein Unterschied! Und woher weißt du es denn, vielleicht komme ich ganz und gar nicht, um mich zu versöhnen? Ein dummer Ausdruck!“

„Durchaus nicht Karamasoff, ganz und gar nicht er. Die Unsrigen begannen ganz einfach von selber hinzugehen, natürlich zuerst mit Karamasoff. Auch ist gar nichts dergleichen vorgefallen, keinerlei Dummheiten. Erst kam einer, dann der andere. Sein Vater war furchtbar froh über uns. Du weißt, er wird einfach verrückt werden, wenn Iljuscha sterben wird. Er sieht ja, daß Iljuscha sterben wird. Aber wie gerade er selber sich darüber freut, daß wir uns mit Iljuscha versöhnten! — Iljuscha fragte nach dir, weiter fügte er nichts hinzu. Er fragt und verstummt. Sein Vater aber wird verrückt werden oder sich erhängen. Er benahm sich ja auch schon vordem wie ein Gestörter. Du weißt, das ist ein edler Mensch, und damals ist ein Fehler begangen worden. An dem allem ist dieser Vatermörder schuld, weil er ihn damals verprügelte.“

„Aber gleichwohl ist Karamasoff für mich ein Rätsel. Ich hätte längst schon mit ihm bekannt werden können, in gewissen Fällen liebe ich es aber, stolz zu sein. Zudem bildete ich mir eine ganz bestimmte Vorstellung von ihm, die ich noch nachprüfen und klären muß.“

Kolja verstummte gewichtig, Smuroff gleichfalls. Smuroff, versteht sich, erstarb in Ehrfurcht vor Kolja Krasotkin und wagte nicht einmal daran zu denken, sich mit ihm zu vergleichen. Jetzt aber war seine Teilnahme ganz furchtbar erregt, weil Kolja erklärt hatte, er gehe „ganz aus eigenem Anlaß“, und es lag da also zweifellos geradezu ein Rätsel darin, daß es Kolja plöz-

lich eingefallen war, jetzt und gerade heute hinzugehen. Sie schritten über den Marktplatz, auf dem diesmal viele vom Lande gekommene Fuhrer und viel herbeigetriebenes Geflügel waren. Die städtischen Marktweiber handelten unter ihren Schutzdächern mit Kringeln, Nähfaden und anderm. Solche sonntägliche Märkte werden bei uns in der Stadt naive Jahrmärkte genannt, und ihrer gibt es viele in jedem Jahre. Pereswon lief in der heitersten Gemütsverfassung dahin, indem er sich unaufhörlich nach rechts und nach links drehte, um irgendwo an irgend etwas zu schnuppern. Wenn er andern Hündchen begegnete, so beroch er sich mit ihnen nach allen Regeln der Kunst.

„Ich liebe es, das wirkliche Leben zu beobachten, Smuroff“, begann plötzlich Kolja. „Hast du bemerkt, daß die Hunde sich beschnuppern, wenn sie einander begegnen? Da wirkt bei ihnen ein ganz bestimmtes Naturgesetz, das ihnen allen gemein ist.“

„Ja, und was für ein lächerliches.“

„Das heißt, es ist nicht lächerlich, darin hast du unrecht. In der Natur gibt es überhaupt nichts Lächerliches, wie es auch immer dem Menschen mit seinen Vorurteilen vorkommen mag. Wenn die Hunde urteilen und kritisieren könnten, so würden sie wahrscheinlich ebensoviel, wenn nicht bei weitem mehr für sich lächerlich finden in den sozialen Beziehungen der Menschen untereinander und der über sie Herrschenden — wenn nicht weit mehr; dieses wiederhole ich deshalb, weil ich fest überzeugt bin, daß es bei uns bei weitem mehr Dummheiten gibt. Das ist ein Gedanke des Rakitin, ein bedeutender Gedanke. Ich bin Sozialist, Smuroff!“

„Was ist das, Sozialist?“ fragte Smuroff.

„Das ist: wenn alle gleich wären, alle dieselbe allgemeine Anschauung hätten, es keine Ehen gäbe, mit der Religion und allen Gesetzen es aber so gehalten werde, wie es einem jeden gerade

zusagt, und dazu auch alles übrige. Du bist noch zu jung dafür, für dich ist es zu früh. Es ist übrigens kalt."

"Ja, zwölf Grad. Vorhin hat mein Vater nach dem Thermometer geschaut."

"Hast du auch bemerkt, Smuroff, daß, wenn es mitten im Winter fünfzehn oder sogar achtzehn Grad ist, es einem nicht so kalt zu sein scheint, wie zum Beispiel jetzt, zu Beginn des Winters, wenn plötzlich unverhofft ein Frost wie jetzt, von zwölf Grad, einen überfällt, ja, und dazu noch, wenn wenig Schnee liegt. Das heißt, die Menschen haben sich noch nicht daran gewöhnt. Bei den Menschen macht alles die Gewohnheit, sogar in ihren staatlichen und politischen Beziehungen. Die Gewohnheit — das ist der Hauptbeweggrund. Was ist das übrigens da für ein lächerlicher Bauer?"

Kolja wies auf einen in reifen Jahren stehenden Bauern hin, der einen Schafpelz trug, von gutmütigem Gesichtsausdruck war und bei seiner Fuhre stehend vor Kälte seine Hände, die in Faustlingen steckten, aneinanderschlug. Sein langer dunkelblonder Bart war völlig bereift.

"Dem Bauern da ist der Bart gefroren!" rief laut und handelsüchtig Kolja, als er an ihm vorüberging.

"Vielen ist er gefroren", murmelte ruhig und sentenziös der Bauer zur Antwort.

"Rede ihn doch nicht!" bemerkte Smuroff.

"Das hat nichts zu sagen, er wird nicht böse werden, er ist gut. Leb wohl, Matwei!"

"Leb wohl!"

"Heißt du denn wirklich Matwei?"

"Matwei. Hast du das denn nicht gewußt?"

"Nein, ich sagte es aufs Geratewohl."

"Sieh mal an, du gehst wohl zur Schule?"

"Ja."

„Wie denn, prügelt man dich?“

„Nicht gerade sehr, vielmehr so.“

„Tut es weh?“

„Ohne das geht es nicht ab!“

„Ach, das Leben!“ seufzte der Bauer aus ganzem Herzen.

„Leb wohl, Matwei!“

„Leb wohl! Du bist ein liebes Bürschchen, das bist du.“

„Das ist ein guter Bauer“, sprach Kolja zu Smuroff. „Ich liebe es, mich mit dem Volke zu unterhalten, und bin immer froh, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

„Weshalb hast du ihm denn vorgelogen, daß man bei uns prügelt?“ fragte Smuroff.

„Man mußte ihn doch trösten!“

„Weshalb denn das?“

„Siehst du, Smuroff, ich liebe es nicht, daß man zum zweiten Male fragt, wenn man es nicht beim ersten Worte versteht. Manches kann man auch gar nicht erklären. Nach der Vorstellung des Bauern schlägt man die Schulknaben, und muß das auch so sein. Was ist das denn wohl für ein Schulknabe, wenn man ihn nicht prügelt? Und plötzlich werde ich sagen, daß man bei uns überhaupt nicht schlägt; hierüber wird er doch betrübt sein. Übrigens begreifst du das aber gar nicht. Mit dem Volke muß man zu sprechen verstehen.“

„Fange aber, bitte, nur nicht zu necken an, sonst wird wiederum eine Geschichte herauskommen, wie damals mit jener Gans.“

„Hast du denn Angst?“

„Lache nicht, Kolja, bei Gott, ich habe Angst! Mein Vater wird fürchtbar böse werden. Es ist mir streng verboten, mit dir zu gehen.“

„Sei nur ohne Sorge! Diesmal wird gar nichts vorkommen. Guten Tag, Nataſcha“, schrie er einer der unter den Schußbäckern sitzenden Händlerinnen zu.

„Was bin ich dir denn für eine Natascha, ich bin Maria“, antwortete mit freischender Stimme die Händlerin, ein bei weitem noch nicht altes Weib.

„Das ist gut, daß du Maria bist, leb wohl!“

„Ach du Lausbub, von der Erde sieht man ihn kaum, aber das versteht er schon!“

„Ich habe keine Zeit, ich habe keine Zeit für dich, am nächsten Sonntag wirst du es mir erzählen“, und Kolja machte eine abwehrende Handbewegung, gleich als ob sie ihm zusehe, und nicht er ihr.

„Aber was soll ich dir denn am Sonntag erzählen? Selber hast du dich an mich gehängt, ich aber nicht an dich, frecher Kerl“, schrie immer lauter Maria. „Durchprügeln sollte man dich, das ist es, du bist ein bekannter Beleidiger, das ist es!“

Unter den übrigen Händlerinnen, die an ihren Ständen neben der Maria handelten, erhob sich ein Gelächter, als plötzlich aus einer Arkade der städtischen Läden mir nichts, dir nichts ein erregter Mann herausprang, augenscheinlich ein Handelsgehilfe, aber keiner von unsern, vielmehr von den angereisten, in langschößigem blauen Kasten, mit einer Schildmütze. Er war noch jung und hatte dunkelblonde Locken und ein langes, bleiches, poßennarbiges Gesicht. Er schien von einer ganz dummen Aufregung befallen und begann sogleich Kolja mit der Faust zu drohen.

„Ich kenne dich!“ rief er mit gereizter Stimme. „Ich kenne dich!“

Kolja sah ihn starr an. Er konnte sich nicht daran entsinnen, wann er mit diesem Menschen irgendeinen Handel gehabt haben mochte. Er hatte aber eine ganze Menge Handel auf der Straße gehabt, er konnte sich gar nicht an alle entsinnen.

„Kennst du mich?“ fragte er ihn ironisch.

„Ich kenne dich! Ich kenne dich!“ wiederholte wie ein Dummkopf der Kleinbürger.

„Um so besser für dich. Nun, ich habe keine Zeit. Leb wohl!“

„Was treibst du denn Unfug?“ schrie der Kleinbürger. „Du willst wieder Unfug treiben! Ich kenne dich! Willst du wieder Unfug treiben?“

„Dies, Bruder, geht dich jetzt nichts an, daß ich Unfug treibe“, sprach Kolja, indem er stehen blieb und ihn immer noch anblickte.

„Wie geht es mich denn nichts an?“

„So, es geht dich nichts an!“

„Aber wen denn? Wen denn? Nun, wen denn?“

„Dies, Bruder, ist jetzt des Triphon Nikititschs Sache, nicht aber die deine.“

„Was ist denn das für ein Triphon Nikititsch?“ fragte mit dummem Staunen, wenn auch immer noch ebenso wütend, der Bursche und blickte Kolja an. Kolja maß ihn mit einem gewichtigen Blick.

„Bist du in die Himmelfahrtskirche gegangen?“ fragte er ihn plötzlich streng und eindringlich.

„In was für eine Himmelfahrtskirche? Wozu denn? Nein, ich ging nicht dahin“, und der Bursche ward ein wenig verduzt.

„Kennst du den Sabanejeff?“ fuhr Kolja noch eindringlicher und strenger fort.

„Was für einen Sabanejeff denn? Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Nun, dann kann dich auch der Teufel holen!“ schnitt ihm plötzlich Kolja das Wort ab, drehte sich nach rechts um und ging rasch seines Weges, gleich als ob er es sogar unter seiner Würde finde, auch nur mit einem solchen Tölpel zu sprechen, der nicht einmal den Sabanejeff kennt.

„Warte doch, du da! Ei! was für einen Sabanejeff denn?“ besann sich plötzlich der Bursche, indem er wiederum ganz in

Aufregung geriet. „Wovon sprach er denn da?“ und er wandte sich plötzlich an die Händlerinnen, wobei er sie dumm ansah.

Die Weiber brachen in Lachen aus.

„Das ist ein pfiffiges Bürschchen!“ sprach eine von ihnen.

„Was für einen Sabanejeff denn, was für einen Sabanejeff meint er denn da?“ wiederholte immer wieder mit Mut der Bursche, wobei er mit der rechten Hand eine fragende Bewegung machte.

„Da muß er aber wohl den Sabanejeff im Sinne haben, der bei den Kusmitscheffs diente, so muß es wohl sein“, erriet plötzlich eins der Weiber.

Der Bursche sah sie verständnislos an.

„Bei Kusmitscheffs?“ sprach ein anderes Weib. „Ja, was ist denn das für ein Triphon? Jener heißt Kusma, nicht aber Triphon, das Bürschchen nannte aber Triphon Nikititsch, das ist demnach nicht er!“

„Das ist, siehst du, nicht Triphon und nicht Sabanejeff, das ist Tschischoff“, mischte sich plötzlich ein drittes Weib ein, das bis dahin geschwiegen und mit ernster Miene zugehört hatte.

„Alexej Iwanowitsch heißt er, Tschischoff Alexej Iwanowitsch!“

„Das ist auch so, daß es Tschischoff ist“, bestätigte mit Nachdruck ein viertes Weib.

Ganz verwirrt blickte der Bursche bald auf diese, bald auf jene.

„Ja, weshalb fragte er denn, ihr guten Leute, weshalb fragte er denn: Kennst du Sabanejeff?“ rief er schon fast in Verzweiflung aus. „Aber der Teufel weiß, was das für ein Sabanejeff ist!“

„Was bist du denn so einfältig, es sagen dir doch die da, es sei nicht Sabanejeff, vielmehr Tschischoff, Alexej Iwanowitsch Tschischoff, das ist es!“ schrie ihm belehrend eine Händlerin zu.

„Was denn für ein Tschischoff? Nun, was denn für einer? Sprich, wenn du es weißt!“

„Das ist doch ein langer, rothhäutiger Bursche! Vorigen Sommer hat er auf dem Markt gegessen.“

„Aber wozu brauche ich denn deinen Tschischoff, ihr guten Leute, wie?“

„Wie soll ich es denn wissen, wozu du ihn nötig hast!“

„Aber wer kennt dich denn, wozu du ihn brauchst?“ ergriff eine andere das Wort. „Selber mußt du wissen, wozu er dir nötig ist, wenn du da zankst. Er hat es doch zu dir gesagt, doch nicht zu uns, du dummer Kerl, du. Oder kennst du ihn wirklich nicht?“

„Wen?“

„Den Tschischoff.“

„Aber der Teufel soll ihn holen, den Tschischoff, und dich mit ihm! Ich werde ihn durchprügeln, das ist es! Er hat sich über mich lustig gemacht!“

„Den Tschischoff willst du durchprügeln? Vielleicht er dich! Ein Dummkopf bist du, das ist es!“

„Nicht den Tschischoff, du böses Weib, du Schadenstifterin; den Buben werde ich durchprügeln. Halt ihn! halt ihn, er hat mich zum besten gehabt!“

Die Weiber lachten. Kolja aber war schon weit und schritt mit der Miene eines Siegers dahin. Smuroff ging neben ihm und sah sich immer wieder nach der in der Ferne schreienden Gruppe um. Auch ihm war es sehr lustig zumute, wiewohl er immer noch fürchtete, mit Kolja irgendwie in eine Geschichte verwickelt zu werden.

„Nach welchem Sabanejeff hast du ihn denn gefragt?“ erkundigte er sich bei Kolja, und er fühlte die Antwort voraus.

„Was weiß ich denn, nach welchem? Jetzt werden sie bis zum Abend einander anschreien. Ich liebe es, die Schafsköpfe in Bewegung zu setzen in allen Schichten der Gesellschaft. Da steht

auch noch ein Tölpel, dieser Bauer da. Merke dir, man sagt: ‚Es gibt nichts Dümmeres als einen dummen Franzosen.‘ Aber auch der russische Gesichtsausdruck verrät sich. Nun, steht nicht bei dem da im Gesicht geschrieben, daß er ein Dummkopf ist, bei dem Bauern da, wie?“

„Laß ihn in Ruhe, Kolja, laß uns vorübergehen!“

„Um keinen Preis werde ich ihn ungeschoren lassen, ich bin jetzt in Laune gekommen. Heda! Guten Tag, Bauer!“

Ein kräftiger Bauer, der langsam vorüberging und wohl schon getrunken hatte, mit rundem, einfachem Gesichte und graumeliertem Barte, erhob den Kopf und blickte das Bürschchen an.

„Nun, guten Tag, wenn du nicht Spaß machst“, sprach er langsam zur Antwort.

„Wenn ich aber Spaß mache?“ lachte Kolja.

„Wenn du aber Spaß machst, so tue du es nur, Gott mit dir! Das hat nichts zu sagen, das darf man. Es ist das immer erlaubt, daß man Spaß macht.“

„Verzeih, Bruder, ich machte mich lustig über dich.“

„Nun, und Gott verzeihe dir!“

„Verzeihst denn du mir?“

„Gar sehr verzeihe ich. Geh deiner Wege!“

„Sieh mal an, du bist ja, ja, du bist am Ende gar noch ein kluger Bauer?“

„Kluger als du“, antwortete der Bauer unerwartet und ernst wie bisher.

„Doch wohl kaum“, sprach Kolja und ward etwas verlegen.

„Ich sage die Wahrheit.“

„Aber am Ende ist es gar auch so.“

„So ist es, Bruder.“

„Leb wohl, Bauer!“

„Leb wohl!“

„Es gibt verschiedenerlei Bauern“, bemerkte Kolja zu Smuroff nach einigem Schweigen. „Woher hätte ich denn wissen können, daß ich mit einem gescheiten Kerl anbändelte? Ich bin immer bereit, die Klugheit im Volke anzuerkennen.“

In der Ferne auf der Kirchenuhr schlug es halb zwölf. Die Knaben fingen an sich zu beeilen, und den übrigens noch ziemlich langen Weg bis zur Wohnung des Stabskapitans Snegirjeff gingen sie rasch und schon fast ohne miteinander zu sprechen. Etwa zwanzig Schritte vor dem Hause blieb Kolja stehen und befahl Smuroff vorauszugehen und ihm Karamasoff hierher herauszurufen.

„Man muß vorher einander beschnuppern“, bemerkte er zu Smuroff.

„Ja, weshalb soll ich ihn denn heraustrufen?“ wollte Smuroff entgegnen. „Gehe du doch so hinein, man wird sich furchtbar über dich freuen! Aber sonst, wie willst du denn draußen in der Kälte seine Bekanntschaft machen?“

„Das weiß ich schon, weshalb ich es nötig habe, daß er hierher in den Frost heraustritt“, schnitt ihm despotisch Kolja das Wort ab (was er diesen „Kleinen“ gegenüber gar sehr zu tun liebte), und Smuroff lief, seinen Befehl auszuführen.

4

Schuschka

Kolja lehnte sich mit ernstem Gesichtsausdruck an den Zaun und begann die Ankunft Aleschas zu erwarten. Ja, ihm wünschte er längst schon zu begegnen. Er hatte über ihn viel von den Knaben gehört, doch hatte er bis dahin immer eine verächtlich gleichgültige Miene zur Schau getragen, wenn man ihm von

Alescha erzählte, er kritisierte ihn sogar in solchen Augenblicken. In'sgeheim wünschte er aber gar sehr seine Bekanntschaft zu machen. In allem, was man ihm von Alescha erzählt hatte, war irgend etwas, was ihn sympathisch berührte und ihn anzog. So war denn der gegenwärtige Augenblick ein wichtiger für ihn; zunächst war es nötig, sich nicht zu blamieren, Unabhängigkeit zu beweisen. Sonst wird es Alescha in den Sinn kommen, daß ich dreizehn Jahre alt bin, und er wird mich dann für gerade so einen kleinen Jungen halten, wie auch jene sind. Und was sind ihm denn eigentlich diese kleinen Jungen? Das werde ich ihn fragen, wenn ich ihm nähertrete. Dumm ist es aber gleichwohl, daß ich von so kleinem Wuchse bin. Tufikoff ist jünger als ich, dabei aber um einen halben Kopf größer. Das Gesicht ist übrigens bei mir gescheit, ich bin nicht hübsch, ich weiß, daß ich häßlich bin von Angesicht, mein Gesicht ist aber klug. Man muß sich auch nicht allzu sehr aussprechen, denn sonst gibt es gleich Umarmungen, und er wird auch glauben . . . Pfui! Wie ekelig das sein wird, wenn er das glauben wird!"

In solcher Aufregung war Kolja, und dabei bemühte er sich aus aller Kraft, die Miene größter Unabhängigkeit aufzusetzen. Die Hauptsache: ihn ärgerte sein kleiner Wuchs; nicht so sehr sein „ekliges“ Gesicht, wie sein Wuchs. Zu Hause in einer Ecke war an der Wand schon vom vorigen Jahre an mit Bleistift ein Strich gezogen, durch den er seinen Wuchs bezeichnet hatte, und von da an ging er alle zwei Monate, jedesmal in großer Erregung, dahin, um sich wiederum zu messen, wieviel er gewachsen war. Aber o weh! Er wuchs sehr wenig, und das brachte ihn bisweilen geradezu zur Verzweiflung. Was aber sein Gesicht betraf, so war es durchaus nicht „eklig“, im Gegenteil ganz hübsch, weiß und bleich mit Sommer sprossen. Seine grauen, nicht großen, aber lebhaften Auglein schauten kühn drein und leuch-

teten häufig vor Empfindung. Seine Backenknochen waren etwas breit, die Lippen klein, nicht sehr dick, aber hübsch. Seine Nase war klein, entschieden eine Stülpnase, und: „Völlig eine Stumpfnase, durchaus eine Stumpfnase!“ flüsterte Kolja für sich, wenn er in den Spiegel sah, und er ging dann immer verdrießlich vom Spiegel fort. „Ja, das Gesicht wird wohl auch kaum klug sein!“ dachte er bisweilen, indem er sogar auch daran zweifelte. Man muß übrigens nicht annehmen, daß die Sorge um sein Gesicht und seinen Wuchs seine ganze Seele erfüllt habe. Im Gegenteil! Wie peinlich ihm auch die Augenblicke vor dem Spiegel waren, er vergaß sie stets wieder rasch und sogar auf lange, „indem er sich völlig den Ideen und dem tatsächlichen Leben hingab“, wie er selber seine Tätigkeit zu bezeichnen pflegte.

Alescha erschien bald und ging rasch auf Kolja zu; schon auf wenige Schritte Entfernung bemerkte dieser, daß Alescha eine ganz frohe Miene zur Schau trug.

„Ist er wirklich so froh über mich?“ dachte Kolja mit Vergnügen. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir übrigens bemerken, daß Alescha sich sehr verändert hatte seit der Zeit, daß wir ihn verließen: er trug keine Kutte mehr, vielmehr einen gut sitzenden Rock, einen runden weichen Hut, und seine Haare waren kurz geschnitten. Dies alles hatte ihn sehr verschönt, und er hatte durchaus das Ansehen eines netten Burschen. Sein hübsches Gesicht hatte stets einen heiteren Ausdruck gehabt, aber diese Heiterkeit war ganz still und ruhig. Zu Koljas Staunen war Alescha zu ihm gerade so herausgekommen, wie er im Zimmer gegessen hatte: ohne Mantel, er hatte sich augenscheinlich beeilt. Er streckte ohne weiteres Kolja seine Hand hin.

„Da sind Sie denn endlich auch, wie haben wir alle Sie erwartet!“

„Es gab Gründe, von denen Sie sogleich erfahren werden. Auf jeden Fall bin ich froh, Ihre Bekanntschaft zu machen. Längst habe ich die Gelegenheit dazu erwartet und viel von Ihnen gehört“, murmelte etwas außer Atem Kolja.

„Ja, wir wären wohl auch so miteinander bekannt geworden, auch ich habe viel von Ihnen gehört, hier aber, gerade hierher sind Sie zu spät gekommen.“

„Sagen Sie doch, wie steht es denn hier?“

„Iljuscha geht es sehr schlecht, er wird zweifellos sterben.“

„Was sagen Sie da? Gestehen Sie, daß die Medizin ein Schwindel ist, Karamasoff!“ rief Kolja mit Feuer aus.

„Iljuscha entsann sich häufig, sehr häufig an Sie, sogar, wissen Sie, im Schlafe, wenn er phantasierte. Es geht daraus hervor, daß Sie ihm sehr, sehr teuer waren, vordem . . . bis zu jenem Vorfall . . . mit dem Messerchen. Da ist aber auch noch eine Ursache . . . Sagen Sie, ist dies Ihr Hund?“

„Ja, er heißt Pereswon.“

„Nicht aber Schutschka?“ und Alescha schaute Kolja betrübt in die Augen. „Jener ist also wirklich verschwunden?“

„Ich weiß, daß Sie alle Schutschka haben möchten, ich hörte alles“, und Kolja lächelte rätselhaft. „Hören Sie, Karamasoff, ich werde Ihnen die ganze Sache aufklären und hauptsächlich das, weswegen ich gekommen bin; deshalb habe ich Sie auch herausgerufen, um Ihnen im voraus diesen ganzen Streich zu erklären, noch bevor wir eintreten werden“, begann er lebhaft. „Sehen Sie, Karamasoff, im Frühjahr trat Iljuscha in die Vorbereitungs-klasse ein. Nun, es ist bekannt, was unsere Vorbereitungs-klasse ist: kleine Jungen, Kinder. Iljuscha begannen sie denn auch sogleich schon zu necken. Ich sitze zwei Klassen höher und versteht sich, ich sehe aus der Ferne zu, von der Seite. Ich sehe, der Knabe ist klein, schwächlich, aber er

fügt sich nicht, er raust sogar mit ihnen, er ist stolz, seine Auglein leuchten: solche Burschen liebe ich. Sie aber necken ihn nur noch um so mehr. Die Hauptsache: er hatte damals ein schlechtes Mäntelchen, die Hosen ziehen sich nach oben, die Stiefel haben Hunger. Sie neckten ihn denn auch deswegen. Sie erniedrigen ihn. Nun, das liebe ich schon gar nicht, sogleich trat ich für ihn ein und gab ‚Extrapfeffer‘. Ich schlage sie, ja, und sie vergöttern mich, wissen Sie das, Karamasoff?“ prahlte Kolja in seinem Drang, sich mitzuteilen. „Ja, und überhaupt liebe ich das Kindervolk. Auch jetzt sitzen bei mir zu Hause zwei Nestlinge mir auf dem Hals, sie haben mich sogar heute aufgehalten. So hörten sie denn auf, Iljuscha zu schlagen, und ich nahm ihn unter meinen Schutz. Ich sehe, der Knabe ist stolz, dieses sage ich Ihnen schon, daß er stolz ist; schließlich aber ergab er sich mir sklavisch, erfüllte meine geringsten Befehle, hört auf mich wie auf Gott, ist bestrebt, mir nachzueifern. In den Pausen zwischen dem Unterricht kommt er sogleich schon zu mir, und wir gehen zusammen. Sonntags ebenso. Bei uns im Gymnasium lacht man darüber, wenn ein älterer Knabe auf einem solchen Fuße steht mit einem kleineren; das ist aber nur ein Vorurteil. So mag ich es nun einmal, und damit basta, nicht wahr? Ich lehre ihn, entwickle ihn – weshalb, sagen Sie mir doch, kann ich ihn nicht entwickeln, wenn er mir gefällt? Sehen Sie, gerade Sie selber, Karamasoff, haben sich mit allen diesen Nestlingen angefreundet, das heißt doch, Sie wollen einwirken auf das junge Geschlecht, es entwickeln, ihm nützlich sein? Und ich gestehe es, dieser Zug in Ihrem Charakter, den ich vom Hörensagen erfuhr, hat mich am allermeisten interessiert. Übrigens zur Sache: ich bemerke also, daß sich in dem Knaben eine gewisse Gefühlseligkeit, Sentimentalität entwickelt, ich aber, wissen Sie, bin ein entschiedener Feind aller kälberner Zärtlichkeiten vom Tage

meiner Geburt an. Und dazu noch der Widerspruch: er ist stolz, mir aber sflavisch ergeben — sflavisch ergeben, und dabei plötzlich funkeln seine Augen, und er will sogar nicht einmal mir beistimmen, er streitet, will nicht nachgeben. Ich spreche bisweilen mancherlei Gedanken aus. Nicht, daß er nicht einverstanden wäre mit ihnen, ich sehe vielmehr ganz einfach, daß er sich persönlich gegen mich auflehnt, weil ich auf seine Zärtlichkeiten nur mit Kälte antworte. Und da, um ihn auf die Probe zu stellen, werde ich immer kälter, je zärtlicher er ist, absichtlich tue ich das, so ist schon meine Überzeugung. Ich hatte die Absicht, seinen Charakter zu bilden, ihn auszugleichen, einen Menschen aus ihm zu machen . . . nun, und da . . . Sie verstehen mich natürlich, wenn ich auch nur Andeutungen mache. Plötzlich bemerke ich, er ist einen Tag, den nächsten, den übernächsten verstorbt, er grämt sich, aber schon nicht mehr über Zärtlichkeiten, vielmehr über etwas anderes, was stärker und höher ist. Ich denke, was ist denn da für eine Tragödie? Ich dringe in ihn und erfahre folgendes: Er war irgendwie mit Smerdjakoff, dem Diener Ihres verstorbenen Vaters (der damals noch lebte), zusammengekommen, und der hatte ihn, das Dummköpfchen, einen dummen Streich gelehrt, das heißt einen viehischen Streich, einen gemeinen Streich — ein Stück Brot zu nehmen, das Weiche aus ihm, eine Stecknadel hineinzustecken und es irgendeinem Hofhunde hinzuwerfen, von denen, die aus Heißhunger den Bissen verschlingen, ohne ihn zu fauen — und dann zuzuschauen, was daraus wird. Da hatten sie denn auch einen solchen Bissen hergestellt und ihn dieser selben struppigen Schutzschka hingeworfen, über die jetzt ein solcher Lärm gemacht wird. Es war dies ein Hund aus einem solchen Hofe, wo man ihn ganz einfach nicht fütterte, und darum bellt er denn auch den ganzen Tag. (Lieben Sie dieses dumme Bellen, Karamasoff? Ich

kann es nicht ausstehen.) Dieser Hund stürzte sich denn auch nur so auf den Bissen, verschlang ihn und fing dann an zu winseln. Er drehte sich im Kreise herum und fing an zu laufen, zu laufen, und winselte immerzu, und entschwand — so pflegte es mir Iljuscha selber zu erzählen. Er berichtet mir und weint dabei — er weint, umarmt mich und schluchzt: ‚Er läuft und winselt, er läuft und winselt‘ — nur dies allein wiederholt er immerzu; dies Bild hatte den größten Eindruck auf ihn gemacht. Nun, ich sehe, das sind Gewissensbisse. Ich nahm die Sache ernst. Ich wollte, und das ist die Hauptsache, ihm auch für das Frühere eine Lehre geben, so daß ich, ich gestehe das ein, dort nicht ganz aufrichtig war, mich so stellte, als ob ich einen solchen Unwillen empfinde, wie ich ihn vielleicht überhaupt gar nicht empfand: ‚Du‘, sage ich, ‚hast etwas Niedriges begangen, du bist ein Schuft, ich werde natürlich das nicht ausposaunen, aber vorerst will ich mit dir nichts zu tun haben. Ich werde diese Sache bedenken und dich durch Smuroff wissen lassen (das ist ja dieser selbe Junge, der gerade eben mit mir kam, und der mir stets ergeben war): ob ich hinfort die Beziehungen mit dir aufrechterhalten, oder ob ich dich als einen Schuft auf ewig aufgeben werde.‘ Dies hat einen furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht. Ich gestehe es, ich habe damals schon gefühlt, daß ich vielleicht allzu streng gewesen bin; was soll man aber machen, so war nun einmal mein damaliger Gedanke. Tags darauf schickte ich Smuroff zu ihm und lasse durch ihn Iljuscha wissen, daß ich mit ihm weiter ‚nicht spreche‘, so sagt man nämlich bei uns, wenn zwei Kameraden den Verkehr miteinander aufgeben. Das Geheimnis liegt darin, daß ich ihn im ganzen nur wenige Tage mir fernhalten, darauf aber, wenn ich seine Reue sähe, ihm wieder meine Hand hinstrecken wollte. Das war mein fester Entschluß. Was glauben Sie aber? Er hörte den Smuroff an, und plötzlich funkelten seine Augen.

‚Sage‘, schrie er, ‚in meinem Namen Krasotkin, daß ich nun allen Hunden Bissen mit Stednadeln drin hinwerfen werde, allen, allen!‘ Ach, denke ich, ein Geist der Unabhängigkeit hat sich erhoben, man muß ihn austrüchern, und ich begann ihm völlige Verachtung zu zeigen, bei jeder Begegnung wende ich mich zur Seite, oder lächle ironisch. Und da ereignet sich denn auch gerade jener Vorfall mit seinem Vater, erinnern Sie sich, dem ‚Badebast‘? Sie werden begreifen, daß er auf diese Weise schon von vornherein zu furchtbarer Erregung geneigt war. Als aber die Buben sahen, daß ich ihn verlassen hatte, stürzten sie sich auf ihn und neckten ihn: ‚Badebast! Badebast!‘ Da begannen denn auch gerade jene Schlachten, die ich furchtbar bedaure, weil man ihn, so scheint es, damals einmal verprügelte, daß es ihm sehr wehe tat. Da stürzte er sich denn einmal auf dem Hofe nach Beendigung des Unterrichtes auf alle, ich aber stehe gerade zehn Schritt entfernt und blide auf ihn. Und, ich schwöre es, ich entsinne mich nicht, daß ich damals lächelte, im Gegenteil, er fing damals an, mir gar sehr leid zu tun, und noch einen Augenblick, und ich hätte mich auf seine Gegner gestürzt, um ihn zu verteidigen. Plötzlich begegnete er meinem Blick: was ihm dabei schien — ich weiß es nicht, er nahm aber sein Federmesser heraus, warf sich auf mich und stieß es mir in die Hüfte, sehen Sie, hier am rechten Bein. Ich rührte mich nicht, ich gestehe es, ich bin bisweilen tapfer, Karamasoff, ich schaute nur mit Verachtung auf ihn, als ob ich ihm durch meinen Blick sagen wollte: ‚Willst du das nicht etwa noch einmal tun für meine ganze Freundschaft, ich stehe dir zur Verfügung!‘ Er aber stieß nicht ein zweites Mal zu, er hielt nicht an sich, er hatte sich ganz erschreckt, er warf das Messerchen fort, brach in lautes Weinen aus und fing an zu laufen. Ich habe ihn natürlich nicht angezeigt und auch allen andern zu schweigen befohlen, damit es nicht

bis zur Obrigkeit dringe; sogar meiner Mutter habe ich es erst dann gesagt, als alles verheilt war, ja, und es war auch weiter nichts als eine Kratzwunde. Darauf höre ich, an demselben Tage hat er sich aufs Steinwerfen verlegt und Sie in den Finger gebissen — aber, Sie verstehen doch, in welchem Zustande er damals war! Nun, was ist denn da zu machen? Ich handelte dumm. Als er erkrankte, kam ich nicht zu ihm, um ihm zu verzeihen, das heißt, um mich mit ihm auszuföhnen. Jetzt bereue ich dies. Da spielten aber bei mir schon ganz besondere Absichten mit. Nun, da haben Sie denn auch diese ganze Geschichte . . . nur scheint es, ich habe es dumm gemacht . . .“

„Ach, wie schade ist es,“ rief erregt Alescha aus, „daß ich diese Ihre Beziehungen zu ihm nicht früher wußte, sonst wäre ich ja selber längst schon zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mit mir zusammen zu ihm zu gehen. Glauben Sie, im Fieber, in der Krankheit hat er von Ihnen phantasiert. Und ich wußte gar nicht, daß Sie ihm teuer sind! Und Sie haben wirklich, wirklich nicht diese Schuttschka ausfindig gemacht? Sein Vater und alle Knaben haben in der ganzen Stadt nach ihr gesucht. Glauben Sie mir, so krank, wie er ist, er hat unter Tränen schon dreimal in meiner Gegenwart wiederholt: ‚Da bin ich denn jetzt deshalb krank, Vater, weil ich damals Schuttschka getötet habe, da hat mich Gott gestraft!‘ Man bringt ihn gar nicht von diesem Gedanken ab. Wenn man nur jetzt diese Schuttschka ausfindig machen und sie ihm zeigen würde, so daß er erkennen müßte, daß sie damals nicht draufging, vielmehr lebt, so würde er, scheint mir, vor Freude auferstehen. Wir alle haben auf Sie gehofft.“

„Sagen Sie, wie kamen Sie denn dazu, zu hoffen, daß ich Schuttschka finden werde, das heißt, daß gerade ich das sein werde?“ fragte Kolja mit außerordentlicher Neugierde. „Wes-

halb haben Sie denn da gerade auf mich gerechnet, und nicht auf einen andern?"

„Es ging da das Gerücht, daß Sie den Hund suchen, und daß, wenn Sie ihn gefunden haben, Sie ihn bringen werden. Smuroff hat irgend etwas in dieser Art gesagt. Die Hauptsache: wir alle bemühen uns, ihn zu überzeugen, daß Schuttscha noch lebt, daß man sie irgendwo gesehen habe. Die Knaben haben ihm von irgendwoher ein lebendes Häschen gebracht, er sah es nur an, lächelte kaum merklich und bat, man möchte es freilassen. So haben wir denn auch getan. Eben erst kam sein Vater zurück und brachte ihm einen kleinen Bullenbeißer, er hat ihn ebenfalls irgendwoher bekommen, er glaubte ihn damit zu trösten, es traf nur, so scheint es, das Gegenteil davon ein . . .“

„Sagen Sie noch eines, Karamasoff: was ist denn sein Vater für ein Mensch? Ich kenne ihn, was ist er aber Ihrer Meinung nach: ein Hanswurst, ein Bajazzo?“

„Ach nein, es gibt Leute, die tief empfinden, aber irgendwie niedergedrückt sind. Ihr Narrentum ist bei ihnen etwas in der Art einer bösen Ironie denen gegenüber, denen sie es nicht wagen die Wahrheit ins Gesicht zu sagen aus langdauernder, erniedrigender Schüchternheit vor ihnen. Glauben Sie, Krasotkin, daß ein solches Narrentum bisweilen außerordentlich tragisch ist. Für ihn hat sich jetzt alles, was auf Erden ist, in Iljuscha vereinigt, und wenn der stirbt, wird er entweder vor Gram verrückt werden oder Selbstmord verüben. Ich bin fast davon überzeugt, wenn ich ihn jetzt anblide!“

„Ich verstehe Sie, Karamasoff, ich sehe, Sie kennen die Menschen“, fügte eindringlich Kolja hinzu.

„Als ich Sie aber mit dem Hunde sah, da habe ich denn auch geglaubt, Sie hätten da jene Schuttscha gebracht!“

„Warten Sie, Karamasoff, vielleicht werden wir sie auch aus-

findig machen, dieser da aber — das ist Pereswov. Ich werde ihn jetzt ins Zimmer lassen und vielleicht Iljuscha damit mehr erheitern als mit dem kleinen Bullenbeißer. Warten Sie, Karamasoff, Sie werden irgend etwas sogleich erfahren. Ach, mein Gott, was halte ich Sie denn auf!" rief plötzlich lebhaft Kolja. „Sie sind ohne Mantel bei solcher Kälte, und ich halte Sie dabei auf; sehen Sie, sehen Sie, was ich für ein Egoist bin! O, alle sind wir Egoisten, Karamasoff!"

„Seien Sie unbesorgt, es ist zwar wirklich kalt, ich neige aber nicht zu Erkältungen. Gehen wir gleichwohl. Wie heißen Sie übrigens? Ich weiß, daß Sie Kolja heißen, wie aber weiter?"

„Nikolai, Nikolai Iwanowitsch Krasotkin, oder wie man offiziell sagt: Krasotkin, der Sohn" — und Kolja lächelte aus irgendeinem Grunde und fügte plötzlich hinzu: „Ich hasse natürlich meinen Namen Nikolai.“

„Weshalb denn?"

„Das ist trivial, bureaukratisch . . .“

„Sind Sie dreizehn Jahre alt?" fragte Alescha.

„Das heißt vierzehn, in zwei Wochen vierzehn, sehr bald. Ich gestehe Ihnen im voraus eine Schwäche ein, Karamasoff, das sollen Sie so schon wissen, bei der ersten Bekanntschaft, damit Sie sogleich meinen ganzen Charakter erkennen: ich hasse es, wenn man mich nach meinem Alter fragt, das ist schon mehr als Haß . . . Und schließlich ist es zum Beispiel Verleumdung, daß ich in der vergangenen Woche mit den Vorbereitungsschülern Räuber gespielt haben soll. Daß ich spielte — das ist Tatsache, daß ich aber für mich spielte, um mir selber Vergnügen zu bereiten, das ist entschieden Verleumdung. Ich habe Veranlassung zu glauben, daß dies auch Ihnen zu Ohren gekommen ist, ich habe aber nicht für mich gespielt, vielmehr für die Kinder, weil die ohne mich sich gar nichts ausdenken vermochten. Und da er-

zählt man bei uns immer Unsinn. Das ist eine Stadt der Klatscherei, ich versichere es Sie."

"Aber wenn Sie auch für Ihr Vergnügen gespielt hätten, was wäre denn da dabei?"

"Nun für mich . . . Sie werden doch nicht Pferdchen spielen?"

"Ach! So urteilen Sie", und Alescha lächelte. „Ins Theater fahren zum Beispiel auch Erwachsene, im Theater stellt man aber gleichfalls Abenteuer aller möglichen Helden dar, bisweilen gleichfalls mit Räubern und mit Krieg — ist das denn nicht ganz das gleiche, in seiner Art natürlich? Das Kriegsspiel aber bei den jungen Leuten, in der Schulpause, oder hier das Räuberspiel — das ist doch gleichfalls eine entstehende Kunst, ein Bedürfnis nach Kunst, das sich in der jungen Seele geltend macht; diese Spiele kommen bisweilen besser heraus als die Aufführungen im Theater. Der Unterschied liegt nur daran, daß man ins Theater fährt, um sich die Schauspieler anzusehen, während hier die jungen Leute selber Schauspieler sind. Das ist aber nur natürlicher."

"So glauben Sie? Das ist Ihre Überzeugung?" und Kolja sah ihn starr an. „Wissen Sie, Sie haben da einen ganz merkwürdigen Gedanken ausgesprochen. Wenn ich jetzt nach Hause komme, werde ich in dieser Richtung mein Hirn in Bewegung setzen. Ich gestehe es, ich habe so auch erwartet, daß man von Ihnen irgend etwas lernen könne. Ich kam, um bei Ihnen zu lernen, Karamasoff", schloß Kolja mit eindringlicher und expansiver Stimme.

"Und ich bei Ihnen", meinte Alescha lächelnd und drückte ihm die Hand.

Kolja war außerordentlich zufrieden mit Alescha. Vor allem machte es auf ihn Eindruck, daß Alescha sich mit ihm durchaus auf eine Stufe stellte, und daß er mit ihm spricht, wie mit dem „Aller-erwachsensten".

„Ich werde Ihnen sogleich ein Kunststück zeigen, Karamasoff, ebenfalls eine Theatervorstellung“, und er lachte nervös. „Ich bin auch in dieser Absicht gekommen.“

„Gehen wir erst nach links zu den Hausleuten, dort lassen alle ihre Mäntel zurück, weil es im Zimmer eng und heiß ist.“

„O, ich gehe ja nur für einen Augenblick hinein, ich werde im Mantel hineingehen und so sitzen. Pereswou wird hierbleiben und sterben: ‚Hierher, Pereswou, leg dich hin und stirb!‘ Sehen Sie, da ist er denn auch gestorben. Ich aber werde erst hineingehen, mir die Sachlage ansehen und dann, wenn es nötig sein wird, werde ich pfeifen: ‚Hierher, Pereswou!‘ und Sie werden sehen, er wird sogleich herbeifliegen wie ein Besessener. Smuroff darf nur nicht vergessen, in diesem Augenblicke die Tür zu öffnen. Ich werde schon die entsprechenden Vorkehrungen treffen, und Sie werden das Kunststück sehen!“

5

Am Bettchen des Iljuscha

In dem uns bereits bekannten Zimmer, wo die Familie des uns ebenfalls schon bekannten pensionierten Stabskapitans Snegirjoff hauste, war es in diesem Augenblicke schwül und eng, weil sich da zahlreicher Besuch eingefunden hatte. Mehrere Knaben saßen diesmal bei Iljuscha, und obgleich alle, wie auch Smuroff, bereit waren, in Abrede zu stellen, daß Mescha sie mit Iljuscha versöhnt und hierher geführt habe, war dem doch so. Seine ganze Kunst bestand aber in diesem Falle nur darin, daß er sie, einen nach dem andern, zu Iljuscha hinführte, ohne „fälscherne Zärtlichkeiten“, vielmehr wie ganz unabsichtlich und rein

zufällig. Iljuscha aber brachte dies eine große Erleichterung in seinem Leiden. Als er die fast zärtliche Freundschaft und Teilnahme aller dieser Knaben sah, seiner früheren Feinde, war er sehr gerührt. Einzig und allein Krasotkin fehlte noch, und das lastete auf seinem Herzen wie ein furchtbarer Druck. Denn wenn in den bitteren Erinnerungen des Iljuschetschka etwas am allerbittersten war, so war das eben gerade jene ganze Episode mit Krasotkin, der sein einziger Freund und Beschützer gewesen war, und auf den er sich damals mit seinem Messerchen gestürzt hatte. So dachte auch der kluge Knabe Smuroff (er war zuerst gekommen, sich mit Iljuscha zu versöhnen). Krasotkin selber aber pflegte jedesmal, wenn Smuroff nur von weitem darauf anspielte, daß Alescha zu ihm „in einer Angelegenheit“ kommen wolle, sogleich abzubrechen und den Plan zu vereiteln, indem er Smuroff beauftragte, auf der Stelle „Karamasoff mitzuteilen, er wisse selber, was er zu tun habe, er bitte ihn gar nicht um seinen Rat“, und wenn er zu dem Knaben gehen werde, so wisse er schon selber, wann er zu gehen habe, denn er habe schon „seine Berechnung“ dabei. Das war schon zwei Wochen vor diesem Sonntag der Fall gewesen. Deshalb war denn auch Alescha nicht selber zu ihm gekommen, wie es ursprünglich seine Absicht gewesen war. Wenn er übrigens auch damit gewartet hatte, so hatte er gleichwohl Smuroff noch zweimal zu Krasotkin geschickt. Diese beiden Male hatte aber schon Krasotkin mit der allernüchternsten und herbsten Absage geantwortet, wobei er Alescha wissen ließ, daß, wenn der selber zu ihm kommen werde, er dann deswegen niemals zu Iljuscha gehen werde, und man möchte ihn nicht weiter damit belästigen. Sogar bis zu diesem letzten Tage hatte Smuroff nicht gewußt, daß Kolja beschlossen hatte, sich an diesem Morgen zu Iljuscha zu begeben, und erst als Kolja am Abend vorher von Smuroff Ab-

schied nahm, hatte er ihm plötzlich schroff erklärt, er solle ihn morgen früh zu Hause erwarten, denn er werde mit ihm zu Snegirjeffs gehen, er solle es indes nicht wagen, irgendwen von seiner Ankunft zu benachrichtigen, da er überraschen wolle. Smuroff war gehorsam. Der Gedanke daran, daß er die verschwundene Schutzschka mit sich bringen werde, kam Smuroff auf Grund einiger Worte, die Krasotkin einst flüchtig hingeworfen hatte, „daß sie alle Esel seien, wenn sie nicht einmal einen Hund ausfindig machen können, wenn der nur am Leben ist“. Als dann aber Smuroff den rechten Zeitpunkt erwartet und Krasotkin eine schüchterne Andeutung gemacht hatte von dem, was er hinsichtlich des Hundes erraten habe, war der plötzlich furchtbar böse geworden: „Was werde ich denn für ein Esel sein und fremde Hunde in der ganzen Stadt suchen, wenn ich meinen Pereswon habe? Und kann man denn annehmen, daß ein Hund leben geblieben sei, nachdem er eine Stednadel verschlungen habe? Kälberne Zärtlichkeiten, weiter nichts!“

Währenddessen waren es aber schon zwei Wochen her, daß Iljuscha sich nicht mehr von seinem Bettchen erhoben hatte, das in der Ecke stand, bei den Heiligenbildern. In die Schule war er aber nicht mehr gekommen gerade von jenem Tage an, als er Aljescha begegnet war und ihn in den Finger gebissen hatte. Er war übrigens auch gerade von diesem Tage an erkrankt. Freilich vermochte er noch etwa einen Monat lang bisweilen irgendwie durchs Zimmer und ins Vorzimmer zu gehen, wenn er sich hier und da einmal von seinem Bettchen erhoben hatte. Schließlich hatte er aber alle Kraft verloren, so daß er sich ohne Hilfe des Vaters gar nicht bewegen konnte. Sein Vater bebte für ihn, er hörte sogar fast ganz auf zu trinken, er hatte fast seinen Verstand verloren aus Angst, daß sein Knabe sterben werde, und es kam häufig vor, besonders wenn er wieder einmal Iljuscha

unter dem Arm im Zimmer herumgeführt und ihn wieder in sein Bettchen gelegt hatte — daß er plötzlich in den Vorraum lief, in einer finsternen Ecke sich mit der Stirn an die Wand lehnte und in ein ganz hellkreischendes, erschütterndes Schluchzen ausbrach, wobei er sich alle Mühe gab, seine Stimme zu beherrschen, damit Iljuschetschka sein Weinen nicht höre. Wenn er dann aber wieder ins Zimmer zurückkehrte, begann er gewöhnlich seinen teuren Knaben mit irgend etwas zu zerstreuen oder zu trösten: er erzählte ihm dann Märchen und kleine Geschichten zum Lachen, oder er stellte verschiedene lächerliche Menschen dar, denen er irgendwann begegnet war; sogar den Tieren machte er nach, wie lächerlich sie brüllen oder schreien. Iljuschka liebte es indes ganz und gar nicht, wenn der Vater Grimassen schnitt und einen Narren aus sich machte. Wenn der Knabe sich auch Mühe gab, nicht merken zu lassen, daß ihm dies unangenehm sei, so gestand er sich doch ein, und sein Herz tat ihm dabei weh, daß sein Vater in der Gesellschaft erniedrigt sei, und immerfort, ohne sich davon losmachen zu können, erinnerte er sich an den „Badebast“ und an jenen „furchtbaren Tag“. Ninotschka, die lahme, stille und sanfte Schwester des Iljuschetschka, konnte es gleichfalls nicht leiden, wenn der Vater Grimassen schnitt (was aber Barbara Nikolajewna anbetrifft, so war die schon längst nach Petersburg abgereist, um Kurse zu besuchen), dafür ergöhte sich aber das schwach-sinnige Mütterchen gar sehr daran und lachte aus vollem Herzen, wenn ihr Gatte bisweilen anfang, irgend etwas darzustellen, oder irgendwelche lächerliche Bewegungen auszuführen. Und nur damit allein konnte man sie trösten, die ganze übrige Zeit brummte und weinte sie ununterbrochen darüber, daß sie jetzt alle vergessen hätten, daß sie niemand mehr achte, daß man sie beleidige und so weiter und so weiter. In den allerletzten Tagen war es aber so, als ob auch sie sich plötzlich völlig verändert habe.

Sie begann häufig in das Eckchen nach Iljuscha zu schauen, und dann verfiel sie in Gedanken. Sie ward viel schweigsamer, stiller, und wenn sie einmal zu weinen anfing, so geschah das leise, damit man es nicht hören solle. Der Stabskapitän bemerkte diese Veränderung an ihr in bitterer Ratlosigkeit. Der Besuch der Knaben hatte ihr anfangs nicht gefallen und sie nur erzürnt; dann aber begannen die lustigen Schreie und Erzählungen der Knaben auch sie zu zerstreuen und gefielen ihr schließlich so, daß, wenn diese Knaben nicht da waren, sie furchtbare Langeweile empfand. Wenn aber die Kinder etwas erzählten oder zu spielen begannen, so lachte sie und schlug in die Hände. Manche von ihnen rief sie zu sich und küßte sie. Den Knaben Smuroff hatte sie besonders lieb gewonnen. Was aber den Stabskapitän anbetrifft, so erfüllte der Besuch der Knaben, die Iljuscha zu erheitern kamen, ganz von Anfang an seine Seele mit begeistelter Freude und sogar mit der Hoffnung, daß Iljuscha jetzt aufhören werde, bekümmert zu sein, und er darum vielleicht rascher genesen werde. Er zweifelte bis zur allerletzten Zeit, ungeachtet aller seiner Angst für Iljuscha, keinen einzigen Augenblick daran, daß sein Knabe plötzlich gesunden werde. Er empfing die kleinen Gäste mit Ehrfurcht, machte sich um sie zu schaffen, erwies ihnen Gefälligkeiten, war bereit, sie auf dem Rücken zu tragen, und begann dies auch zu tun; Iljuscha mißfielen aber diese Spiele, und darum hörte man damit auf. Er fing an, für die Kinder Süßigkeiten zu kaufen, Pfefferkuchen, Nüsse, er bewirtete sie mit Tee und strich selber die Butterbrote. Man muß dabei bemerken, daß ihm diese ganze Zeit hindurch das Geld nicht ausging. Die zweihundert Rubel von Katharina Iwanowna hatte er genau so angenommen, wie das Mescha vorausgesagt hatte. Danach aber hatte Katharina Iwanowna, als sie Näheres erfahren hatte über des Stabskapitäns Verhältnisse und die Krank-

heit des Iljuscha, selber seine Wohnung besucht, sich mit der ganzen Familie bekannt gemacht und es sogar fertiggebracht, die schwachsinnige Frau des Stabskapitän's zu bezaubern. Von da an war ihre Hand nicht müde geworden zu geben, und der Stabskapitän, niedergedrückt von Entsetzen bei dem Gedanken, daß sein Sohn sterben werde, vergaß seine früheren Ehrenbedenken und nahm demütig die Almosen an. Diese ganze Zeit über besuchte im Auftrage von Katharina Iwanowna Doktor Herzenstube den Kranken beständig und genau einen Tag über den andern, es kam aber wenig bei seinen Besuchen heraus, und er stopfte ihn furchtbar mit Arzneien. Dafür erwartete man aber an diesem Tage, das heißt an diesem Sonntagmorgen, beim Stabskapitän einen neuen Doktor, der aus Moskau gekommen war und in Moskau für eine Berühmtheit galt. Ihn hatte für viel Geld Katharina Iwanowna besonders aus Moskau verschrieben — nicht freilich für Iljuschetschka, vielmehr zu einem andern Zwecke, von dem weiter unten und an seiner Stelle die Rede sein wird. Da nun aber dieser Doktor schon einmal gekommen war, so bat sie ihn auch, Iljuschetschka zu besuchen, und davon war der Stabskapitän im voraus benachrichtigt worden. Daß aber Kolja Krasotkin kommen werde, das ahnte er durchaus nicht, wenn er auch längst schon wünschte, es möchte doch endlich einmal dieser Knabe kommen, um den sich sein Iljuschetschka so quälte. In demselben Augenblick, als Krasotkin die Thüre öffnete und ins Zimmer trat, drängten sich gerade alle, der Stabskapitän und die Knaben, um das Bett des Kranken und betrachteten einen winzigen Bullenbeißer, den man eben erst gebracht hatte, und der erst gestern geboren, aber schon eine Woche früher von dem Stabskapitän bestellt worden war, um Iljuschetschka zu zerstreuen und zu trösten, da der sich immer noch grämte um die entschwundene und natürlich schon zugrunde

gegangene Schuttscha. Iljuscha hatte es schon vor drei Tagen gehört und wußte, daß man ihm ein kleines Hündchen schenken werde und kein einfaches, vielmehr einen echten Bullenbeißer (das war natürlich furchtbar wichtig), und wenn er auch jetzt aus Feingefühl so tat, als ob er froh sei über dies Geschenk, so sahen doch alle, der Vater und die Knaben, deutlich, daß das neue Hündchen vielleicht nur noch heftiger in seinem kleinen Herzen die Erinnerung wachrief an die unglückliche Schuttscha, die er so gequält hatte. Das Hündchen lag neben ihm und krabbelte herum, und er lächelte krankhaft und streichelte es mit seinem dünnen, bleichen, ausgetrockneten Händchen: es war sogar zu sehen, daß das Hündchen ihm gefiel, aber . . . Schuttscha war es gleichwohl nicht; wenn es aber Schuttscha und dies Hündchen in einem wäre, dann wäre es ein volles Glück!

„Krasotkin!“ rief plötzlich einer von den Knaben, der zuerst gesehen hatte, wie Kolja eintrat. Es entstand eine furchtbare Bewegung, die Knaben gingen auseinander und stellten sich zu beiden Seiten des Bettchens, so daß sie plötzlich Iljuschtscha ganz sehen ließen. Der Stabskapitän stürzte eifrig Kolja entgegen:

„Bitte . . . bitte . . . teurer Gast!“ lispelte er ihm zu. „Iljuschtscha, Herr Krasotkin ist zu dir gekommen . . .“

Krasotkin gab ihm rasch die Hand und bewies sogleich auch seine außerordentliche Kenntniss des gesellschaftlichen Anstandes. Er wandte sich auf der Stelle an die auf ihrem Sessel sitzende Frau des Stabskapitäns (die gerade in diesem Augenblicke furchtbar unzufrieden war und darüber brummte, daß die Knaben das Bettchen des Iljuscha verdeckt hatten und sie nicht auf das neue Hündchen schauen ließen) und machte ihr eine außerordentlich höfliche Verbeugung, dann aber wandte er sich an Ninotscha und verneigte sich ganz ebenso vor ihr, als einer Dame. Diese

Höflichkeit machte auf die kranke Dame einen außerordentlich günstigen Eindruck.

„Da sieht man auch sogleich, daß dies ein gut erzogener junger Mensch ist“, sprach sie laut, indem sie die Hände ausbreitete. „Was aber unsere übrigen Gäste anbetrifft, so kommen sie einer auf dem andern herein.“

„Wie denn, Mütterchen, einer auf dem andern, wie ist denn das so?“ murmelte der Stabskapitän, wenn auch freundlich, so doch ein wenig für das „Mütterchen“ fürchtend.

„Aber so kommen sie auch herein. Im Vorraum setzt sich einer dem andern auf die Schulter, ja, und tritt rittlings bei einer vornehmen Familie ein. Was ist das denn für ein Gast?“

„Ja, wer denn, wer denn, Mütterchen, ist so gekommen, wer denn?“

„Ja, siehst du, dieser Knabe ist heute auf diesem hereingeritten gekommen, und jener auf diesem . . .“

Aber Kolja stand schon beim Bettchen des Iljuscha. Der Kranke war sichtlich bleich geworden. Er hatte sich auf seinem Bettchen erhoben und blickte eindringlich auf Kolja. Der hatte seinen kleinen Freund von früher schon zwei Monate nicht gesehen, und so stand er denn völlig erschüttert vor ihm: er hatte sich gar nicht vorstellen können, daß er ein so abgezehrtes und gelbgewordenes Gesichtchen sehen werde, so in Fieberhitze brennende Augen, die ausfahen, als seien sie furchtbar groß geworden, solche hagere Händchen. Mit kummervollem Staunen sah er, daß Iljuscha so tief und oft atme, und daß seine Lippen so ausgetrocknet waren. Er ging zu ihm hin, gab ihm die Hand und war fast völlig verlegen geworden, als er sprach:

„Nun wie denn, Alter . . . wie geht es dir?“

Aber seine Stimme stockte, seine Ungezwungenheit verlor sich, es war, als ob sein Gesicht sich plötzlich verziehe, und irgend etwas

um seine Lippen zitterte. Iljuscha lächelte ihm frankhaft zu und fand immer noch nicht die Kraft, ein Wort zu sagen. Kolja erhob plötzlich die Hand und streichelte aus irgendeinem Grunde dem Iljuscha über die Haare.

„Das — ist — nichts!“ lispelte er ihm leise zu, sei es, daß er ihn ermutigen wollte, sei es, daß er selber nicht wußte, weshalb er dies sagte. Wohl eine Minute schwiegen sie wiederum.

„Was hast du denn da für ein neues Hündchen?“ fragte plötzlich Kolja mit der allergefühllosesten Stimme.

„Ja . . . a . . . a“, flüsterte Iljuscha keuchend und gedehnt.

„Die Nase ist schwarz, das heißt, er gehört zu den bösen, den Kettenhunden“, bemerkte gewichtig und bestimmt Kolja, gleich als ob sich jetzt alles gerade um das Hündchen drehe und seine schwarze Nase. Die Hauptsache lag aber darin, daß er sich immer noch aus aller Kraft bemühte, in sich die Rührung zu unterdrücken, um nicht in Weinen auszubrechen, wie ein „Kleiner“, und noch immer vermochte er sie nicht zu unterdrücken.

„Wenn er heranwächst, wird man ihn an die Kette legen müssen, ich weiß es schon.“

„Er wird groß werden!“ rief ein Knabe aus dem Haufen.

„Das versteht sich, ein Bullenbeißer ist ein großer Hund, siehst du, so groß etwa wie ein Kalb“, erschallten plötzlich einige Stimmchen.

„Wie ein Kalb, wie ein richtiges Kalb“, beeilte sich der Stabskapitän zuzustimmen. „Absichtlich habe ich einen solchen ausgesucht, den aller-allerbösesten, und auch seine Eltern sind so groß und die allerbösesten, sehr, so groß vom Boden aus . . . Setzen Sie sich doch, sehen Sie hier, auf das Bettchen des Iljuscha, oder hier auf die Bank! Ich bitte darum, teurer, lang erwarteter Gast . . . Mit Alexej Fjedorowitsch geruhten Sie zu kommen?“

Krasotkin setzte sich auf das Bettchen, Iljuscha zu Füßen. Wenn er sich auch vielleicht unterwegs vorbereitet hatte, womit er das Gespräch ungezwungen beginnen wollte, so hatte er jetzt entschieden den Faden verloren.

„Nein . . . ich bin mit Pereswon . . . Ich habe jetzt einen solchen Hund. Das ist ein slawischer Name. Dort wartet er . . . wenn ich pfeife, wird er hereinfliegen . . . Auch ich habe einen Hund mitgebracht“, wandte er sich plötzlich an Iljuscha. „Erinnerst du dich, Alter, an Schutschka?“ Die Frage traf den Kranken wie ein plötzlicher Schlag vor die Stirn.

Iljuscha verzog sein Gesichtchen. Er schaute mit leidendem Blick auf Kolja. Aljescha, der bei der Türe stand, runzelte die Stirn und wollte Kolja heimlich einen Wink geben, daß er nicht von Schutschka sprechen solle; der aber bemerkte das nicht oder wollte es nicht bemerken.

„Wo ist denn . . . Schutschka?“ fragte Iljuscha mit stockendem Stimmchen.

„Nun, Bruder, deine Schutschka — pfui! Entschwunden ist deine Schutschka.“

Iljuscha verstummte, blickte aber noch einmal durchdringend auf Kolja. Aljescha fing einen Blick des Kolja auf und winkte ihm wieder aus allen Kräften; jener aber wandte wiederum seinen Blick zur Seite und gab sich den Anschein, als habe er es auch jetzt nicht bemerkt.

„Jrgendwohin ist sie gelaufen und verloren gegangen. Wie sollte sie nicht verloren gehen nach einem solchen Zubiß“, peinigte ihn Kolja mitleidlos, und dabei war es, als ob er selber aus irgendeinem Grunde zu weichen beginne. „Ich habe dafür Pereswon . . . Der Name ist slawisch . . . Ich habe ihn zu dir gebracht . . .“

„Das ist nicht nötig!“ sprach plötzlich Iljuschetschka.

„Nein, nein, das ist nötig, schau ihn unbedingt an . . . Du wirst dich erheitern. Ich habe ihn absichtlich gebracht . . . er ist ebenso struppig wie auch jene . . . Sie erlauben, Gnädige, daß ich meinen Hund hierher rufe?“ wandte er sich plötzlich an Frau Snegirjef in einer schon völlig unverständlichen Aufregung.

„Nicht nötig, nicht nötig!“ rief Iljuscha aus, mit einem Ausdruck des Kummers in der Stimme. In seinen Augen brannte ein Vorwurf.

„Sie sollten . . .“, sprach plötzlich der Stabskapitän und riß sich auf einmal los von der Truhe bei der Mauer, auf die er sich gerade gesetzt hatte. „Sie sollten . . . zu einer andern Zeit . . .“ lispelte er; Kolja aber war nicht zurückzuhalten, und rasch rief er Smuroff zu: „Smuroff, öffne die Tür!“ Und kaum war das geschehen, so pfiff er, und Pereswon flog eilig ins Zimmer.

„Spring, Pereswon! Mach ein Männchen! Mach ein Männchen!“ brüllte Kolja. Er sprang von seinem Platze auf, und der Hund stellte sich auf seine Hinterbeine und schleppte sich so gerade zum Bettchen des Iljuscha. Da ereignete sich etwas, was niemand erwartet hatte: Iljuscha erzitterte, und plötzlich riß er sich mit aller Kraft ganz nach vorne, beugte sich zu dem Pereswon und blickte wie ersterbend auf ihn:

„Das ist . . . Schutzschla!“ schrie er plötzlich mit einem Stimmchen, das vor Leiden und Glück stockte.

„Was hast du denn geglaubt, wer es sonst sei?“ brüllte mit gellender, glücklicher Stimme aus aller Kraft Krasotkin; er beugte sich zu dem Hunde nieder, umfaßte ihn und hob ihn zu Iljuscha empor.

„Schau her, Alter, siehst du das schiefe Auge und das gespaltene linke Ohr, das sind ganz genau die Merkmale, von denen du mir erzähltest. Ich habe ihn denn auch nach diesen Merkmalen

ausfindig gemacht. Damals schon machte ich ihn ausfindig, bald danach. Er gehörte ja niemandem, er gehörte ja niemandem!" erklärte er, wobei er sich rasch an den Stabskapitän wandte, an seine Gattin, an Mescha und dann wiederum an Iljuscha. „Er war bei den Fjedotoffs auf dem Hofe, hatte sich eben erst da eingelebt, aber die fütterten ihn nicht, er ist ja ein zugelaufener Hund, er ist aus dem Dorfe zugelaufen . . . Ich habe ihn auch ausfindig gemacht . . . Siehst du, Alter, er hat demnach damals deinen Bissen gar nicht verschlungen. Wenn er ihn verschlungen hätte, so wäre er natürlich schon verreckt, das wäre ja natürlich schon so! Das bedeutet demnach, es gelang ihm, den Bissen auszuspuken, er lebt jetzt. Du hast aber gar nicht bemerkt, daß er den Bissen ausspuckte. Er spuckte ihn aus, stach sich aber gleichwohl dabei in die Zunge, deshalb hat er denn auch damals gewinselt. Er lief und winselte. Du hast aber auch geglaubt, er habe den Bissen völlig verschlungen. Er mußte wohl sehr winseln, denn der Hund hat sehr zarte Haut im Maul . . . eine zartere als der Mensch, eine bei weitem zartere!" rief Kolja ungestüm aus, und sein Gesicht flammte und leuchtete vor Entzücken.

Iljuscha aber konnte nicht einmal sprechen. Er schaute auf Kolja mit seinen großen Augen, und es war, als ob sie furchtbar hervorgetreten wären. Er hielt seinen Mund geöffnet und war weiß wie Leinwand. Und wenn der nichtsahnende Kolja nur gewußt hätte, wie qualvoll und tödlich ein solcher Augenblick auf die Gesundheit des kranken Knaben wirken konnte, so hätte er um nichts in der Welt sich entschlossen, einen solchen Streich loszulassen, wie er es getan hatte. Von denen aber, die da im Zimmer waren, begriff dies vielleicht nur einer, Mescha. Was dagegen den Stabskapitän anbetrifft, so war es, als ob der sich durchaus in den allerkleinsten Knaben verwandelt habe.

„Schutschka! So ist das also Schutschka?" schrie er immer

wieder mit seliger Stimme. „Ijuschetschta, das ist ja Schutschka, deine Schutschka! Mütterchen, das ist ja Schutschka!“ Fast hätte er geweint.

„Und ich habe es nicht erraten?“ rief betrübt Smuroff. „Nun ja, ich sagte, Krasotkin werde Schutschka finden, und da hat er sie denn auch gefunden!“

„Da hat er sie denn auch gefunden!“ ließ sich noch irgendwer freudig vernehmen.

„Krasotkin ist ein Teufelskerl!“ erklang ein drittes Stimmchen.

„Ein Teufelskerl! ein Teufelskerl!“ schrien alle Knaben und begannen in die Hände zu klatschen.

„So haltet doch ein, haltet doch ein!“ bemühte sich Krasotkin alle zu überschreien. „Ich werde euch erzählen, wie das war; die Sache liegt nur darin, wie das war, und in nichts anderem! Ich hatte ihn also ausfindig gemacht, zu mir geschleppt und ihn sogleich auch schon versteckt, das Haus verschlossen, und ihn niemandem gezeigt bis zum allerletzten Tage. Nur Smuroff allein erfuhr von ihm, vor zwei Wochen, ich versicherte ihm aber, das sei Pereswon, und er erriet es nicht; in der Zwischenzeit lehrte ich Schutschka alle Künste, seht nur, seht nur, was für Kunststücke er kennt. Dazu habe ich ihn aber abgerichtet, um ihn schon dressiert und aufgefüttert zu dir zu bringen. Sieh mal an, so sollte das heißen, Alter, was jetzt aus deiner Schutschka geworden ist! Ja, haben Sie nicht irgendein Stückchen Fleisch, er wird Ihnen sogleich ein solches Kunststück zeigen, daß Sie vor Lachen umfallen werden – ein Stückchen Fleisch, nun, haben Sie das wirklich nicht?“

Der Stabskapitän stürzte voll Eifer durch den Vorraum in das Zimmer zu den Hausleuten, wo auch das Essen für den Stabskapitän bereitet ward. Kolja aber, der, um nicht die kostbare Zeit zu verlieren, furchtbar eilte, rief dem Pereswon zu: „Stirb!“

Und der drehte sich plötzlich um, legte sich auf den Rücken und lag da wie tot, unbeweglich, seine vier Pfoten nach oben. Die Knaben lachten, Iljuschka schaute zu mit seinem früheren leidenden Lächeln; am allerbesten aber gefiel es dem Mütterchen, daß Pereswon gestorben sei. Sie lachte laut über den Hund und begann mit den Fingern zu schmalzen und zu rufen:

„Pereswon, Pereswon!“

„Um keinen Preis wird er sich erheben, um keinen Preis“, schrie Kolja siegesgewiß und in gerechtem Stolz, „wenn auch die ganze Welt schreien würde; jetzt aber werde ich ihn rufen, und er wird in einem Augenblick auffpringen! Hierher, Pereswon!“

Der Hund sprang auf und begann vor Freude winselnd herumzuhüpfen. Der Stabskapitän kam mit einem Stück Fleisch hereingelaufen.

„Ist es nicht zu heiß?“ erkundigte sich eilig und geschäftig Kolja, als er das Fleisch in Empfang nahm. „Nein, es ist nicht heiß, die Hunde lieben nämlich nichts Heißes. Schaut denn alle her! Iljuschetschka, schau her, schau doch her, Alter, was schaust du denn nicht her? Ich habe ihn hergebracht, er aber sieht nicht einmal zu!“

Das neue Kunststück bestand darin, daß man dem unbeweglich stehenden und seine Nase hervorstreckenden Hunde gerade auf sie ein leckeres Stück Fleisch legte. Der unglückliche Köter mußte damit so lange stehen, als es sein Herr befiehlt, er durfte sich nicht regen und rühren, dauere es auch eine halbe Stunde. Diesmal hielt man aber den Pereswon nur einen ganz kleinen Augenblick in dieser Stellung.

„Nimm!“ rief Kolja, und in einem Augenblick flog das Stück Fleisch von der Nase des Pereswon in seinen Mund. Das Publikum äußerte natürlich sein entzücktes Staunen.

„So sind Sie denn wirklich, wirklich nur deshalb die ganze Zeit nicht gekommen, um den Hund abzurichten?“ rief Alescha unwillkürlich vorwurfsvoll aus.

„Gerade deshalb!“ sprach Kolja in größter Ahnungslosigkeit. „Ich wollte ihn in seinem ganzen Glanze zeigen.“

„Pereswon! Pereswon!“ rief Iljuscha und schnalzte mit seinen dünnen Fingerchen, indem er dem Hunde winkte.

„Ja, weshalb ruffst du ihn? Er selber soll zu dir auf dein Bett springen. Hierher, Pereswon!“ und er schlug mit der Handfläche auf das Bett des Kolja, und wie ein Pfeil flog Pereswon zu Iljuscha. Der umschlang heftig seinen Kopf mit beiden Armen, und Pereswon legte ihm dafür augenblicklich die Wange. Iljuscha schmiegte sich an ihn, streckte sich auf seinem Bettchen aus und verbarg in seinem struppigen Felle sein Gesicht vor allen.

„Mein Gott, mein Gott!“ schrie der Stabskapitän. Kolja setzte sich wiederum auf das Bett zu Iljuscha.

„Iljuscha, ich kann dir noch ein Stückchen zeigen. Ich habe dir ein Kanönchen gebracht. Erinnerst du dich, ich habe dir noch damals von diesem Kanönchen erzählt, du aber sagtest: ‚Ach, wie möchte auch ich es anschauen!‘ Nun siehst du, da habe ich es denn jetzt auch gebracht.“

Und Kolja zog eiligst aus der Tasche sein bronzenes Kanönchen. Er beeilte sich deshalb, weil er schon selber sehr glücklich war: zu anderer Zeit würde er gewartet haben, bis der Effekt sich gelegt habe, den der Pereswon erregt hatte, jetzt aber eilte er und vergaß jede Zurückhaltung: „So schon seid ihr glücklich, da sollt ihr denn noch mehr Glück haben!“ Selber war er schon ganz wie berauscht.

„Schon längst habe ich dieses Dingchen beim Beamten Morosoff mir angesehen — für dich, Alter, für dich. Es stand bei ihm ohne Zweck, von seinem Bruder war es ihm geblieben, ich habe

es umgetauscht gegen ein Büchelchen aus Vaters Bücherschrank: ‚Der Verwandte Mohammeds oder die heilsame Dummheit‘. Hundert Jahre ist dies Büchlein alt, ein leichtsinniges Büchlein, in Moskau erschien es, als es noch keine Zensur gab, Morosoff ist aber ein Liebhaber solcher Dinge. Er hat noch gedankt . . .“

Das Kandnchen hielt Kolja vor allen in der Hand, so daß alle es sehen und sich daran erfreuen konnten.

Iljuscha erhob sich, und indem er immer noch mit der rechten Hand den Pereswon umarmte, schaute er mit Entzücken auf das Spielzeug. Der Effekt erreichte einen hohen Grad, als Kolja erklärte, er habe auch Pulver, und daß man sogleich auch schon schießen könne, „wenn dies nur die Damen nicht beunruhigt“. Mütterchen bat auf der Stelle, man möchte sie näher auf das Spielzeug sehen lassen, was auch sogleich geschah. Das bronzene Kandnchen auf Rädern gefiel ihr furchtbar, und sie begann es auf ihren Knien zu rollen. Auf die Bitte um Erlaubnis zu schießen antwortete sie mit der vollsten Einwilligung, ohne indessen zu begreifen, wonach man sie fragte. Kolja zeigte Pulver und Schrot. Der Stabskapitän als ehemaliger Soldat machte sich selber ans Laden, wobei er die aller kleinste Portion Pulver einschüttete, und er bat, man möchte ein anderes Mal mit Schrot schießen. Die Kanone stellte man auf den Boden, mit der Mündung nach einer Stelle, wo sich niemand befand, steckte in das Zündloch drei Pulverkörnchen und zündete mit einem Streichholz an. Ein tadelloser Schuß ging los. Mütterchen fuhr zwar zusammen, brach aber sogleich schon vor Freude in Lachen aus. Die Knaben schauten in stummem Entzücken zu, am aller seligsten aber war der Stabskapitän. Kolja hob das Kandnchen vom Boden auf und schenkte es Iljuscha, zugleich mit Schrot und Pulver.

„Das ist für dich, für dich! Längst bereitete ich es vor!“ wiederholte er noch einmal, auf dem Gipfel des Glückes.

„Ach, schenken Sie es mir! Nein, geben Sie das Kanönchen lieber mir!“ begann plötzlich ganz wie ein kleines Kind das „Mütterchen“ zu bitten. Ihr Gesicht drückte verdrießliche Unruhe aus vor Angst, daß man es ihr nicht schenken werde. Kolja wußte nicht, was zu tun. Der Stabskapitän ward unruhig.

„Mütterchen! Mütterchen!“ und er sprang zu ihr hin. „Das Kanönchen gehört dir, es gehört dir, möge es sich auch bei Iljuschka befinden. Denn man hat es ihm geschenkt, es gehört aber gleichwohl dir. Iljuschetschka wird es dir immer zum Spielen geben. Möge es euch beiden gehören, euch beiden . . .“

„Nein, ich will nicht, daß es allen gehöre, es soll mir allein gehören und nicht Iljuschka“, fuhr das Mütterchen fort, indem es schon Anstalten machte, völlig in Tränen auszubrechen.

„Mutter, nimm es dir, da, nimm es dir!“ rief plötzlich Iljuschka. „Krasotkin, kann ich es der Mutter schenken?“ wandte er sich plötzlich mit flehender Miene an Krasotkin, gleich als ob er fürchte, er möchte böse werden, daß er sein Geschenk einem andern schenke.

„Das kannst du ruhig!“ erklärte sogleich Krasotkin, und er nahm das Kanönchen aus den Händen des Iljuschka und übergab es selber dem „Mütterchen“ mit der allerhöflichsten Verbeugung. Die brach sogar in Tränen aus vor Rührung.

„Iljuschetschka, mein Lieber, da sieht man, wer sein Mütterchen liebt!“ rief sie gerührt aus und begann sogleich wieder die Kanone auf ihren Knien zu rollen.

„Mütterchen, laß dir das Händchen küssen!“ rief ihr Gatte, sprang zu ihr hin und führte sogleich schon seine Absicht aus.

„Und wer noch der liebste junge Mann von allen ist, das ist dieser gute Knabe da!“ sprach die dankbare Dame, indem sie auf Krasotkin hinwies.

„Pulver aber werde ich dir, Iljuscha, jetzt soviel du willst bringen: wir machen jetzt selber Pulver. Borowikoff hat die Zusammensetzung erfahren: vierundzwanzig Teile Salpeter, zehn Teile Schwefel und sechs Teile Birkenkohle, alles zusammen fein zerstoßen, dann Wasser eingießen, zu einem Brei rühren und darauf durch eine Trommelhaut durchreiben — das ist dann Pulver.“

„Mir hat schon Smuroff von eurem Pulver erzählt, nur sagt Papa, das sei nicht wirkliches Pulver“, bemerkte Iljuscha.

„Wie denn nicht wirkliches?“ und Kolja ward rot. „Bei uns brennt es. Ich weiß übrigens nicht . . .“

„Nein, ich meine gar nichts“, sprach der Stabskapitän, und er sprang plötzlich mit schuldiger Miene auf. „Freilich sagte ich, daß das wirkliche Pulver nicht so zubereitet wird, das hat aber nichts zu bedeuten, man kann es auch so machen.“

„Ich weiß es nicht. Sie wissen es besser. Wir haben es in einer steinernen Pomadenbüchse angezündet, es hat herrlich gebrannt, ganz ist es verbrannt, nur ein ganz klein wenig Asche ist geblieben. Aber das ist ja nur Pulverbrei, wenn man es aber durch eine Haut durchreibt . . . Aber übrigens wissen Sie das besser, ich weiß es nicht . . . Den Bulkin aber hat sein Vater durchgeprügelt wegen unseres Pulvers, hast du es gehört?“ wandte er sich plötzlich an Iljuscha.

„Ich hörte es“, antwortete Iljuscha. Mit unendlichem Interesse und Entzücken hörte er Kolja zu.

„Wir haben eine ganze Flasche Pulver zubereitet, er hielt sie auch unter seinem Bette. Sein Vater sah es. ‚Sie kann‘, spricht er, ‚explodieren!‘ Ja, und da hat er ihn dann auch gleich durchgeprügelt. Er wollte sich im Gymnasium über mich beklagen. Jetzt läßt man ihn nicht mit mir umgehen, jetzt läßt man niemanden mit mir umgehen. Smuroff hat man es auch verboten,

bei allen habe ich mich berühmt gemacht — man sagt, ich sei ‚ein verzweifelter Bursche‘“, sprach Kolja mit verächtlichem Lächeln. „Das alles hat hier mit der Eisenbahn angefangen.“

„Ach, wir haben auch von diesem Streich von Ihnen gehört!“ rief der Stabskapitän aus. „Wie haben Sie denn da liegen können? Haben Sie sich denn auch wirklich ganz und gar nicht erschreckt, als Sie unter dem Zuge lagen? War es Ihnen nicht furchtbar zumute?“

Der Stabskapitän froh furchtbar vor Kolja.

„Gar nicht besonders!“ äußerte sich Kolja so obenhin. „Meinen Ruf hat hier mehr als alles andere diese verfluchte Gans verdorben“, wandte er sich wiederum an Iljuscha. Wenn er aber auch bei seinem Erzählen eine unbefangene Miene annehmen wollte, so konnte er doch noch immer nicht mit sich fertig werden und versiel immer wieder in einen falschen Ton.

„Ach, ich habe auch von der Gans gehört!“ bemerkte Iljuscha mit strahlendem Lächeln. „Man hat es mir erzählt, ja, und ich verstand es nicht; hat man dich denn wirklich beim Richter abgeurteilt?“

„Dies ist der allerhirnloseste Streich, der allernichtigste, aus dem man, wie bei uns üblich, einen Elefanten gemacht hat“, begann Kolja ungezwungen. „Da bin ich einmal hier über den Platz gegangen, als man gerade Gänse vorbeitrieb. Ich blieb stehen und sehe mir die Gänse an. Plötzlich schaut mich ein hiesiger Bursche — Wischnjakoff, er dient jetzt bei Plotnikoffs als Ausgeher — an, ja, und er spricht: ‚Du da, was guckst du denn da auf die Gänse?‘ Ich blicke auf ihn: eine dumme runde Frage, der Bursche ist zwanzig Jahre alt. Ich, wissen Sie, verschmähe niemals das Volk. Ich liebe es, mit dem Volke zu sprechen . . . Wir haben uns vom Volke entfernt — das ist ein Axiom. Sie geruhen, scheint es, zu lachen, Karamasoff?“

„Nein, Gott behüte, ich höre Ihnen sehr aufmerksam zu“, sprach Mescha mit der allerunschuldigsten Miene, und der argwöhnische Kolja beruhigte sich sogleich.

„Meine Theorie, Karamasoff, ist klar und einfach“, begann er wiederum rasch und freudig. „Ich glaube an das Volk und bin immer froh, ihm Gerechtigkeit werden zu lassen, aber ich verwehne es durchaus nicht, das ist sine qua . . . Ja, ich erzähle doch von der Gans. Da wende ich mich also an diesen Dummkopf und antworte ihm: ‚Ich denke gerade darüber nach, woran die Gans denkt.‘ Er blickt ganz dumm auf mich: ‚Woran‘, spricht er, ‚denkt denn die Gans?‘ ‚Aber siehst du denn,‘ spreche ich, ‚da steht ein Karren mit Hafer. Aus einem Sacke fällt der Hafer heraus, und die Gans hat ihren Hals gerade unter das Rad gereckt und pickt die Körner auf — siehst du es?‘ ‚Dies sehe ich durchaus‘, spricht er. ‚Nun also, siehst du,‘ spreche ich: ‚wenn du diesen selben Karren jetzt ein ganz klein wenig vorwärts bewegst — wirst du der Gans mit dem Rad den Hals abschneiden oder nicht?‘ ‚Zweifellos‘, spricht er, ‚wird das Rad ihr den Hals abschneiden‘, selber aber grinst er schon über das ganze Gesicht, so ist er auch ganz wie zerschmolzen. ‚Nun, so laßt uns denn ans Werk gehen, Bursche,‘ spreche ich, ‚los!‘ ‚Los!‘ spricht er. Und nicht lange brauchten wir zu wirtschaften: er stand gerade so unauffällig bei dem Zügel des Pferdes, ich aber stehe von der Seite, um die Gans dahin zu treiben. Der Bauer hatte aber um diese Zeit den Mund aufgesperrt, er sprach mit irgendwem, so daß ich die Gans auch gar nicht zu lenken brauchte: ganz von selber streckte sie ihren Hals nach dem Hafer aus, unter den Karren, gerade unter dem Rade. Ich zwinkerte dem Burschen zu, er zog an, und frach! war der Gans der Hals entzwei geschnitten. Nun, und da mußten uns denn auch gerade in diesem Augenblick alle Bauern erblicken, und sie brüllten auf der

Stelle: ‚Das hast du absichtlich getan!‘ ‚Nein, nicht absichtlich!‘ ‚Nein, absichtlich!‘ Nun, sie schrien: ‚Zum Friedensrichter!‘ und ergriffen auch mich: ‚Auch du bist wohl dabei gewesen, du hast dabei geholfen, dich kennt der ganze Markt!‘ ‚Tatsächlich kennt mich auch aus irgendeinem Grunde der ganze Markt‘, fügte Kolja stolz hinzu. „So zogen wir denn alle zum Friedensrichter, man trägt auch die Gans hinein. Ich schaue hin, mein Bursche hat Angst bekommen und zu brüllen angefangen, wahrhaftig, er weint wie ein Weib. Der Viehhändler aber schreit: ‚Auf diese Weise kann man soviel man will von ihnen, den Ganssen, toddrücken.‘ Nun, versteht sich, es sind Zeugen zur Stelle. Der Friedensrichter entschied sogleich: für die Gans ist dem Händler ein Kubel zu geben, die Gans möge aber der Bursche für sich nehmen. Ja, und daß man sich nicht mehr solche Streiche erlaube. Der Bursche heult aber immer noch wie ein Weib: ‚Das habe nicht ich getan,‘ spricht er, ‚dazu hat er mich verleitet‘, — ja, und er zeigt auf mich. Ich antworte in aller Kaltblütigkeit, daß ich ihn keineswegs verleitet habe, daß ich nur den Grundgedanken geäußert und davon nur wie von einem Plane gesprochen habe. Der Friedensrichter Nephedoff lachte, ja, und war dann sogleich auf sich selber böse darüber, daß er gelacht hatte: ‚Ich werde Sie‘, spricht er, ‚sogleich schon Ihrer Obrigkeit anzeigen, damit Sie sich hinfort nicht mehr mit solchen Plänen abgeben, statt hinter den Büchern zu sitzen und Ihre Aufgaben zu lernen!‘ Der Obrigkeit hat er mich aber doch nicht angezeigt, das war nur ein Scherz; die Sache trug sich indes tatsächlich herum und erreichte die Ohren der Obrigkeit: diese Ohren da sind ja bei uns lang! Besonders erzürnt war der Klassiker Kolbasnikoff, ja, und Dardaneloff ist wiederum für mich eingetreten. Kolbasnikoff ist aber jetzt bei uns auf alle böse wie ein grüner Esel. Du, Mjuschka, hast du gehört, er hat ja geheiratet, er nahm

bei den Michailoffs eine Mitgift von tausend Rubel, die Braut aber ist eine Vogelscheuche von erster Hand und letzter Stufe. Die in der dritten Klasse haben denn auch sogleich schon ein Epigramm verfaßt:

„Es erstaunte die Drittklässler die seltsame Kunde,
Daß Kolbasnikoff heiratet, der übele Kunde.“

Nun, und dann weiter, es ist sehr lächerlich, ich werde es dir später erzählen. Aber Dardaneloff sage ich nichts: er ist ein Mann mit Kenntnissen. Solche schätze ich, und ganz und gar nicht deswegen, daß er für mich eintrat.“

„Gleichwohl hast du ihn in Verlegenheit gesetzt mit der Frage, wer Troja gegründet hat!“ mischte sich plöblich Smuroff ein, der in diesem Augenblick auf Krasotkin entschieden stolz war. Gar zu sehr hatte ihm schon die Geschichte von der Gans gefallen.

„Haben Sie ihn so auch wirklich in Verlegenheit gesetzt?“ ergriff schmeichlerisch der Stabskapitän das Wort. „Das heißt hinsichtlich dessen, wer Troja gegründet hat? Das haben wir schon gehört, daß Sie ihn in Verlegenheit setzten. Iljuschetschka hat es mir damals schon erzählt . . .“

„Vater, er weiß alles, mehr als alle weiß er bei uns!“ mischte sich auch Iljuschetschka ein. „Er sagt ja nur so, daß er ein solcher sei, er ist dabei aber der erste Schüler bei uns in allen Fächern . . .“

Mit grenzenlosem Glück blickte Iljuschka auf Kolja.

„Nun, das von Troja ist Unsinn, Nichtigkeiten. Ich selber halte diese Frage für nichtig“, äußerte sich Kolja mit stolzer Bescheidenheit. Er hatte schon völlig den richtigen Ton zu finden vermocht, obgleich er übrigens in einiger Unruhe war: er fühlte, daß er sich in großer Aufregung befinde, und daß er zum Beispiel das von der Gans schon allzu sehr aus vollem Herzen erzählt habe; dabei hatte aber Alescha die ganze Zeit der Erzählung über ge-

schwiegen und war ernst geblieben, und da fing es denn allmählich schon an, dem ehrgeizigen Knaben über das Herz zu kribbeln: Schweigt er nicht etwa deswegen, weil er mich verachtet, indem er glaubt, ich erstrebe sein Lob? In solchem Falle, wenn er sich erkühnt, dies zu denken, dann werde ich . . . „Ich halte diese Frage entschieden für nichtig“, bemerkte er noch einmal stolz.

„Ich weiß aber, wer Troja gegründet hat“, sprach plötzlich völlig unerwartet ein Knabe, der bis dahin fast noch gar nichts gesagt hatte. Er war schweigsam und augenscheinlich schüchtern, sehr hübsch, elf Jahre alt und hieß Kartascheff. Er saß ganz bei der Türe. Kolja schaute ihn erstaunt und mit Wichtigkeit an. Die Sache war nämlich die, daß die Frage: „Wer hat eigentlich Troja gegründet?“ entschieden in allen Klassen zu einem Geheimnis geworden war, und daß man bei Smaragdoff nachlesen mußte, um es zu durchdringen. Den Smaragdoff besaß aber niemand außer Kolja. Und da hatte denn einmal der Knabe Kartascheff ganz im stillen, als sich Kolja weggewandt hatte, rasch den Smaragdoff aufgeschlagen, der unter den Büchern des Kolja lag, und er war dabei auf die Stelle gestoßen, wo von den Gründern Trojas die Rede ist. Es hatte sich dies schon vor ziemlich langer Zeit zugetragen. Kartascheff war aber noch immer zu verlegen und konnte sich nicht entschließen, öffentlich kundzugeben, daß er wisse, wer Troja gegründet habe, da er fürchtete, es möchte irgend etwas dabei herauskommen, und es möchte ihn Kolja dafür irgendwie in Verlegenheit setzen. Jetzt aber hatte er aus irgendeinem Grunde nicht an sich gehalten und es gesagt. Ja, und lange schon verlangte ihn danach.

„Nun, wer hat es denn gegründet?“ wandte sich an ihn hochmütig und von oben herab Kolja, der schon an seinem Gesicht erraten hatte, daß er es tatsächlich wisse, und sich natürlich so-

gleich schon auf alle Folgen vorbereitet hatte. In der allgemeinen Stimmung trat das ein, was man eine Dissonanz nennt.

„Troja gründeten Teukros, Dardanos, Iljus und Tros“, sprach sogleich, jedes Wort für sich betonend, der Knabe und war in einem Augenblick im ganzen Gesichte so rot geworden, daß es einem weh tat, ihn anzusehen. Die Knaben blickten ihm aber alle gerade ins Gesicht, eine ganze Minute blickten sie auf ihn, und dann wandten sich plötzlich alle diese starrblickenden Augen zu Kolja hin. Der maß immer noch mit verächtlicher Kaltblütigkeit den frechen Knaben mit seinem Blick.

„Das heißt, wie haben sie es denn da gegründet?“ war er endlich so gnädig zu sprechen. „Ja, und was heißt denn überhaupt, eine Stadt oder einen Staat gründen? Was haben sie denn getan: sind sie gekommen und haben sie jeder einen Ziegel gelegt, so etwa?“

Ein Gelächter erschallte. Der schuldige Knabe war aus Rot dunkelrot geworden. Er schwieg, er war nahe daran, in Weinen auszubrechen. Kolja hielt ihn so noch etwa eine Minute: „Um über solche historische Begebenheiten zu sprechen, wie die Gründung von Nationalitäten, muß man vor allem verstehen, was das bedeutet“, sprach er, jedes Wort betonend, zu strenger Belehrung. „Ich messe übrigens allen diesen Weibergeschichten keinerlei Bedeutung bei, ja, und überhaupt achte ich die Weltgeschichte nicht allzu sehr“, fügte er plötzlich so obenhin hinzu, indem er sich schon an alle überhaupt wandte.

„Das sagen Sie von der Weltgeschichte?“ erkundigte sich der Stabskapitän mit einem ganz plötzlichen Schrecken.

„Ja, von der Weltgeschichte. Das ist die Erforschung einer Reihe menschlicher Dummheiten und weiter nichts. Ich achte nur die Mathematik und die Naturwissenschaften“, prahlte Kolja und blickte flüchtig auf Alescha: nur seine Meinung fürchtete

er hier. Alescha schwieg aber noch immer und war ernst wie vorher. Wenn nur Alescha sogleich irgend etwas gesagt hätte, so hätte es dabei auch sein Bemenden gehabt, Alescha schwieg aber, „sein Schweigen könnte verächtlich sein“, und Kolja geriet schon völlig in Wut.

„Überhaupt jetzt diese klassischen Sprachen bei uns: eine einzige Berrücktheit und weiter nichts . . . Sie sind wiederum, scheint es, nicht einverstanden mit mir, Karamasoff?“

„Nicht einverstanden!“ und Alescha lächelte gemessen.

„Die klassischen Sprachen, wenn Sie meine ganze Meinung über sie wissen wollen, das ist eine polizeiliche Maßnahme, das ist es, wofür sie einzig und allein eingeführt wurden“, und allmählich geriet Kolja plötzlich wiederum ins Keuchen. „Sie wurden eingeführt, weil sie langweilig sind, und weil sie die Fähigkeiten abstumpfen. Es war so schon langweilig, wie soll man es denn da machen, damit es noch langweiliger werde? Es war so schon unsinnig, wie soll man es denn da machen, damit es noch widersinniger werde? Und da hat man denn die klassischen Sprachen ausgedacht. Das ist denn auch meine ganze Meinung über sie, und ich hoffe, daß ich sie niemals ändern werde“, schloß Kolja scharf. Auf seinen beiden Wangen zeigte sich je ein roter Flecken.

„Das ist wahr“, bestätigte plötzlich mit gellender und überzeugter Stimme Smuroff, der fleißig zugehört hatte.

„Er selber ist dabei aber der Erste in der lateinischen Sprache!“ schrie plötzlich aus dem Haufen ein Knabe.

„Ja, Vater, das sagt er so, und dabei ist er selber der Erste in der Klasse im Lateinischen“, ließ sich auch Iljuscha vernehmen.

„Was hat das denn zu sagen?“ Kolja hielt es für nötig, sich zu verteidigen, obgleich ihm auch dies Lob sehr angenehm war. „Lateinisch büffle ich, weil es nötig ist, weil ich meiner Mutter

versprochen habe, das Gymnasium zu beenden, und man meiner Ansicht nach das, an was man sich einmal heranmachte, auch schon gut machen muß; in meiner Seele verachte ich aber tief den Klassizismus und diese ganze Niedertracht . . . Sind Sie nicht einverstanden, Karamasoff?"

„Nun weshalb aber ‚Niedertracht‘?“ lächelte wiederum Alescha.

„Ja, erbarmen Sie sich doch, die Klassiker sind ja sämtlich in alle Sprachen übersetzt, demnach war ihnen das Latein durchaus nicht nötig zum Erlernen der Klassiker, vielmehr einzig und allein für politische Maßnahmen und zur Abstumpfung der Fähigkeiten. Wie, ist das denn nicht Niedertracht?“

„Nun, wer hat Sie denn das alles gelehrt?“ rief endlich, endlich Alescha erstaunt aus.

„Erstens kann ich das auch selber verstehen, ohne Lehrer, und zweitens, wissen Sie, daß gerade ganz dasselbe, was ich Ihnen soeben über die übersetzten Klassiker auseinandersetze, laut vor der ganzen dritten Klasse der Lehrer Kolbasnikoff selber gesagt hat . . .“

„Der Doktor ist gekommen!“ rief plötzlich Ninotschka, welche die ganze Zeit über geschwiegen hatte.

Tatsächlich war die der Frau Chochlakoff gehörige Equipage am Tore vorgefahren. Der Stabskapitän, der den ganzen Morgen über den Doktor erwartet hatte, stürzte kopfüber zum Tore hin, um ihn zu empfangen. „Mütterchen“ machte sich in Ordnung und setzte eine gewichtige Miene auf. Alescha ging zu Iljuscha hin und begann ihm die Kissen zurechtzuschieben. Ninotschka schaute von ihrem Stuhle aus unruhig zu, wie er das Bettchen herrichtete. Die Knaben verabschiedeten sich rasch, einige von ihnen versprachen, am Abend wiederzukommen. Kolja rief Pereswou, und der sprang vom Bette herunter.

„Ich werde nicht weggehen, nicht weggehen!“ sprach Kolja zu

Ijuscha. „Ich werde im Vorraum warten und wiederkommen, wenn der Doktor wegfährt, ich werde mit Pereswon kommen.“

Aber der Doktor trat schon herein — eine gewichtige Figur im Bärenpelz, mit langem, dunklem Backenbart und glänzend ausgerasiertem Kinn. Als er die Schwelle übertreten hatte, blieb er plötzlich stehen, als ob er verblüfft sei: es schien ihm so, als sei er nicht an die richtige Stelle gekommen: „Was ist das? Wo bin ich denn?“ murmelte er, ohne den Pelz von den Schultern zu nehmen und ohne seine feine Bisammütze abzunehmen. Die vielen Menschen, die Armut des Zimmers, die in der Ecke auf einer Schnur aufgehängte Wäsche, das alles verwirrte ihn. Der Stabskapitän bückte sich vor ihm in den Staub.

„Sie sind hier, hier“, murmelte er in sklavischer Ergebenheit. „Sie sind hier bei mir, Sie wollten zu mir.“

„Snegirjeff?“ fragte gewichtig und laut der Doktor, „Herr Snegirjeff — das sind Sie?“

„Das bin ich!“

„Ah!“

Der Doktor schaute sich noch einmal mit Ekel im Zimmer um und warf den Pelz ab. Allen fiel der wichtige Orden am Hals in die Augen. Der Stabskapitän fing im Fluge den Pelz auf, und der Doktor nahm seine Mütze ab.

„Wo ist denn der Patient?“ fragte er laut und dringend.

6

Frühreise

Was glauben Sie wohl, was wird der Doktor ihm sagen?“ flüsterte Kolja rasch. „Was ist das übrigens für eine widerliche Frage, nicht wahr? Nicht ausstehen kann ich die Medizin!“

„Ijuscha wird sterben. Das ist, scheint mir, schon gewiß“, antwortete kummervoll Alescha.

„Schelme! Die Medizin ist ein Betrug! Ich bin indes froh, daß ich Ihre Bekanntschaft machte, Karamasoff. Ich wollte Sie längst schon kennen lernen. Schade nur, daß wir bei einer so traurigen Gelegenheit einander begegneten.“

Kolja verlangte es gar sehr danach, etwas zu sagen, was noch feuriger sei, noch expansiver, es war aber, als ob er sich irgendwie geniert fühle. Alescha bemerkte das, lächelte und drückte ihm die Hand.

„Längst lernte ich in Ihnen ein seltenes Wesen verehren“, murmelte wiederum Kolja, indem er sich verwirrte und den Faden verlor. „Ich hörte, daß Sie Mystiker sind und im Kloster waren. Ich weiß, daß Sie Mystiker sind, aber . . . dies hat mich nicht irregemacht. Die Berührung mit der Wirklichkeit wird Sie schon ausheilen . . . Mit Charakteren wie dem Ihrigen ist es nicht anders.“

„Was nennen Sie denn Mystiker? Wovon denn heilen?“ fragte etwas erstaunt Alescha.

„Nun, da ist Gott und das übrige.“

„Wie das, glauben Sie denn nicht an Gott?“

„Im Gegenteil, ich habe nichts gegen Gott. Natürlich, Gott ist nur eine Hypothese . . . aber . . . ich gestehe, daß er nötig ist für die Ordnung . . . für die Weltordnung und so weiter . . . und wenn er nicht wäre, so müßte man ihn ausdenken“, fügte Kolja hinzu, indem er anfang zu erröten. Es kam ihm plötzlich so vor, als ob Alescha sogleich glauben werde, er wolle seine Erkenntnisse zur Schau stellen und zeigen, was er für ein „Großer“ sei. „Ich will aber durchaus nicht vor ihm meine Erkenntnisse zur Schau tragen“, dachte Kolja mit Unwillen, und es ward ihm plötzlich furchtbar verdrießlich zumute.

„Ich gestehe, ich kann es nicht ausstehen, mich in alle diese Streitigkeiten einzulassen“, schnitt er das Gespräch ab. „Man kann ja auch ohne an Gott zu glauben die Menschen lieben, wie meinen Sie? Voltaire hat doch auch nicht an Gott geglaubt, dabei aber doch die Menschen geliebt?“ („Wiederum, wiederum!“ dachte er bei sich.)

„Voltaire hat an Gott geglaubt, aber es scheint, wenig, und es scheint, er hat auch die Menschheit wenig geliebt“, sprach leise, gehalten und völlig natürlich Alescha, so, als ob er mit einem Menschen spreche, der ihm an Jahren gleich oder sogar überlegen sei. Auf Kolja machte gerade diese scheinbare Unsicherheit Aleschas besonderen Eindruck in Hinsicht auf seine Meinung über Voltaire, und daß es so war, als ob er gerade ihm, dem kleinen Kolja, diese Frage zur Entscheidung gebe.

„Haben Sie denn Voltaire gelesen?“ schloß Alescha.

„Nicht, daß ich ihn gelesen hätte . . . Ich habe übrigens ‚Candide‘ gelesen in russischer Übersetzung . . . in einer alten, miserabeln Übersetzung, einer lächerlichen . . .“ („Wiederum! Wiederum!“)

„Haben Sie ihn denn auch verstanden?“

„D ja, alles . . . das heißt . . . weshalb glauben Sie denn, daß ich ihn nicht verstanden habe? Da sind natürlich viele Zweideutigkeiten . . . Ich bin aber wohl imstande zu begreifen, daß das ein philosophischer Roman ist und geschrieben ward, um eine Idee durchzuführen . . .“ Kolja geriet schon völlig in Verwirrung. „Ich bin Sozialist, Karamasoff, ich bin ein unverbesserlicher Sozialist“, brach er plötzlich ab, ohne jeden rechten Grund.

„Sozialist?“ Alescha lachte. „Ja, wann haben Sie denn dazu die Zeit gefunden? Sie sind ja erst dreizehn Jahre alt, scheint es?“

Kolja zuckte zusammen.

„Erstens nicht dreizehn, vielmehr vierzehn, in zwei Wochen vierzehn“, explodierte er nur so. „Zweitens aber verstehe ich

durchaus nicht, was da mein Alter zu bedeuten hat! Es handelt sich darum, was meine Überzeugungen sind, nicht aber, wie alt ich bin, nicht wahr?"

„Wenn Sie älter sein werden, so werden Sie selber erkennen, welche Bedeutung das Alter für die Überzeugung hat. Mir schien es zudem, daß Sie nicht Ihre Worte reden“, antwortete bescheiden und ruhig Alescha. Kolja unterbrach ihn aber heftig.

„Erlauben Sie einmal, Sie wollen Gehorsam und Mystizismus. Gestehen Sie aber ein, daß zum Beispiel der Christenglauben nur den Reichen und Mächtigen dazu gedient hat, die untere Klasse in Sklaverei zu halten, nicht wahr?"

„Ach, ich weiß, wo Sie das gelesen haben, und Sie hat zweifellos irgendwer unterrichtet!“ rief Alescha aus.

„Erlauben Sie, weshalb soll ich das denn durchaus gelesen haben? Auch hat mich ganz und gar niemand unterrichtet. Ich kann ja auch selber . . . Und wenn Sie wollen, bin ich nicht gegen Christus. Das war eine durchaus humane Persönlichkeit, und würde er in unserer Zeit leben, so würde er sich geradeswegs den Revolutionären anschließen und — vielleicht — eine hervorragende Rolle spielen . . . Das sogar zweifellos.“

„Aber wo nur, wo nur haben Sie das aufgeschnappt! Mit was für einem Dummkopf haben Sie sich da eingelassen?“ rief Alescha aus.

„Erlauben Sie, die Wahrheit kann man nicht verbergen. Ich spreche natürlich aus einer bestimmten Veranlassung häufig mit Herrn Rakitin, aber . . . Dies hat schon der alte Belinsky, sagt man, ausgesprochen.“

„Belinsky? Ich entsinne mich nicht daran. Er hat dies nirgends geschrieben.“

„Wenn er es nicht niedergeschrieben hat, so sagt man, hat er es ausgesprochen. Ich habe dies gehört von einem . . . übrigens, der Teufel . . .“

„Haben Sie denn Belinsky gelesen?“

„Sehen Sie . . . nein . . . ich habe ihn nicht völlig gelesen, aber . . . diesen Abschnitt über Tatjana, weshalb sie nicht mit Dnegin ging, habe ich gelesen . . .“

„Wie denn: nicht mit Dnegin ging? Ja, verstehen Sie denn dies schon wirklich . . .?“

„Erlauben Sie, Sie halten mich, scheint es, für den Knaben Smuroff“, lächelte gereizt Kolja. „Im übrigen glauben Sie bitte nicht, daß ich schon ein solcher Revolutionär bin. Ich bin sehr oft nicht einverstanden mit Herrn Rakitin. Wenn ich das über Tatjana sagte, so bin ich doch durchaus nicht für die Frauenemanzipation. Ich erkenne an, daß die Frau ein untergeordnetes Wesen ist und gehorchen muß. ‚Les femmes tricotent‘, wie Napoleon sagte.“ Und Kolja lächelte aus irgendeinem Grunde. „Und wenigstens hierin teile ich völlig die Überzeugung jenes pseudogroßen Mannes. Ich halte zum Beispiel gleichfalls dafür, daß aus dem Vaterlande nach Amerika zu flüchten — eine Niedrigkeit ist, schlimmer als eine Niedrigkeit — eine Dummheit. Weshalb denn nach Amerika, da man doch auch bei uns viel Nutzen für die Menschheit bringen kann? Gerade jetzt. Eine ganze Masse fruchtbarer Tätigkeit bietet sich. So habe ich denn auch geantwortet.“

„Wie denn geantwortet? Wem denn? Hat Sie denn schon irgendwer aufgefordert, nach Amerika zu fahren?“

„Ich gestehe, man reizte mich dazu an, ich lehnte es aber ab. Dies, versteht sich, unter uns, Karamasoff, hören Sie, niemandem ein Wort davon! Das sage ich nur Ihnen. Ich wünsche durchaus nicht in die Krallen der Dritten Abteilung¹ zu fallen und Stunden zu nehmen an der Kettenbrücke:

¹ Die Abteilung für politische Polizei am Ministerium des Innern.

„Du wirst dich entsinnen des Baues
Bei jener Brücke der Ketten.“

Entsinnen Sie sich? Herrlich! Weshalb lachen Sie denn? Glauben Sie schon nicht etwa, daß ich Ihnen alles vorlog.“ („Wie aber, wenn er erfahren wird, daß bei mir im Bücherschrank des Vaters überhaupt nur diese eine Nummer der „Glocke“ liegt, und ich weiter gar nichts davon gelesen habe?“ dachte flüchtig, aber mit Beben Kolja.)

„Ach nein, ich lache nicht und glaube auch durchaus nicht, daß Sie mir etwas vorgelogen haben. Das ist es ja gerade, daß ich das nicht glaube, weil dieses alles, o weh, die tatsächliche Wahrheit ist! Nun sagen Sie, den Puschkin haben Sie aber gelesen, den ‚Dnegin‘ meine ich . . . Sie haben ja soeben von Tatjana gesprochen?“

„Nein, noch habe ich ihn nicht gelesen, ich will ihn aber lesen. Ich habe keine Vorurteile, Karamasoff. Ich will diese und jene Partei anhören. Weshalb haben Sie gefragt?“

„Nur so.“

„Sagen Sie, Karamasoff, Sie verachten mich furchtbar?“ sprach plöblich Kolja und richtete sich ganz gerade vor Alescha auf, gleich als ob er sich in Position stellen wolle. „Seien Sie so gütig, ohne Umschweife!“

„Ich verachte Sie?“ Alescha schaute ihn erstaunt an. „Ja, weswegen nur? Es tut mir nur leid, daß eine so treffliche Natur, wie die Ihrige, die noch gar nicht angefangen hat zu leben, schon verdorben ist durch allen diesen rohen Unsinn.“

„Um meine Natur sorgen Sie sich nicht“, unterbrach ihn nicht ohne Selbstzufriedenheit Kolja. „Daß ich aber argwöhnisch bin, ist nun einmal so. Dumm argwöhnisch. Roh argwöhnisch. Sie haben soeben gelächelt, und da hat es mir denn auch schon geschienen, als ob Sie . . .“

„Ach, ich lächelte über etwas ganz anderes. Sehen Sie, worüber ich lächelte: ich las unlängst das Urtheil eines ausländischen Deutschen, der in Rußland gelebt hatte, über unsere jetzige lernende Jugend: ‚Zeigen Sie‘ — schreibt er — ‚einem russischen Schüler eine Karte des Sternenhimmels, von der er bis jetzt noch durchaus keinen Begriff hatte, und er wird Ihnen schon am nächsten Morgen diese Karte verbessert zurückgeben.‘ Keinerlei Kenntnisse und eine zügellose Selbstüberzeugtheit — das ist es, was der Deutsche von dem russischen Schüler sagen wollte.“

„Ach, das ist ja durchaus richtig!“ lachte plötzlich Kolja. „Durchaus richtig, ganz genau so! Bravo, Deutscher! Indessen der Deutsche hat nicht die gute Seite betrachtet, wie glauben Sie wohl? Selbstüberzeugtheit — das mag so sein, das kommt von der Jugend, das wird sich ausgleichen, wenn es nur nötig ist, daß es sich ausgleicht, dafür aber auch der Geist der Unabhängigkeit fast schon von Kind an, dafür die Kühnheit des Gedankens und der Überzeugung, nicht aber ihr Kriechen vor den Autoritäten . . . Aber trotzdem hat es der Deutsche schön gesagt! Bravo, Deutscher! Wenn man auch gleichwohl die Deutschen erdroffeln muß. Mögen sie auch stark in den Wissenschaften sein, man muß sie aber gleichwohl erdroffeln . . .“

„Warum denn erdroffeln?“ lachte Mlescha.

„Nun, ich habe vielleicht gelogen, ich gestehe es ein. Ich bin manchmal ein furchtbares Kind, und wenn ich mich über etwas freue, so halte ich nicht an mich und bin bereit, Unsinn zu erlügen. Hören Sie, wir schwagen da beide über Nichtigkeiten, dieser Doktor ist da aber schon etwas lange stehen geblieben. Übrigens untersucht er dort vielleicht auch das ‚Mütterchen‘ und jene lahme Ninotschka. Wissen Sie, diese Ninotschka hat mir gefallen. Sie hat mir plötzlich zugeflüstert, als ich eintrat: ‚Weshalb sind Sie

denn nicht früher gekommen? Und mit solchem Vorwurf in der Stimme! Mir scheint es, sie ist furchtbar gut und bedauernswert!"

„Ja! Ja! Jetzt werden Sie öfters kommen und erkennen, was das für ein Wesen ist. Es ist Ihnen sehr nützlich, gerade solche Geschöpfe kennen zu lernen, damit Sie auch noch lernen, viel anderes zu schätzen, was Sie gerade aus der Bekanntschaft mit solchen Geschöpfen erfahren werden“, bemerkte mit Feuer Mlescha. „Das wird Sie mehr als alles andere umändern.“

„O, wie ich es bedauere und mich selber dafür ausschelte, daß ich nicht früher kam!“ rief Kolja mit einem Gefühle der Bitterkeit aus.

„Ja, sehr schade. Sie sahen selber, Welch einen erfreuenden Eindruck Sie auf den armen Kleinen machten! Und wie er sich grämte, als er Sie erwartete!“

„Sprechen Sie mir nicht davon! Sie zerreißen mir das Herz. Ich muß aber übrigens zur Sache sprechen. Ich kam nicht aus Eigenliebe hierher, aus egoistischer Eigenliebe und niederträchtiger Herrschsucht, von der ich mich niemals befreien kann, obgleich ich mich mein ganzes Leben hindurch zurechtzubiegen suche. Ich sehe das jetzt, daß ich in vielem ein Schurke bin, Karasmasoff!“

„Nein, Sie sind eine treffliche Natur, wenn auch verdorben, und ich begreife nur allzu sehr, weshalb Sie einen solchen Einfluß auf diesen edlen und frankhaft eindrucksvollen Knaben haben konnten!“ antwortete mit Wärme Mlescha.

„Und das sagen Sie mir?“ rief Kolja aus. „Ich aber, stellen Sie es sich nur vor, ich glaubte — ich habe es schon einige Male gerade jetzt, wo ich hier bin, geglaubt, daß Sie mich verachten! Wenn Sie aber nur wüßten, wie ich Ihre Meinung schätze!“

„Sind Sie aber wirklich so mißtrauisch? In solchem Alter! Nun, stellen Sie sich aber einmal vor, ich dachte gerade noch vorhin im Zimmer, als ich auf Sie schaute, während Sie erzählten, daß Sie sehr argwöhnisch sein müßten.“

„Sie haben es schon gedacht? Was haben Sie aber gleichwohl für Augen, sehen Sie, sehen Sie! Ich wette, daß dies an der Stelle war, als ich von der Gans erzählte. Mir kam es gerade an dieser Stelle so vor, als ob Sie mich tief verachten deswegen, daß ich mich bestrebe, mich als einen forschen Kerl hinzustellen, und ich habe Sie sogar plötzlich dafür gehaßt und angefangen, Albernheiten zu sprechen. Dann ist es mir so vorgekommen (das war schon soeben hier) an der Stelle, als ich sagte: ‚Wenn es keinen Gott gebe, so müßte man ihn ausdenken‘, als sei ich schon allzu sehr beflissen, meine Bildung zur Schau zu tragen, um so mehr, als ich diese Phrase in einem Buche gelesen hatte. Aber ich schwöre es, ich tat dies nicht aus Eitelkeit, vielmehr nur so, gleichsam vor Freude . . . obgleich das ein schmachvoller Zug ist, wenn der Mensch vor Freude allen an den Hals springt. Ich weiß das. Dafür bin ich aber jetzt auch überzeugt, daß Sie mich nicht verachten, ich mir vielmehr dies alles nur selber ausdachte. O, Karamasoff, ich bin tief unglücklich! Ich stelle mir oft Gott weiß wie vor, daß alle über mich lachen, die ganze Welt, und dann bin ich, dann bin ich einfach bereit, die ganze Ordnung der Dinge zu vernichten!“

„Und dann quälen Sie Ihre Umgebung“, lächelte Alescha.

„Und dann quäle ich meine Umgebung, besonders meine Mutter. Karamasoff, sagen Sie, bin ich jetzt sehr lächerlich?“

„Denken Sie doch gar nicht an dieses, denken Sie überhaupt nicht daran!“ rief Alescha aus. „Ja, und was ist denn das überhaupt ‚lächerlich‘? Kommt einem denn nicht immer wieder ein Mensch lächerlich vor, oder ist er es auch? Zudem haben

auch heute fast alle Leute mit Fähigkeiten die Furcht, lächerlich zu sein, und dadurch sind sie unglücklich. Mich erstaunt nur, daß Sie dies so früh schon zu fühlen begannen, wenn ich dies übrigens auch schon längst bemerkte, und nicht bei Ihnen allein. Heutzutage haben sogar fast schon die Kinder angefangen, hieran zu leiden. Das ist fast eine Verrücktheit. In dieser Selbstliebe hat sich der Teufel verkörpert und hat sich in diese ganze Generation eingeschlichen, eben der Teufel“, fügte Alescha hinzu, ohne im geringsten zu lachen, wie es Kolja dachte, der ihn starr ansah. „Sie sind so wie alle,“ schloß Alescha, „das heißt, wie sehr viele, man muß aber nur nicht so sein wie alle, das ist es.“

„Sogar nicht einmal in Hinsicht darauf, daß alle so sind?“

„Ja, auch nicht in Hinsicht darauf, daß alle so sind. Sie allein, werden Sie nicht ein solcher! Sie sind auch in der Tat nicht so wie alle: Sie haben sich ja jetzt nicht geschämt einzugestehen, daß Sie schlecht und sogar lächerlich seien. Wer gesteht dies aber heute ein? Niemand, ja, und man hat sogar aufgehört, ein Bedürfnis zu empfinden nach Selbstverurteilung. Seien Sie aber nicht so wie alle; wenn Sie auch nur allein kein solcher bleiben, seien Sie es gleichwohl nicht.“

„Herrlich! Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie haben die Fähigkeit zu trösten. O, wie strebte ich zu Ihnen hin, Karamasoff, wie lange suche ich schon Ihnen zu begegnen! Haben wirklich auch Sie gleichfalls an mich gedacht? Vorhin sagten Sie, daß auch Sie an mich gedacht haben!“

„Ja, ich hörte von Ihnen und dachte gleichfalls an Sie . . . und wenn auch zum Teil die Selbstliebe Sie veranlaßte, jetzt hiernach zu fragen, so hat das nichts zu bedeuten.“

„Wissen Sie, Karamasoff, unsere Auseinandersetzung gleicht einer Liebeserklärung“, sprach Kolja mit einer ganz schwach-

gewordenen und schamvollen Stimme. „Ist das nicht lächerlich, nicht lächerlich?“

„Ganz und gar nicht lächerlich, ja, und wenn es auch lächerlich wäre, so hätte dies nichts zu bedeuten, weil es schön ist“, lächelte heiter Alescha.

„Wissen Sie aber, Karamasoff, gestehen Sie es nur ein, daß es auch Ihnen selber jetzt ein wenig schamvoll mit mir ist . . . Ich sehe es an Ihren Augen . . .“ sprach Kolja schalkhaft, aber mit einem ganz glücklichen Lächeln.

„Weshalb denn aber schamvoll?“

„Aber weshalb sind Sie denn rot geworden?“

„Ja, das haben Sie so gemacht, daß ich rot ward“, lächelte Alescha, und tatsächlich war er ganz rot geworden. „Nun ja, ein wenig schamhaft, Gott weiß, weshalb, ich weiß nicht, weshalb, ich weiß es nicht . . .“ murmelte er, wobei er sogar fast verlegen ward.

„O, wie liebe und schätze ich Sie in diesem Augenblick, eben dafür, daß es auch Ihnen irgendwie schamvoll mit mir ist! Denn auch Sie sind so wie ich!“ rief Kolja in entschiedenem Entzücken aus. Seine Wangen brannten, seine Augen leuchteten.

„Hören Sie, Kolja, Sie werden übrigens auch sehr unglücklich im Leben sein“, sprach plötzlich aus irgendeinem Grunde Alescha.

„Ich weiß es, ich weiß es. Wie Sie dies alles im voraus wissen!“ bestätigte sogleich schon Kolja.

„Aber im ganzen werden Sie gleichwohl das Leben segnen!“

„Ja, so ist es! Hurra! Sie sind ein Prophet! O, wir werden uns vertragen, Karamasoff. Wissen Sie, mich entzückt am allermeisten, daß Sie mit mir völlig wie mit Ihresgleichen umgehen. Wir sind aber nicht gleich, nicht gleich, Sie stehen höher! Wir werden uns aber vertragen. Wissen Sie, ich sagte mir diesen

ganzen letzten Monat: „Entweder werden wir sogleich Freunde werden für ewig, oder nach dem ersten Begegnen werden wir auseinandergehen als Feinde bis zum Grabe!“

„Und als Sie so sprachen, haben Sie mich natürlich schon geliebt!“ lachte heiter Mlescha.

„Ich habe Sie geliebt, furchtbar habe ich Sie geliebt, ich liebte Sie und dachte an Sie! Und wie wissen Sie dies alles im voraus? Bah, da ist auch der Doktor. Mein Gott, was wird er denn sagen? Sehen Sie nur, was für ein Gesicht er macht!“

7

Ijuscha

Als der Doktor aus dem Zimmer trat, war er schon wiederum in seinen Pelz gehüllt und trug die Mütze auf dem Kopfe. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, als ob er erzürnt sei, sich ekele und immer fürchte, sich an irgend etwas schmutzig zu machen. Er warf einen flüchtigen Blick über den Vorraum und schaute dabei Mlescha und Kolja streng an. Mlescha winkte aus der Türe heraus dem Kutscher, und die Equipage, die den Doktor gebracht hatte, fuhr vor. Der Stabskapitän kam beflissen dem Doktor nachgegangen; gebückt, fast als ob er sich entschuldige, hielt er ihn auf, zu einem letzten Worte. Das Gesicht des Armen war wie niedergeschmettert, sein Blick entsetzt:

„Euer Exzellenz, Euer Exzellenz . . . ist es denn wirklich so?“ begann er nur eben, und er sprach nicht zu Ende, er rang nur in Verzweiflung die Hände, wenn er auch immer noch mit einem letzten Flehen auf den Doktor blickte, gleich als ob tatsächlich von einem Worte, das der Doktor jetzt spreche, die Verurteilung des armen Knaben aufgehoben werden könnte.

„Was ist denn da zu machen? Ich bin nicht Gott“, sprach in nachlässigem, wenn auch aus Gewohnheit belehrendem Tone der Doktor.

„Doktor . . . Euer Exzellenz . . . und wird das bald sein, bald?“

„Seien Sie auf alles gefaßt“, bemerkte der Doktor, jede Silbe betonend; er senkte den Blick und wollte gerade über die Schwelle zur Equipage hinschreiten.

„Euer Exzellenz, um Christi willen!“ mit diesen Worten hielt ihn noch einmal der Stabskapitän auf: „Euer Exzellenz! . . . So wird ihn denn nichts, wirklich nichts, durchaus nichts mehr retten?“

„Nicht von mir hängt dies jetzt ab,“ sprach der Doktor ungeduldig, „indes, hm“ — er blieb plötzlich stehen — „wenn Sie zum Beispiel . . . Ihren Kranken sogleich und ohne im geringsten zu zögern (diese letzten Worte sprach der Doktor nicht gerade streng, vielmehr fast wütend aus, so daß der Stabskapitän sogar zusammenfuhr) nach Syrakus schicken könnten, so könnte . . . inolge der neuen günstigen klimatischen Verhältnisse . . . es vielleicht eintreten . . .“

„Nach Syrakus!“ schrie der Stabskapitän, als ob er noch nichts begreife.

„Syrakus — das ist in Sizilien“, mischte sich plötzlich mit lauter Stimme Kolja ein, wie um die Worte des Doktors zu erklären. Der Doktor sah ihn an.

„Nach Sizilien! Väterchen, Euer Exzellenz“, der Stabskapitän kam völlig außer Fassung. „Ja, Sie haben doch gesehen!“ und er fuhr mit beiden Armen im Kreise umher, indem er auf die Einrichtung des Zimmers hinwies, „aber das Mütterchen, aber die Familie?“

„Nun, die Familie geht nicht nach Sizilien, Ihre Familie muß vielmehr nach dem Kaukasus, im Vorfrühling . . . Ihre Tochter

nach dem Kaukasus, Ihre Gattin aber . . . muß zunächst in Rücksicht auf ihren Rheumatismus ebenfalls im Kaukasus eine Baderkur durchmachen . . . und sogleich danach muß man sie nach Paris bringen, in das Krankenhaus des Psychiaters Lepelletier, ich könnte einen Zettel an ihn mitgeben, und dann . . . könnte es vielleicht so geschehen, daß . . ."

„Doktor, Doktor! Ja, Sie sehen doch!“ und der Stabskapitän rang wieder die Hände, indem er in Verzweiflung auf die nackten Balkenwände des Vorraums hinwies.

„Ach, das ist nicht mehr meine Sache“, lächelte der Doktor. „Ich sagte nur das, was die Wissenschaft auf Ihre Frage nach den letzten Mitteln antworten kann, das andere aber . . . zu meinem Bedauern . . .“

„Seien Sie nur unbesorgt, Arzt, mein Hund wird Sie nicht beißen“, mischte sich Kolja mit lauter Stimme ein, als er den etwas unruhigen Blick des Doktors nach dem Pereswon hin, der auf der Schwelle stand, bemerkte. Etwas wie ein klein wenig Mut klang in der Stimme des Kolja. Das Wort „Arzt“ statt „Doktor“ hatte er aber absichtlich, und wie er später selber erklärte, „um zu beleidigen“, gebraucht.

„Was ist das?“ fragte der Doktor und warf seinen Kopf zurück, indem er Kolja erstaunt anschaute. „Wer ist denn das?“ wandte er sich plötzlich an Mescha, gleich als ob er von dem Rechenenschaft verlange.

„Das ist der Besitzer des Pereswon, Arzt, beunruhigen Sie sich nicht hinsichtlich meiner Persönlichkeit“, bemerkte wiederum Kolja.

„Swon?“ sprach der Doktor, da er nicht begriffen hatte, was Pereswon bedeutet.

„Nur weiß man nicht, von woher es erschallt. Leben Sie wohl, Arzt, wir werden uns in Syrakus wiedersehen.“

„Wer ist das? Wer? Wer?“ sprach plötzlich der Doktor in furchtbarem Zorne.

„Das ist ein hiesiger Schüler, Herr Doktor, er ist ein ausgelassener Strick, beachten Sie ihn doch nicht“, sprach Alescha rasch mit finsterner Miene. „Kolja, schweigen Sie!“ rief er Krasotkin zu. „Man muß ihn nicht beachten“, wiederholte er schon etwas ungeduldiger.

„Prügeln, prügeln muß man ihn, prügeln!“ brüllte der Doktor, der schon aus irgendeinem Grunde allzu sehr in Wut geraten war, und er stampfte gerade mit dem Fuße auf.

„Wissen Sie aber, Arzt, der Pereswon da bei mir wird am Ende gar doch noch beißen!“ sprach Kolja mit zitterndem Stimmchen. Er war bleich geworden, und seine Augen funkelten. „Hierher, Pereswon!“

„Kolja, wenn Sie nur noch ein Wort sagen, so werde ich auf ewig mit Ihnen brechen!“ schrie Alescha gebieterisch.

„Arzt, es gibt nur ein Geschöpf auf der ganzen Welt, das Nikolai Krasotkin befehlen kann (Kolja deutete auf Alescha): ihm füge ich mich, leben Sie wohl!“

Er stürzte von seinem Plaze fort, öffnete die Thür und ging rasch ins Zimmer. Pereswon stürzte ihm nach. Der Doktor stand etwa noch fünf Sekunden wie erstarrt, indem er Alescha anschaute, dann spuckte er plötzlich aus und ging rasch zur Equipage, wobei er laut wiederholte:

„Dies, dies, dies, ich weiß nicht, was das ist!“ Der Stabskapitän stürzte herbei, um ihm behilflich zu sein, in den Wagen zu steigen. Alescha ging hinter Kolja her ins Zimmer. Der stand schon beim Bettchen des Iljuscha. Iljuscha hielt ihn an der Hand und rief seinen Vater. Nach einer Minute kehrte auch der Stabskapitän zurück.

„Vater, Vater, komm hierher . . . wir . . .“ lispelte nur eben Iljuscha in außerordentlicher Erregung und augenscheinlich außer-

stande fortzufahren; plötzlich warf er seine beiden abgezehrten Arme nach vorne und umarmte, so fest er nur konnte, beide zusammen, Kolja und den Stabskapitän, indem er sie in einer Umarmung vereinte und sich selber an sie anschniegte. Der Stabskapitän erbebte plötzlich nur so vor lautlosem Schluchzen, auch Kolja zitterten die Lippen und das Kinn.

„Water, Water! Wie ist es mir leid um dich, Water!“ stöhnte bitter Iljuscha hervor.

„Iljuschetschka . . . Täubchen . . . der Doktor sagte . . . du wirst gesund, wir werden glücklich sein . . . der Doktor . . .“ wollte gerade der Stabskapitän sprechen.

„Ach, Water! Ich weiß ja, was dir der neue Doktor über mich gesagt hat . . . Ich habe es ja gesehen!“ rief Iljuscha aus, und wiederum preßte er aus aller Kraft die beiden an sich, wobei er sein Gesicht an der Schulter des Waters verbarg.

„Water, weine nicht . . . wenn ich aber sterbe, so nimm dir einen guten Knaben, einen andern . . . selber wähle ihn dir aus ihnen aus, aus ihnen allen, einen guten Knaben, nenne ihn Iljuscha und liebe ihn statt meiner . . .“

„Schweig, Alter, du wirst genesen!“ rief plötzlich Krasotkin so, als ob er zornig geworden sei.

„Mich aber, Water, mich vergiß niemals“, fuhr Iljuscha fort. „Komm zu mir nach meinem Grabe . . . Ja, das ist es, Water, beerdige mich bei unserem großen Steine, zu dem wir spazieren zu gehen pflegten, und komme dann am Abend zu mir mit Krasotkin . . . Auch Pereswon . . . Ich aber werde euch erwarten . . . Water, Water!“

Seine Stimme stockte, alle drei standen einander umarmend da und schwiegen schon. Es weinte leise auf ihrem Stuhle auch Ninotschka, plötzlich ergoß sich auch Mütterchen in Tränen, als sie alle weinend erschaut hatte.

„Ijuschetschka, Ijuschetschka!“ rief sie aus. Krasotkin befreite sich plötzlich aus der Umarmung des Ijuscha.

„Leb wohl, Alter, mich erwartet meine Mutter zum Mittagessen“, sprach er rasch. „Wie schade, daß ich ihr nichts gesagt habe! Sie wird sehr in Unruhe sein . . . Aber nach dem Mittagessen komme ich sogleich zu dir, für den ganzen Tag, für den ganzen Abend, und so viel werde ich dir erzählen, so viel werde ich dir erzählen. Auch Pereswon werde ich bringen, jetzt werde ich ihn aber mit mir nehmen, weil er ohne mich zu winseln beginnen und dich stören wird. Auf Wiedersehn!“

Und er lief in den Vorraum hinaus. Er wollte nicht zu weinen anfangen, aber im Vorraum brach er gleichwohl in Tränen aus. In solchem Zustand fand ihn Mlescha.

„Kolja, Sie müssen unbedingt Ihr Wort halten und kommen, sonst wird er sich furchtbar grämen“, sprach Mlescha eindringlich.

„Unbedingt! O, wie verfluche ich mich, daß ich nicht früher kam“, murmelte Kolja weinend und schon ohne sich dessen zu schämen. In diesem Augenblicke kam plötzlich der Stabskapitän förmlich aus dem Zimmer gesprungen und schloß sogleich hinter sich die Türe. Sein Gesicht war ekstatisch, seine Lippen zitterten. Er stand vor den beiden jungen Leuten und warf beide Arme empor:

„Ich will keinen guten Knaben! Ich will keinen andern Knaben!“ flüsterte er, wild mit den Zähnen knirschend. „Wenn ich dich vergessen werde, Jerusalem, so möge mich . . .“

Er sprach nicht zu Ende, gleich als ob ihm der Atem ausgegangen wäre, und fiel kraftlos vor der hölzernen Bank auf die Knie. Mit beiden Armen stützte er seinen Kopf auf und begann zu schluchzen, wobei er ganz albern freischte und sich aus aller Kraft zusammennahm, damit man sein Kreischen drinnen nicht hören solle. Kolja sprang auf die Straße.

„Leben Sie wohl, Karamasoff! Werden Sie kommen?“
schrie er rasch und zornig Mlescha an.

„Am Abend werde ich unbedingt kommen.“

„Was hat er denn da von Jerusalem gesprochen . . . Was ist das noch?“

„Das ist aus der Bibel: ‚Wenn ich dich vergessen werde, Jerusalem‘ — das heißt, wenn ich alles vergessen werde, was mir am teuersten ist, wenn ich ihm irgend etwas vorziehen werde, ja, dann möge mich niederschmettern . . .“

„Ich verstehe, genug! Kommen Sie doch auch selber! Hierher, Pereswon!“ rief er schon völlig wütend dem Hunde zu, und mit großen, raschen Schritten ging er nach Hause.

Der Bruder Iwan Fjedorowitsch

1

Bei Gruschenka

Alescha schritt zum Kirchenplatz, ins Haus der Kaufmannswitwe Morosoff, zu Gruschenka. Die hatte bereits früh am Morgen Fenja zu ihm gesandt mit der dringenden Bitte, bei ihr vorzusprechen. Alescha fragte Fenja aus und erfuhr, daß ihre Herrin sich noch vom gestrigen Tage an in einer heftigen und besonderen Aufregung befinde. Im ganzen Verlaufe dieser zwei Monate seit der Festnahme des Mitja war Alescha häufig ins Haus der Morosoff gekommen, sowohl aus eigenem Antriebe wie im Auftrage des Mitja. Drei Tage nach Mitjas Festnahme war Gruschenka heftig erkrankt, und sie war fast fünf Wochen krank gewesen. Eine Woche davon hatte sie sogar ohne Besinnung gelegen. Ihr Gesicht hatte sich sehr verändert, es war hager und gelb geworden, obgleich sie schon seit zwei Wochen ausgehen durfte. Nach Aleschas Ansicht war aber ihr Gesicht noch anziehender als vordem, und er liebte es, wenn er bei ihr eintrat, ihrem Blicke zu begegnen. Es war, als ob sich etwas in ihm gefestigt habe, etwas Bestimmtes und Durchgeistigtes. Es hatte sich eine Art geistiger Umwandlung in ihr vollzogen. Sie trug eine unerschütterliche, demütige, aber gütige und unwandelbare Entschlossenheit zur Schau. Zwischen ihren Augenbrauen auf der Stirne hatte sich eine kleine senkrechte Falte gebildet, die ihrem lieben Gesichte den Ausdruck einer sich in sich selber versenkenden Nachdenklichkeit gab, die sogar auf den ersten Blick fast rauh anmutete. Von der früheren Launenhaf-

tigkeit war zum Beispiel auch keine Spur geblieben. Seltsam berührte es Alescha, daß ungeachtet allen Unglücks, das über das arme Weib hereingebrochen war (war doch ihr Bräutigam, im Verdacht, ein furchtbares Verbrechen begangen zu haben, festgenommen worden, fast in demselben Augenblick, als sie seine Braut ward!), ungeachtet ihrer darauffolgenden Krankheit und der ihr in der Zukunft drohenden, fast unabwendbaren Entscheidung des Gerichtes sie gleichwohl ihre frühere jugendliche Heiterkeit nicht verloren hatte. In ihren vordem so stolzen Augen leuchtete jetzt eine gewisse Sanftmut, obgleich . . . obgleich übrigens diese Augen bisweilen gleichwohl leuchteten in einem unheilvollen Feuerchen, wenn sie eine Sorge von früher überkam, die in ihrem Herzen nicht nur nicht betäubt war, vielmehr drückender lastete als vordem. Der Gegenstand dieser Sorge war immer der gleiche: Katharina Iwanowna, deren sich Gruschenka, als sie noch krank lag, sogar im Fiebertraum erinnert hatte. Alescha begriff, daß Gruschenka furchtbar eifersüchtig auf sie sei wegen des Mitja, des Arrestanten Mitja, ungeachtet dessen, daß ihn Katharina Iwanowna kein einziges Mal im Gefängnis besucht hatte, obgleich sie das durchaus jederzeit hätte tun können. Alles dies gestaltete sich für Alescha zu einem ganz schwierigen Rätsel, denn Gruschenka schüttete nur ihm allein ihr Herz aus und bat ihn beständig um Rat, er aber war bisweilen gar nicht imstande, ihr irgend etwas zu raten.

Bekümmert betrat er ihre Wohnung. Sie war schon zu Hause. Vor einer halben Stunde war sie von Mitja zurückgekehrt, und schon allein aus der heftigen Bewegung, mit der sie sich von ihrem Sessel hinter dem Tische erhob und ihm entgegenkam, schloß er, daß sie ihn in großer Ungeduld erwartet hatte. Auf dem Tische lagen Spielfarten, und sie waren gerade ausgegeben worden für das Spiel „Dummköpfschen“. Auf dem Lederdivan,

an der andern Seite des Tisches, war ein Bett gerichtet, und auf dem lag halbaufgerichtet, in Schlafrock und Schlafmütze, Maximoff, augenscheinlich krank und schwach geworden, wenn er auch immer noch süßlich lächelte. Seit nämlich dieses heimatlose alte Männchen damals, schon vor zwei Monaten, mit Gruschenka aus Mokroje gekommen war, war er auch ununterbrochen bei ihr und an ihrer Seite geblieben. Als er damals mit ihr in Schnee und Regen gekommen war, hatte er sich, durchnäßt und erschreckt, auf den Diwan gesetzt und sie schweigend angesehen mit einem schüchternen, bittenden Lächeln. Gruschenka war furchtbar bekümmert, und in schon beginnendem Fieber hatte sie ihn die erste halbe Stunde nach ihrer Ankunft fast vergessen über verschiedenen Sorgen, aber plötzlich schaute sie ganz eindringlich auf ihn: er grinste ihr kläglich und verloren ins Gesicht. Sie rief Fenja und befahl, ihm zu essen zu geben. Diesen ganzen Tag hatte er auf seinem Platz gefessen, fast ohne sich zu rühren; als es aber dunkel ward und man die Läden schloß, fragte Fenja ihre Herrin:

„Wie denn, Fräulein, wird er denn zur Nacht bleiben?“

„Ja, mach ihm ein Bett zurecht auf dem Diwan“, antwortete Gruschenka.

Als ihn Gruschenka genauer ausfragte, erfuhr sie von ihm, daß er sich gerade jetzt tatsächlich durchaus nirgends zu lassen wußte, und daß „Herr Kalganoff, mein Wohltäter, mir geradezu erklärt hatte, daß er mich schon nicht mehr mit sich nehmen werde, und mir fünf Rubel geschenkt hat“.

„Nun, Gott mit dir, so bleibe denn“, entschied Gruschenka in ihrem Kummer, wobei sie ihm mitleidvoll zulächelte. Der Greis zuckte bei ihrem Lächeln zusammen, seine Lippen zitterten, und Tränen des Dankes traten ihm in die Augen. So war denn auch von der Zeit an der vagabundierende Schmarozer bei ihr geblie-

ben. Sogar während ihrer Krankheit hatte er nicht das Haus verlassen. Fenska und ihre Mutter, die Köchin der Gruschenka, hatten ihn nicht weggejagt, vielmehr damit fortgefahren, ihm zu essen zu geben und ihm das Bett auf dem Diwan zu richten. In der Folge hatte sich Gruschenka sogar an ihn gewöhnt, und als sie von Mitja zurückkehrte, den sie sogleich zu besuchen begann, als sie sich kaum eben erst erholt hatte, sogar noch bevor sie vollständig gesund geworden war, hatte sie sich, um ihren Gram zu vergessen, sogleich hingesezt und mit „Maximuschka“ über allerlei Nichtigkeiten zu sprechen begonnen, um nur nicht an ihren Kummer zu denken. Es erwies sich, daß das alte Männchen bisweilen auch irgend etwas zu erzählen verstand, so daß er ihr endlich sogar ganz unentbehrlich geworden war. Außer Alescha, der sie indes nicht jeden Tag besuchte und immer nur auf kurze Zeit, empfing Gruschenka fast niemanden. Ihr Greis aber, der Kaufmann, lag zu dieser Zeit danieder, „er war im Fortgehen“, wie man in der Stadt sagte, und tatsächlich starb er nur eine Woche nach der Gerichtssizung, die Mitja galt. Drei Wochen vor seinem Tode, als er schon sein nahes Ende fühlte, rief er endlich seine Söhne mit ihren Frauen und Kindern zu sich nach oben und befahl ihnen, ihn nicht mehr zu verlassen. Von diesem Augenblicke an hatte er seinen Dienern streng befohlen, Gruschenka überhaupt nicht mehr hereinzulassen, und wenn sie kommen werde, ihr zu sagen: „Er befiehlt, sozusagen, Sie möchten lange in Freuden leben und ihn völlig vergessen.“ Gruschenka schickte indes gleichwohl ihr Mädchen, um sich fast jeden Tag nach seiner Gesundheit zu erkundigen.

„Endlich ist er gekommen!“ rief sie, warf die Karten weg und begrüßte voller Freude Alescha. „Maximuschka hat mich aber so erschreckt, er behauptete, daß du am Ende gar schon über-

haupt nicht kommen werdest. Ach, wie habe ich dich nötig! Setze dich an den Tisch: nun, was willst du, Kaffee?"

„Ja, ich habe nichts dagegen“, sprach Alescha, während er sich an den Tisch setzte. „Ich bin ganz ausgehungert.“

„So, so! Fenja, Fenja, Kaffee!“ rief Gruschenka. „Er kocht bei mir schon lange, dich erwartet er, ja, und die Pasteten bringe her, ja, und daß sie heiß sind! Nein, warte, Alescha, mit diesen Pasteten hat es heute bei mir ein Donnerwetter gegeben. Ich brachte sie ihm in das Gefängnis, er aber, stelle dir nur vor, warf sie mir vor die Füße, und so hat er sie denn auch nicht gegessen. Eine von diesen Pasteten hat er tatsächlich auf den Boden geworfen und zertreten. Ich sagte denn auch: „Ich werde sie beim Wächter zurücklassen; wenn du sie aber nicht bis zum Abend essen wirst, so heißt das, du nährst dich von hinterlistiger Bosheit!“ Mit diesen Worten bin ich denn auch weggegangen. Wir haben uns ja wiederum verzanft, kannst du dir das vorstellen? Sobald ich ihn nur besuche, so zanken wir uns auch sogleich schon.“

Gruschenka sprudelte in ihrer Aufregung dies alles auf einmal hervor. Maximoff aber, der sogleich schon bange geworden war, lächelte mit gesenkten Augen.

„Worüber habt ihr euch denn diesmal gestritten?“ fragte Alescha.

„Ja, ich habe das schon ganz und gar nicht erwartet! Stelle dir vor, er war eifersüchtig auf den ‚Früheren‘. Weshalb unterhältst du ihn denn, sozusagen? Du hast ja, heißt es, damit begonnen, ihn zu unterhalten? Immer ist er eifersüchtig, immer ist er eifersüchtig auf mich. Sogar wegen des Kusma ist er einmal in der vorigen Woche eifersüchtig gewesen!“

„Ja, aber er wußte doch von dem ‚Früheren‘?“

„Nun, denk dir nur. Ganz von Anfang an bis zum heutigen Tage wußte er es, aber heute stand er plötzlich auf und begann

zu schimpfen. Es ist schmähslich, auch nur zu wiederholen, was er sagte. Der Dummkopf! Rafitka ist zu ihm gekommen, als ich ihn verließ. Vielleicht ist es gerade Rafitka, der ihn auch aufhebt, wie? Wie glaubst du wohl?“ fügte sie, wie den Faden verzickend, hinzu.

„Er liebt dich, das ist es, er liebt dich sehr. Aber jetzt ist er gerade auch noch besonders erregt.“

„Wie sollte er auch nicht erregt sein, morgen wird man ihn ja richten! Und ich kam ja auch gerade in der Absicht, ihm in Hinsicht darauf, was morgen sein wird, mein Wort zu sagen, denn Alescha, es ist mir ja furchtbar, auch nur daran zu denken, was morgen sein wird! Du sagst da, er sei aufgeregt, ja, aber ich, wie bin ich es erst! Und er spricht von dem Polen! Was für ein Dummkopf! Wegen des Maximuschka hier ist er hoffentlich doch nicht eifersüchtig!“

„Meine Gattin war gleichfalls sehr eifersüchtig auf mich“, fügte Maximoff sein Wörtchen ein.

„Nun schon auf dich!“ lachte wider ihren Willen Gruschenka. „Weshwegen soll man denn auf dich eifersüchtig sein?“

„Wegen der Dienstmädchen!“

„Ach, schweige, Maximuschka, nicht nach Lachen steht mir jetzt der Sinn, sogar Unwillen erfaßt mich. Auf die Pasteten stiere nicht hin, ich werde sie nicht geben, es schadet dir, und den ‚Balsam‘ werde ich gleichfalls nicht geben. Auch mit ihm muß ich mich plagen; es ist so, als ob bei mir ein Asyl wäre, tatsächlich“, lächelte sie.

„Ich bin Ihrer Wohltaten gar nicht wert, ich bin nichtig“, sprach mit tränendem Stimmchen Maximoff. „Es wäre besser, Sie sparten Ihre Wohltaten für die, die nützlicher sind als ich.“

„Ach, jeder ist nützlich, Maximuschka; und woher soll man denn wissen, wer nützlicher ist als der andere? Wenn doch dieser Pole

überhaupt nicht da wäre, Alescha, es ist ihm ja gleichfalls heute eingefallen, krank zu werden. Ich war auch bei ihm. So werde ich jetzt auch absichtlich ihm die Pasteten schicken, ich hatte ihm keine geschickt, Mitja aber beschuldigte mich dessen, jetzt schicke ich sie ihm, so werde ich es jetzt absichtlich tun, absichtlich! Ach, da ist auch Fenja mit einem Brief! Nun, so ist es auch, wiederum von den Polen, wiederum bitten sie um Geld!"

Pan Mussjalowitsch hatte tatsächlich einen außerordentlich langen und seiner Gewohnheit nach hochtrabenden Brief geschickt, worin er bat, ihm drei Rubel zu leihen. Dem Brief war eine Empfangsbestätigung beigelegt, die zugleich auch die Verpflichtung enthielt, im Verlaufe von drei Monaten zu zahlen; die Quittung hatte auch Pan Wrublewsky unterschrieben. Schon viele solche Briefe und immer mit denselben Quittungen hatte Gruschenka von ihrem „Früheren“ erhalten. Das hatte sogleich nach Gruschenkas Genesung begonnen, vor nunmehr zwei Wochen. Sie wußte indes, daß beide polnische Herren auch während ihrer Krankheit öfters gekommen waren, um sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen. Der erste Brief, den Gruschenka empfangen hatte, war lang, auf einem Briefbogen von großem Formate geschrieben, mit einem großen Familienwappen gesiegelt und furchtbar dunkel und schwülstig, so daß Gruschenka ihn nur zur Hälfte las und ihn dann wegwarf, ohne irgend etwas verstanden zu haben. Ja, und auch nicht nach Briefen stand ihr damals der Sinn. Diesem ersten Brief war am andern Tage ein anderer gefolgt, worin Pan Mussjalowitsch bat, ihm zweitausend Rubel zu leihen, auf die aller kürzeste Frist. Auch diesen Brief ließ Gruschenka unbeantwortet. Darauf folgte schon eine ganze Reihe Briefe, jeden Tag einer, alle ebenso gewichtig und schwülstig, nur daß die erbetene Summe allmählich abnahm und bis auf hundert Rubel sank, auf fünfundzwanzig,

auf zehn, und endlich empfing Gruschenka plötzlich einen Brief, worin beide polnische Herren nur um einen Rubel baten und eine Quittung beilegten, auf der auch beide unterschrieben hatten. Da begann denn Gruschenka plötzlich Mitleid zu empfinden, und sie lief, als es Abend ward, selber zu dem Pan. Sie fand beide Polen in furchtbarer Armut, fast als Bettler, ohne Essen, ohne Heizung, ohne Zigaretten, ihrer Wirtin verschuldet. Die zweihundert Rubel, die sie in Mokroje Mitja abgewonnen hatten, waren rasch irgendwohin verschwunden. Es erstaunte indes Gruschenka, daß die beiden polnischen Herren sie mit hochnäsiger Gewichtigkeit und Unabhängigkeit empfingen, nach der strengsten Etikette und mit aufgeblasenen Redensarten. Gruschenka brach nur in Lachen aus und gab ihrem „Früheren“ zehn Rubel. Schon gleich damals hatte sie lachend Mitja hiervon erzählt, und der war durchaus nicht eifersüchtig geworden. Von da an hatten sich aber die polnischen Herren an Gruschenka angeklammert und bombardierten sie täglich mit Briefen und der Bitte um Geld, und jene sandte ihnen jedesmal ein wenig. Und da war es plötzlich heute Mitja in den Kopf gekommen, heftige Eifersucht zu zeigen!

„Ich Schafskopf, bin auch zu ihm hingelaufen, alles in allem nur auf einen Augenblick, als ich zu Mitja ging, weil auch er erkrankt war, ich meine, der Pan, mein ‚Früherer‘“, begann wiederum Gruschenka, unruhig und hastig. „Ich erzähle das lachend Mitja: ‚Stelle dir vor,‘ sage ich, ‚meinem Polen fiel es ein, mir zur Gitarre die früheren Lieder zu singen, er glaubt wohl, ich werde mich erweichen lassen und ihn heiraten.‘ Mitja aber ist nur so aufgesprungen und hat geschimpft . . . Also zum Trotz werde ich den polnischen Herren die Pasteten senden! Jenja, wie, haben sie da wieder jenes kleine Mädchen geschickt? So gib ihr denn diese drei Rubel, ja, und zehn Stück Pasteten

wickle ihnen in Papier ein und laß es ihnen bringen! Du aber, Mlescha, erzähle unbedingt Mitja, daß ich ihnen Pasteten geschickt habe!"

„Um keinen Preis werde ich es erzählen“, entgegnete lächelnd Mlescha.

„Ach, du glaubst wohl, er quäle sich; er hat ja da absichtlich Eifersucht gezeigt, es ist ihm selber aber ganz gleichgültig“, sprach bitter Gruschenka.

„Wie denn das absichtlich?“ fragte Mlescha.

„Wie dumm du bist, Mleschenka, das ist es, gar nichts verstehst du da bei all deinem Verstande, das ist es. Nicht das kränkt mich ja, daß er auf eine solche, wie ich es bin, eifersüchtig war, es würde mich ganz im Gegenteil kränken, wenn er ganz und gar nicht eifersüchtig wäre. Ich bin nun einmal so, Eifersucht nehme ich nicht übel, ich habe selber ein grausames Herz, ich selber bin eifersüchtig. Es kränkt mich nur das eine, daß er mich überhaupt nicht liebt und jetzt absichtlich Eifersucht zeigte, das ist es. Bin ich denn blind, sehe ich es denn nicht? Er spricht mir plötzlich sogleich auch schon von ihr, von der Katka: eine solche ist sie und eine solche; einen Arzt hat sie aus Moskau für mich verschrieben für das Gericht; um mich zu retten, hat sie gleichfalls den allerersten Advokaten kommen lassen, den aller-gelehrtesten. Das heißt doch, er liebt sie, wenn sogar er anfing, sie mir ins Gesicht zu loben — was für ein schamloser Wicht! Vor mir ist er selber schuldig, darum hat er sich denn auch an mich gehängt, um mich noch vor ihm schuldig zu machen, ja, und auch auf mich allein alle Schuld abzuladen: ‚Du, so soll das heißen, bist vor mir mit dem Polen gewesen, so ist denn auch mir jetzt dies mit Katka erlaubt.‘ Das ist es, worum es sich handelt! Auf mich, auf mich allein will er alle Schuld abwälzen. Absichtlich hat er Händel gesucht, absichtlich, ich sage dir, nur werde ich ...“

Gruschenka sprach nicht aus, was sie tun werde, sie bedeckte die Augen mit ihrem Taschentuch und brach in furchtbares Schluchzen aus.

„Katharina Iwanowna liebt er gar nicht“, sprach mit Bestimmtheit Alescha.

„Nun, ob er sie liebt oder nicht, das werde ich selber bald erfahren“, entgegnete mit einem drohenden Klang in der Stimme Gruschenka, indem sie das Tuch von ihren Augen nahm. Ihr Gesicht war ganz entstellt. Alescha sah mit Kummer, wie ihr Ausdruck plötzlich aus einem sanften und stillheiteren zu einem trozigen und bösen geworden war.

„Nun genug von diesen Dummheiten!“ brach sie plötzlich ab. „Durchaus nicht deshalb habe ich dich gerufen. Alescha, mein Täubchen, morgen, was wird morgen sein? Das ist es ja, was mich quält! Und es quält auch nur mich allein! Ich blicke auf alle, niemand denkt auch nur daran, niemand hat irgend etwas damit zu schaffen. Denkst du wenigstens daran? Morgen wird man ihn ja richten! Erzähl du es mir, wie wird man ihn denn morgen richten? Es hat ja da der Diener, der Diener hat doch den Mord begangen, der Diener! Mein Gott! Wird man ihn denn wirklich an Stelle des Dieners verurteilen, und wird denn auch niemand für ihn eintreten? Man hat ja jenen Diener überhaupt nicht beunruhigt, wie?“

„Man hat ihn streng verhört“, bemerkte Alescha in Gedanken. „Aber alle schlossen, daß nicht er es sei. Jetzt liegt er sehr krank danieder. Von jener Zeit an ist er krank, von jenem Fallsuchtsanfälle an. Er ist tatsächlich krank“, fügte Alescha hinzu.

„Mein Gott, ja, möchtest du nur selber zu jenem Anwalt gehen und ihm Auge in Auge die Sache erzählen. Man hat ihn ja aus Petersburg, so sagt man, für dreitausend Rubel verschrieben.“

„Da haben wir zu dritt Dreitausend gegeben: ich, Bruder Iwan und Katharina Iwanowna; den Doktor aber hat sie schon

allein aus Moskau für zweitausend Rubel verschrieben. Der Advokat Phetjukowitsch würde mehr verlangt haben, ja, aber dieser Fall ist in ganz Rußland bekannt geworden, in allen Zeitungen und Zeitschriften spricht man von ihm, darum hat sich denn auch Phetjukowitsch bereit erklärt, mehr um des Ruhmes willen zu kommen, weil dies schon ein gar zu berühmter Fall geworden ist. Ich habe ihn gestern gesehen."

"Nun, und was denn? Hast du mit ihm gesprochen?" fuhr hastig Gruschenka dazwischen.

"Er hörte mich an und sagte gar nichts. Er sagte, er habe sich schon eine ganz bestimmte Meinung darüber gebildet. Er versprach indes meine Worte in Erwägung zu ziehen."

"Wie das in Erwägung zu ziehen? Ach, sie sind Betrüger! Sie werden ihn zugrunde richten! Nun, aber den Doktor, weshalb hat denn jene den Doktor kommen lassen?"

"Als Sachverständigen. Sie wollen beweisen, daß der Bruder verrückt sei und in gestörtem Zustande den Mord begangen habe, ohne bei klarem Bewußtsein zu sein", sprach leise lächelnd Alescha. "Nur ist mein Bruder damit nicht einverstanden."

"Ach ja, das ist aber doch die Wahrheit, wenn er den Mord wirklich begangen hätte. Gestört war er damals, völlig gestört, und da bin ich, ich Nichtswürdige, daran schuld! Nur daß er ja den Mord tatsächlich gar nicht begangen hat, er hat ihn nicht begangen! Und dabei weisen alle auf ihn hin, alle meinen, daß er den Mord begangen habe, die ganze Stadt. Sogar Fenja, auch die hat derartige Ausagen gemacht, daß es so herauskommt, als habe er den Mord begangen. Und im Kaufladen! Und jener Beamte! Und vordem im Wirtshause hat man es ja von ihm selber gehört! Alle, alle sind gegen ihn, sie schreien nur so im Chor."

"Ja, die Ausagen gegen ihn haben sich furchtbar vermehrt", bemerkte düster Alescha.

„Aber jener Grigori da, Grigori Wassiljewitsch meine ich, besteht ja auf dem Seinigen, daß die Lüre geöffnet war, versteift sich darauf, daß er es so gesehen habe, man wird ihn nicht davon abbringen; ich bin zu ihm hingelaufen, selber habe ich mit ihm gesprochen. Er schimpft noch dazu!“

„Ja, dies ist vielleicht die allerbelastendste Aussage gegen den Bruder“, sprach Alescha.

„Was aber das anbetrifft, daß Mitja gestört sei, so ist er auch jetzt genau so“, begann plötzlich Gruschenka mit einer ganz besonders bekümmerten und geheimnisvollen Miene. „Weißt du, Alescha, längst schon wollte ich dir davon erzählen: Ich gehe jeden Tag zu ihm und bin einfach erstaunt. Sage du mir, wie du glaubst: wovon hat er da jetzt immer zu sprechen angefangen? Er fängt an zu sprechen, zu sprechen, nichts vermag ich zu verstehen, ich denke, er spricht da von etwas Gescheitem, nun, ich bin ja eine Dumme, ich kann es nicht verstehen, denke ich; nur begann er mir plötzlich von einem Kinde zu sprechen, das heißt von irgend-einem Kindchen: ‚Weshalb‘, so sagt er, ‚ist so arm das Kindchen? Für dieses Kindchen werde ich jetzt auch nach Sibirien wandern, den Nord habe ich nicht begangen, ich muß aber nach Sibirien gehen!‘ Was bedeutet denn das? Was ist das denn für ein Kindchen? — Nicht das geringste habe ich davon begriffen. Nur bin ich in Weinen ausgebrochen, als er dies sagte, weil er dies schon gar zu schön gesagt hatte, er selber weint, auch ich begann zu weinen, auch hat er mich plötzlich geküßt und mit der Hand bekreuzt. Was ist denn das, Alescha, sage du es mir, was bedeutet dieses Kindchen?“

„Da hat sich aus irgendeinem Grunde Rakitin daran gewöhnt, ihn zu besuchen“, sprach lächelnd Alescha. „Übrigens . . . dies stammt nicht von Rakitin. Ich war gestern nicht bei ihm, heute aber werde ich hingehen.“

„Nein, das ist nicht Rafitka, da verwirrt ihn sein Bruder Iwan Sjedorowitsch, der pflegt ja zu ihm zu gehen, das ist es . . .“ sprach Gruschenka, und plötzlich war es, als ob sie verlegen geworden sei. Alescha blickte auf sie, wie vom Blitz getroffen.

„Wie denn das? Ja, ist er denn zu ihm gekommen? Mitja hat mir doch selber gesagt, Iwan habe ihn kein einziges Mal besucht!“

„Nun . . . Nun, was bin ich doch für eine! Ich habe mich verplaudert!“ rief Gruschenka in zunehmender Verlegenheit, sie war plötzlich ganz rot geworden. „Halt, Alescha, schweige, so soll es denn schon sein, wenn ich mich schon einmal verplauderte, so will ich auch die ganze Wahrheit sagen: er war zweimal bei ihm, das erste Mal war er gerade eben erst angekommen — er war ja damals sogleich aus Moskau herbeigeeilt, noch bevor ich mich krank niederlegen mußte, zum zweiten Male war er vor einer Woche gekommen. Er wollte aber nicht, daß Mitja dir darüber erzähle, er wollte es durchaus nicht, ja, und niemandem durfte er es sagen, er kam insgeheim.“

Alescha saß in tiefer Versunkenheit und dachte über irgend etwas nach. Diese Nachricht hatte ihn sichtlich erschüttert.

„Bruder Iwan spricht nicht mit mir über die Angelegenheit des Mitja“, sprach er gedehnt. „Ja, und überhaupt spricht er mit mir sehr wenig diese ganzen zwei Monate hindurch; wenn ich ihn aber besuchte, schien er immer unzufrieden über mein Kommen, so daß ich schon drei Wochen überhaupt nicht mehr zu ihm gehe. hm . . . Wenn er vor einer Woche dort war, dann . . . in dieser Woche ist tatsächlich in Mitja eine gewisse Veränderung vor sich gegangen . . .“

„So ist es, so ist es!“ ergriff plötzlich Gruschenka das Wort. „Sie haben ein Geheimnis miteinander, sie hatten ein Geheimnis! Mitja sagte mir selber, es sei ein Geheimnis, und weißt du,

ein solches Geheimnis, daß Mitja sich gar nicht darüber beruhigen kann. Aber er war ja vordem so heiter, ja, er ist auch jetzt noch heiter, nur, weißt du, wenn er anfängt so den Kopf zu schütteln, ja, und im Zimmer auf und ab zu gehen und hier mit diesem rechten Finger sich hier an der Schläfe die Haare zu zupfen, dann weiß ich auch schon, daß ihm irgend etwas auf der Seele liegt, das ihm keine Ruhe gibt . . . ich weiß es schon! Sonst war er aber heiter; ja, und auch heute war er es!"

„Du hast aber gesagt: er sei aufgereggt gewesen!"

„Ja, er war auch aufgereggt, ja, und dabei heiter. Er war auch ganz aufgereggt, ja, aber nur für einen Augenblick, dann aber heiter, darauf aber plötzlich wiederum aufgereggt. Und weißt du, Alescha, immer wundere ich mich über ihn: etwas so Entsetzliches steht ihm bevor, und dabei lacht er sogar bisweilen über solche Nichtigkeiten, ganz als ob er ein kleines Kind sei."

„Ist das auch richtig, daß er verbot, mir von Iwan zu erzählen? So hat er denn auch gesagt: sprich nicht?"

„Ja. Dich nämlich, das ist die Hauptsache, fürchtet er, Mitja, meine ich. Deshalb ist dort ein Geheimnis, er selber sagte das . . . Alescha, Täubchen, gehe hin und bringe heraus, was sie da für ein Geheimnis untereinander haben, ja, und dann komme es mir zu sagen" — und Gruschenka stürzte flehend zu ihm hin. „Entscheide du über mich Arme, damit ich schon mein verfluchtes Schicksal erkenne! Dazu habe ich dich auch gerufen."

„Du meinst, daß dies irgend etwas sei, was dich anbetrifft? Wenn dem aber so wäre, dann hätte er vor dir überhaupt nicht über das Geheimnis gesprochen."

„Ich weiß es nicht. Vielleicht will er es gerade mir auch sagen, ja, und er wagt es nur nicht. Er bereitet mich vor. Ein Geheimnis, so soll das heißen, liegt vor, was für eins aber — das sagte er nicht."

„Was meinst denn du selber?“

„Was ich glaube? Für mich ist das Ende gekommen, das ist es, was ich glaube. Das Ende haben mir alle drei vorbereitet, denn dort ist Katka im Spiele. Das alles ist Katka, von ihr kommt er auch. ‚Eine solche ist sie, und eine solche!‘ Das heißt doch, da bin ich nicht eine solche. Das sagt er im voraus, im voraus bereitet er mich vor. Mich zu verlassen hat er sich ausgedacht, das ist auch hier das ganze Geheimnis! Zu dritt haben sie das auch ausgedacht — Mitja, Katka, ja, und Iwan Fjedorowitsch. Allesha, längst schon wollte ich dich fragen: vor einer Woche eröffnet er mir plötzlich auch, Iwan sei wohl in Katka verliebt, weil er sie so häufig besuche. Hat er mir da die Wahrheit gesagt oder nicht? Sprich die volle Wahrheit, foltere mich nur!“

„Ich werde dir nichts vorlügen. Iwan ist in Katharina Iwanowna nicht verliebt, so glaube ich.“

„Nun, so habe auch ich damals geglaubt! Er lügt mir da etwas vor, der Schamlose, das ist es! Und er zeigte jetzt Eifersucht auf mich, um nachher auf mich die ganze Schuld abzuwälzen. Er ist ja ein Dummkopf, er versteht ja gar nicht, etwas zu verheimlichen, er ist ja so offen . . . Nur werde ich ihm, ich werde ihm! — ‚Du,‘ spricht er, ‚du glaubst, daß ich den Mord begangen habe!‘ — Das sagt er gerade mir, gerade mir, da macht er mir gerade einen solchen Vorwurf! Gott mit ihm! Nun, warte nur, schlecht wird das Katka bekommen von mir aus, vor Gericht, meine ich! Ich werde dort ein einziges solches Wörtchen sagen . . . Ich werde dort schon alles sagen!“

Und wiederum fing sie bitterlich zu weinen an.

„Hör einmal, was ich dir mit Bestimmtheit eröffnen kann, Gruschenka“, sprach Allesha, indem er sich erhob. „Erstens, daß er dich liebt, mehr als alles auf der Welt, und dich allein, das glaube mir. Ich weiß es. Ich weiß es schon. Zweitens will ich

dir sagen, daß ich nicht gewillt bin, ihm das Geheimnis zu entlocken; wenn er es mir aber heute selber mitteilen wird, so werde ich ihm gleich sagen, daß ich mich verpflichtete, es dir wiederzusagen. Dann werde ich heute noch zu dir kommen und es dir sagen. Nur . . . scheint mir . . . da ist auch gar keine Spur von Katharina Iwanowna, dieses Geheimnis betrifft vielmehr etwas ganz anderes. Und das ist schon ganz bestimmt so. Und es sieht ganz und gar nicht danach aus, als ob es sich hier um Katharina Iwanowna handle, so scheint mir. Vorderhand aber lebe wohl!"

Mescha drückte ihr die Hand. Gruschenka weinte immer noch. Er sah, daß sie seinen Tröstungen gar wenig Glauben schenkte, aber auch das war ihr schon wohlthuend, daß sie ihren Schmerz wenigstens erleichtert, sich ausgesprochen hatte. Es tat ihm leid, sie in einem solchen Zustande zu verlassen. Er war aber in Eile. Er hatte noch vieles zu tun.

2

Das franke Füßchen

Seine erste Angelegenheit hatte er im Hause der Frau Chochlakoff zu erledigen, und er eilte dahin, um dort möglichst rasch fertig zu werden und nicht zu spät zu Mitja zu kommen. Bereits drei Wochen kränkelte Frau Chochlakoff: aus irgendeinem Grunde war ihr der Fuß geschwollen, und wenn sie auch nicht zu Bette lag, so ruhte sie gleichwohl in einem reizenden, aber durchaus wohlstandigen Negligé halb ausgestreckt in ihrem Boudoir auf dem Sofa. Mescha hatte da einmal für sich mit unschuldigem Lächeln bemerkt, daß Frau Chochlakoff, ungeachtet ihrer Krankheit, fast sich auszuputzen begonnen habe: es kamen

da allerhand Spitzenhäubchen, Bänderchen, Morgenkleider zum Vorschein, und er erriet sogar bisweilen den Zusammenhang, wenn er auch diese Gedanken als müßig von sich zu weisen pflegte. Die letzten zwei Monate begann unter ihren übrigen Gästen auch der junge Perchotin Frau Chochlakoff zu besuchen. Alescha war schon vier Tage nicht dort gewesen, und als er das Haus betrat, wollte er gleich zu Lisa hingehen, denn zu ihr war auch sein Gang: erst gestern hatte ja Lisa ihr Mädchen zu ihm geschickt mit der dringenden Bitte, er möchte sogleich zu ihr kommen „aus einem sehr wichtigen Anlaß“, und das erregte aus gewissen Gründen Aleschas Interesse. Während aber das Mädchen zu Lisa ging, ihn anzumelden, hatte Frau Chochlakoff schon von irgendwem von seiner Ankunft erfahren und schickte sogleich, ihn zu sich zu bitten: „nur auf einen Augenblick“. Alescha entschied, es sei besser, schon zuerst die Bitte der Mutter zu erfüllen, denn die werde sonst jeden Augenblick zu Lisa hinsenden, während er bei der sitzen werde. Frau Chochlakoff lag auf der Couchette, und es war, als sei sie besonders feierlich angezogen, und sie war dabei offensichtlich in einer außerordentlichen nervösen Erregung. Sie empfing Alescha mit Ausrufen des Entzückens.

„Eine Ewigkeit, eine Ewigkeit, eine ganze Ewigkeit habe ich Sie nicht gesehen! Eine ganze Woche, erbarmen Sie sich! ach! — übrigens waren Sie erst vor vier Tagen hier, am Mittwoch. Sie wollen zu Lisa, ich bin überzeugt, daß Sie geradeswegs zu ihr gehen wollten, auf den Fußspitzen, damit ich es nicht hören solle. Lieber, lieber Alexej Fjedorowitsch, wenn Sie nur wüßten, was sie mir für Sorgen macht! Doch davon später. Das ist zwar das Allerwichtigste, aber davon später. Lieber Alexej Fjedorowitsch, ich vertraue Ihnen völlig meine Lisa an. Nach dem Tode des Greises Sosima — Herr, gib Ruhe seiner Seele! —

(sie bekreuzte sich), nach seinem Tode blicke ich auf Sie wie auf einen Mönch strengster Regel, wenn Ihnen auch Ihr neuer Anzug außerordentlich lieb steht. Wo haben Sie denn eigentlich hier einen solchen Schneider aufgetrieben? Aber nein, nein, das ist nicht wichtig, davon später. Verzeihen Sie, daß ich Sie bisweilen Alescha nenne, ich bin aber eine alte Frau, mir ist alles erlaubt" — und sie lächelte kokett. „Doch davon gleichfalls später. Die Hauptsache ist, daß ich nicht die Hauptsache vergesse. Bitte, erinnern Sie mich selber, sobald ich nur eben ins Schwazzen komme, sagen Sie nur: ‚Aber die Hauptsache?‘ Ach, wie soll ich denn überhaupt wissen, was jetzt die Hauptsache ist! Seitdem Lisa ihr kindliches Versprechen an Sie wieder zurücknahm — ihr kindliches Versprechen, Alexej Fjedorowitsch — Sie zu heiraten, haben Sie natürlich begriffen, daß dies alles nur die kindlich spielende Phantasie eines kranken kleinen Mädchens war, das lange im Liegestuhl hatte sitzen müssen — Gott sei Dank, jetzt geht sie schon. Zener neue Doktor, den Katja aus Moskau verschrieb für diesen Ihren unglücklichen Bruder, den man morgen . . . Nun, was soll man von morgen sprechen! Ich sterbe allein schon bei dem Gedanken an morgen! Hauptsächlich freilich vor Neugierde . . . Mit einem Worte, dieser Doktor war gestern bei uns und sah Lisa . . . Ich habe ihm fünfzig Rubel für den Besuch bezahlt. Aber das alles ist nicht das, wiederum nicht das. Sehen Sie, ich habe jetzt schon völlig den Faden verloren. Ich spute mich. Weshalb spute ich mich eigentlich? Ich weiß es nicht. Es ist furchtbar, wie ich auf einmal gar nichts mehr verstehe. Für mich hat sich alles wie in ein kleines Klümpchen zusammengeballt. Ich fürchte, Sie werden gleich auf und davon springen vor Langerweile, und ich habe Sie eben erst gesehen. Ach, mein Gott! Was sitzen wir denn aber so — und zuerst — Kaffee, Julia, Glaphira, Kaffee!“

Alescha dankte eilig und erklärte, er habe eben erst Kaffee getrunken.

„Bei wem?“

„Bei Agraphena Alexandrowna.“

„Das ist . . . das heißt bei diesem Weibe! Ach, das ist sie, die alle zugrunde richtet; aber übrigens, ich weiß es nicht, man sagt, sie wird eine Heilige, wenn das auch etwas reichlich spät ist. Besser wäre es vordem gewesen, als es nötig war; jetzt aber, wie denn, wer hat jetzt etwas davon? Schweigen Sie, schweigen Sie, Alexej Fjedorowitsch, denn ich will so viel sagen, daß ich, scheint es, gar nicht dazu kommen werde, irgend etwas zu sprechen. Dieser furchtbare Prozeß . . . ich werde unbedingt hingehen, ich bereite mich vor, man wird mich im Sessel tragen, und ich kann doch sitzen, mit mir werden Dienstboten sein, und Sie wissen ja, ich bin unter den Zeugen. Wie werde ich sprechen, wie werde ich sprechen! Ich weiß nicht, was ich sagen werde. Man muß ja einen Eid ablegen, so ist es doch, nicht wahr?“

„Ja, ich glaube aber nicht, daß es Ihnen möglich ist, dorthin zu kommen.“

„Ich kann ja sitzen; ach, Sie lenken mich ab! Dieser Prozeß, diese wilde Lat, und dann werden alle nach Sibirien wandern, einige werden dort heiraten, und das alles geht rasch, rasch vor sich, und alles ändert sich, und endlich ist gar nichts mehr, alle sind Greise und schauen ins Grab. Nun, und möge es nur so sein, ich bin müde geworden. Diese Katja — cette charmante personne, sie hat alle meine Hoffnungen zunichte gemacht: jetzt wird sie einem Ihrer Brüder nach Sibirien nachfahren, Ihr anderer Bruder wird ihr nachfahren und wird in einer Nachbarstadt wohnen, und alle werden sie einander quälen. Mich macht das ganz verrückt, aber die Hauptsache, diese Veröffentlichungen: in allen Zeitungen, in Petersburg und Moskau, hat man es millionen-

mal geschrieben. Ach ja, stellen Sie sich doch nur vor, auch von mir hat man geschrieben, ich sei ‚ein lieber Freund‘ Ihres Bruders; ich will kein häßliches Wort in den Mund nehmen, stellen Sie sich das vor, nun, stellen Sie sich das einmal vor!“

„Das ist nicht möglich! Wo denn und wie hat man das geschrieben?“

„Gleich werde ich es Ihnen zeigen. Gestern habe ich es erhalten – gestern habe ich es auch gleich durchgelesen. Sehen Sie – hier in der Zeitung ‚Gerüchte‘, sie erscheint in Petersburg. Diese Zeitung ward erst in diesem Jahre herausgegeben, ich liebe furchtbar Gerüchte, ich abonnierte, ja, und gerade zu meinem Unglück. Sehen Sie nur, als solche erwiesen sich die ‚Gerüchte‘. Sehen Sie hier, hier an dieser Stelle, lesen Sie nur!“

Und sie streckte Alescha einen kleinen Zeitungsbogen hin, der unter ihrem Kissen gelegen hatte.

Nicht, daß sie verstört gewesen wäre, es war vielmehr, als sei sie völlig zerschlagen, und vielleicht drehte sich tatsächlich alles in ihrem Kopfe zu einem kleinen Kügelchen zusammen. Die Zeitungsnachricht war außerordentlich charakteristisch und mußte natürlich auf sie sehr empfindlich wirken, sie war aber, zu ihrem Glücke, vielleicht gar nicht imstande, sich in diesem Augenblicke auf eine einzelne Sache zu konzentrieren, sie vermochte vielmehr in einer Minute sogar die Zeitung zu vergessen und auf etwas ganz anderes überzuspringen. Daß überall in ganz Rußland sich bereits die Kunde von diesem furchtbaren Prozesse verbreitet hatte, das wußte Alescha längst schon, und mein Gott, was für Nachrichten und Korrespondenzen, untermischt mit richtigen Meldungen, hatte er schon in diesen zwei Monaten lesen müssen über seinen Bruder, über die Karamasoffs überhaupt, und sogar über sich selber. In jener Zeitung war sogar berichtet worden, er sei aus Entsetzen nach dem Verbrechen, das an seinem Vater be-

gangen wurde, Mönch strengster Ordnung geworden und habe sich im Kloster eingeschlossen; in einer anderen Zeitung widerrieth man dies wiederum und schrieb im Gegenteil, er habe zusammen mit seinem Greis Sosima die Klosterkasse erbrochen, und „sie seien aus dem Kloster entwischt“. Die jetzige Nachricht in der Zeitung „Gerüchte“ aber war überschrieben: „Aus ‚Biehtreibe‘ (o weh! so heißt unser Städtchen, lange genug habe ich seinen Namen verheimlicht) zum Prozeß der Karamasoff.“ Die Mitteilung war kurz, und Frau Chochlakoff war direkt überhaupt nicht erwähnt, ja, und alle Namen blieben ungenannt. Es war nur erzählt, daß der Verbrecher, den man sich jetzt vorbereite mit solchem Lärm zu richten, ein Kapitän außer Dienst sei, von frechem Charakter, ein Faulenzer und „Verteidiger der Leibeigenschaft“, der sich beständig mit Liebschaften beschäftigt und besonderen Einfluß ausgeübt habe auf gewisse „in ihrer Einsamkeit sich grämende Damen“. Eine solche Dame „von den trauernden Witwen“, die sich jung anstellt, obgleich sie schon eine erwachsene Tochter hat, habe sich derart von ihm verführen lassen, daß sie im ganzen nur zwei Stunden bevor das Verbrechen begangen ward, ihm dreitausend Rubel angeboten habe unter der Bedingung, daß er sie sogleich nach den Goldgruben entführen solle. Der Unhold habe es aber vorgezogen, lieber seinen Vater zu ermorden und ihn gerade um Dreitausend zu berauben (in der Hoffnung, dies straflos zu tun), als sich nach Sibirien zu schleppen mit den vierzigjährigen Reizen seiner sich langweilenden Dame. Diese in leichtsinnigem Tone geschriebene Korrespondenz endete, wie es sich auch so gehört, in edlem Unwillen über die Unsittlichkeit des Vatemordes und der verflochtenen Leibeigenschaft. Alescha las das mit Interesse, faltete den Bogen zusammen und gab ihn Frau Chochlakoff zurück.

„Nun denn, bin ich das etwa nicht?“ lispelte sie wiederum.

„Das war ich ja, ich habe ihm ja kaum eine Stunde vorher Goldgruben angeboten, und plötzlich ‚vierzigjährige Reize‘! Ja, habe ich es denn unter dieser Bedingung getan? Das hat er absichtlich getan. Verzeihe ihm der ewige Richter wegen der vierzigjährigen Reize, wie auch ich ihm verzeihe, aber das ist ja . . . Sie wissen doch wer? Das ist Ihr Freund Rafitin!“

„Das ist möglich“, sprach Alescha; „wenn ich auch nichts davon hörte.“

„Er, er ist es, ganz bestimmt! Ich habe ihn ja aus dem Hause gejagt . . . Sie kennen doch diese ganze Geschichte?“

„Ich weiß, daß Sie ihn wissen ließen, er möchte Sie nicht mehr besuchen, weswegen aber eigentlich — das habe ich . . . wenigstens von Ihnen nicht vernommen.“

„Sie haben es demnach von ihm gehört! Wie denn, schimpft er auf mich, schimpft er gar sehr?“

„Ja, das tut er, aber er schimpft ja auf alle. Weswegen Sie ihm aber den Laufpaß gaben — das habe ich auch von ihm nicht vernommen. Ja, und überhaupt komme ich jetzt sehr selten mit ihm zusammen. Wir sind nicht mehr Freunde.“

„Nun, so will ich Ihnen dies alles eröffnen, und da ist auch gar nichts zu machen, ich bereue es, denn dabei ist etwas, woran ich vielleicht selber schuldig bin. Nur ein kleines, kleines Etwas, das allergeringste, so daß es vielleicht auch überhaupt nicht da ist. Sehen Sie, mein Täubchen (Frau Chochlakoff nahm plötzlich eine ganz spielerische Miene an, und auf ihren Lippen erstrahlte ein liebes, wenn auch rätselhaftes kleines Lächeln), sehen Sie, ich habe den Verdacht . . . Sie verzeihen mir, Alescha, ich bin Ihnen wie eine Mutter . . ., nein, nein, im Gegenteil, ich spreche zu Ihnen jetzt wie zu meinem Vater . . . denn Mutter paßt hier schon ganz und gar nicht . . . Nun, ganz so wie zum Greise Sossima bei der Beichte will ich jetzt zu Ihnen sprechen,

und das ist das allerrichtigste, das paßt durchaus. Ich nannte Sie ja auch vorhin einen Mönch strengster Ordnung — nun sehen Sie, dieser arme junge Mensch, Ihr Freund Rakitin (o mein Gott, ich kann ihm ganz einfach nicht zürnen! Ich zürne und erbose mich, aber nicht gar zu sehr), mit einem Worte, diesem leichtsinnigen jungen Menschen kam es plötzlich in den Kopf, stellen Sie sich das nur vor, sich in mich zu verlieben. Ich habe dies nachher, erst nachher plötzlich bemerkt, keineswegs aber im Anfang, das heißt etwa vor einem Monat; er begann häufiger bei mir zu sein, fast täglich, wenn wir auch schon vordem miteinander bekannt waren. Ich weiß nichts . . . da plötzlich kam es über mich wie eine Erleuchtung, und ich begann es zu meinem Staunen zu bemerken. Sie wissen, ich hatte bereits vor zwei Monaten damit begonnen, jenen bescheidenen, lieben und würdigen jungen Mann zu empfangen: Peter Iljitsch Perchotin, der hier Beamter ist. Sie selber sind ihm so oft begegnet. Und nicht wahr: er ist würdig und ernst? Er pflegt einmal in drei Tagen mich zu besuchen, nicht aber jeden Tag (wenn er auch, was mich betrifft, jeden Tag kommen könnte), und er ist immer so gut gekleidet, und überhaupt liebe ich die jungen Leute, Alescha, wenn sie Talent haben und bescheiden sind, wie gerade Sie; er aber hat fast einen staatsmännischen Verstand, er spricht so lieb, und ich werde unbedingt, unbedingt mich für ihn verwenden. Das ist ja ein zukünftiger Diplomat! Er hat mich an jenem furchtbaren Tage fast vom Tode errettet dadurch, daß er in der Nacht zu mir kam. Nun, aber Ihr Freund Rakitin kommt immer in solchen Stiefeln und streckt immer die Beine über den Teppich . . . mit einem Worte, er begann mir sogar gewisse Anspielungen zu machen, und einmal, als er sich verabschiedete, drückte er mir plötzlich furchtbar die Hand. Kaum hatte er mir die Hand gedrückt, als plötzlich mein Fuß erkrankte. Er war auch vordem bei mir Peter

Iljitsch begegnet, und glauben Sie mir, immer stichelt er auf ihn, immer stichelt er und brummt auf ihn wegen irgend etwas. Ich blide nur auf sie beide, wie sie sich vertragen werden, aber innerlich lache ich. Und da sitze ich denn plötzlich einmal allein, das heißt, ich lag damals bereits, plötzlich liege ich also allein, so kommt auch Michael Iwanowitsch, und stellen Sie sich vor — er bringt Verschen von sich, ganz kurze, auf meinen kranken Fuß, das heißt, er beschrieb in Versen meinen kranken Fuß. Warten Sie einmal, etwa so:

Dieses Füßchen, dieses Füßchen,
Es erkrankte nur ein bißchen!

oder wie es dort — ich kann nämlich durchaus keine Verse behalten — dort bei mir liegt — nein, ich werde es Ihnen später zeigen, es ist reizend, reizend, und wissen Sie, nicht nur von dem Füßchen allein handelt es, es ist vielmehr auch belehrend und hat eine reizvolle Idee, ich habe sie nur vergessen, mit einem Worte, man hätte es geradezu ins Album schreiben können! Nun, ich habe natürlich gedankt, und er war sichtlich geschmeichelt. Ich hatte das kaum getan, als plötzlich auch Peter Iljitsch eintritt, Michael Iwanowitsch aber ward plötzlich finster wie die Nacht. Ich sehe schon, daß Peter Iljitsch ihn in irgend etwas gestört hatte, denn Michael Iwanowitsch wollte unbedingt irgend etwas sagen nach diesen Versen (ich hatte es schon vorausgeföhlt), da war aber Peter Iljitsch eingetreten. Ich zeige plötzlich auch Peter Iljitsch die Verse, ja, und ich sage nicht, wer sie verfaßte. Ich bin aber überzeugt, ich bin fest davon überzeugt, daß er es sogleich erriet, wenn er das auch bis jetzt noch nicht eingesteht, vielmehr sagt, er habe es nicht erraten; das tut er aber absichtlich. Peter Iljitsch begann sogleich laut zu lachen und zu kritisieren. ‚Jämmerlich‘, spricht er, ‚sind diese Verschen, irgend-

ein Seminarist hat sie verbrochen, ja, wissen Sie, mit solcher Frechheit, mit solcher Frechheit!' Da ist denn Ihr Freund, statt zu lachen, plötzlich ganz wild geworden . . . Mein Gott, ich dachte, sie werden zu raufen beginnen. ‚Das habe ich‘, spricht er, ‚geschrieben. Ich‘, spricht er, ‚schrieb sie zum Scherz, weil ich es für eine Niedrigkeit halte, Verse zu schreiben. Nur sind meine Verse gut. Ihrem Puschkin will man, weil er Frauensfüßchen besang, ein Denkmal errichten, meine Verse aber haben eine Richtung. Sie selber aber‘, spricht er, ‚sind ein Verteidiger der Leibeigenschaft, Sie‘, spricht er, ‚besitzen keinerlei Humanität, Sie hegen keine von den jetzigen aufgeklärten Empfindungen, Sie hat die Entwicklung gar nicht berührt, Sie‘, spricht er, ‚sind ein Beamter und nehmen Bestechungsgelder!' Da begann ich schon zu schreien und sie anzuflehen. Aber Peter Njitsch, wissen Sie, ist durchaus nicht blöde, und plötzlich nahm er den allervornehmsten Ton an: er blickt voll Hohn auf ihn, hört ihn an und entschuldigt sich: ‚Ich‘, spricht er, ‚wußte es nicht. Wenn ich es gewußt hätte, würde ich das nicht gesagt haben, ich würde‘, spricht er, ‚die Verse gelobt haben . . . Die Dichter‘, spricht er, ‚sind alle so reizbar . . .‘ Mit einem Worte, allerlei solche Verhöhnungen unter der Maske des allerehrbarsten Tones. Das hat er mir später selber erklärt, daß das alles Hohn war, ich aber glaubte, es sei sein Ernst. Nun plötzlich liege ich, wie jetzt vor Ihnen, und denke: wird es vornehm sein oder nicht, wenn ich Michael Iwanowitsch plötzlich wegjage deswegen, weil er ungebührlich meinen Gast anschrte in meinem Hause? Und da, glauben Sie, liege ich mit geschlossenen Augen und denke: wird es vornehm sein oder nicht, ich kann es nicht entscheiden, und quäle mich, quäle mich, und das Herz klopft mir: soll ich schreien oder nicht? Eine Stimme spricht: ‚Schreie!' Die andere aber: ‚Nein! Schreie nicht!' Kaum hatte aber diese Stimme

gesprachen, als ich plöblich auch loschrie und in Ohnmacht fiel. Nun da, versteht sich, entsteht ein Lärm. Ich erhebe mich plöblich und sage zu Michael Iwanowitsch: „Es ist mir bitter, Ihnen dies kundzugeben, aber ich wünsche Sie nicht mehr in meinem Hause zu empfangen!“ So habe ich ihn denn auch weggejagt. Ach, Alexej Fjedorowitsch! Ich weiß selber, daß ich schlecht handelte, ich habe alles erlogen. Ich war überhaupt nicht zornig auf ihn, es hat mir nur plöblich (und das ist die Hauptsache, daß es plöblich war) so geschienen, daß dies so schön sein wird, diese ganze Szene. . . Nun, glauben Sie es, diese Szene war gleichwohl natürlich, weil ich sogar in Tränen ausbrach und noch einige Tage danach weinte, dann aber einstmals, plöblich nachmittags, habe ich auch alles vergessen. Da hat er schon zwei Wochen aufgehört mich zu besuchen, und ich denke: „Ja, wird er denn wirklich gar nicht mehr kommen?“ Dies war noch gestern der Fall, aber plöblich gegen Abend kommen diese ‚Gerüchte‘ an. Ich las und stöhnte. Nun, wer hat das geschrieben? Das hat er getan, er kam damals nach Hause, setzte sich hin — und schrieb es; er schickte es ein — und man druckte es ab. Das ist ja vor zwei Wochen gewesen. Nun, Alescha — was spreche ich denn da für dummes Zeug und durchaus nicht das, was nötig ist? Ach, ganz wie von selber spricht es sich!“

„Ich habe es heute furchtbar nötig, noch heute zur rechten Zeit zu meinem Bruder zu kommen“, lispelte nur eben Alescha.

„Ja gerade, ja gerade dies! Sie haben mich an alles erinnert! Hören Sie, was bedeutet das Wort Affekt?“

„Was für ein Affekt?“ fragte staunend Alescha.

„Ein gerichtlicher Affekt. Ein solcher Affekt, dessentwegen man alles verzeiht. Was Sie auch getan haben mögen — man wird Ihnen sogleich verzeihen.“

„Ja, wovon sprechen Sie denn da?“

„Gerade davon: diese Katja . . . Ach, dieses liebe, liebe Wesen, ich kann nur durchaus nicht herausbringen, in wen sie eigentlich verliebt ist. Unlängst saß sie bei mir, und ich vermochte gar nichts aus ihr herauszuloden. Um so mehr, als sie jetzt selber mit mir so oberflächlich spricht, immer nur von meiner Gesundheit und weiter nichts, und sie nimmt sogar auch einen solchen Ton an, ich habe aber nur gesagt: „Nun meinetwegen, nun auch Gott mit Ihnen“ . . . Ach ja, ich wollte doch vom Affekt sprechen: dieser Doktor kam ja an. Sie wissen, daß er ankam? Nun, wie sollten Sie das denn nicht wissen, der Doktor, welcher die Verrückten erkennt. Sie selber haben ihn ja verschrieben, das heißt, nicht Sie, vielmehr Katja! Immer wieder Katja! Nun, so sehen Sie: es sitzt da ein Mensch, der durchaus nicht verrückt ist, nur plötzlich befällt ihn ein Affekt. Er ist bei Besinnung und weiß, was er tut, aber dafür ist er im Affekt. Nun, gerade so hat sich wahrscheinlich mit Dmitri Fjedorowitsch ein Affekt zugetragen. Als man nur eben die neuen Gerichte einführte, da haben die auch sogleich das mit dem Affekt erkannt. Dies ist eine Wohlthat der neuen Gerichte. Dieser Doktor war nun bei mir und fragte mich über jenen Abend aus, auch über die Goldgruben: ‚Wie war er eigentlich damals? Wie, war er denn nicht im Affekt? Er kam an und schreit: ‚Geld, Geld, Dreitausend, geben Sie Dreitausend‘, darauf aber ging er weg und vollführte den Mord. ‚Ich will nicht,‘ spricht er, ‚ich will nicht töten‘, und plötzlich hat er ihn doch getödet. Gerade eben deswegen wird man ihm auch verzeihen, daß er nicht töten wollte, aber gleichwohl den Mord beging.“

„Ja, aber er hat doch gar nicht diesen Mord begangen!“ unterbrach sie ein klein wenig scharf Alescha. Unruhe und Ungeduld übermannten ihn mehr und mehr.

„Ich weiß es, da vollbrachte jener greise Grigori den Mord . . .“

„Wie denn Grigori?“ schrie Alescha auf.

„Er, er, das ist Grigori. Wie ihn Dmitri Fjedorowitsch schlug, so lag er auch, darauf stand er aber auf, sieht die Lüre offen, ging hin und tötete Fjedor Pawlowitsch.“

„Ja weshalb denn, weshalb denn?“

„Es befahl ihn ein Affekt. Als ihn Dmitri Fjedorowitsch auf den Kopf geschlagen hatte, und er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, kam ein Affekt über ihn: er ging hin und vollführte den Mord. Wenn er aber selber sagt, er habe den Mord nicht begangen, so erinnert er sich vielleicht nicht daran. Nun sehen Sie einmal: besser, viel besser wird es sein, wenn Dmitri Fjedorowitsch den Mord beging. Ja, dies war auch so, wenn ich auch sage, es sei Grigori, so ist das wahrscheinlich doch Dmitri Fjedorowitsch, und dies ist bei weitem, bei weitem besser! Ach, nicht deshalb besser, daß der Sohn den Vater ermordete — ich lobe das nicht, die Kinder sollen im Gegenteile ihre Eltern ehren — aber nur gleichwohl ist es besser, wenn er es war. Denn Sie haben dann auch gar keinen Grund zu weinen, da er ja den Mord beging, ohne bei sich zu sein, oder besser gesagt: indem er sich an alles entsann und nur nicht wußte, wie sich dies mit ihm ereignet hatte. Nein, mögen sie ihm verzeihen, das ist so human, und man soll die Wohlthat der neuen Gerichte erkennen; ich aber wußte das gar nicht, man sagt aber, das sei schon längst so, und wie ich dies gestern erfuhr, da hat mich das so erschüttert, daß ich sogleich schon nach Ihnen schicken wollte; und dann, wenn man ihn freisprechen wird, direkt aus dem Gerichte zu mir zum Mittagessen, ich aber werde meine Bekannten einladen, und wir werden auf die neuen Gerichte trinken. Ich glaube nicht, daß er gefährlich ist, zudem werde ich sehr viele Gäste einladen, so daß man ihn immer hinausführen kann, wenn er irgend etwas anstellt; darauf aber kann er irgendwo in einer anderen Stadt Friedensrichter oder irgend etwas sein, weil diejenigen, die selber Unglück ertrugen, besser als alle anderen

richten. Aber die Hauptsache: wer ist denn jetzt nicht im Affekt? Sie, ich, alle sind wir im Affekt, und so viel Beispiele gibt es: Es sitzt da ein Mensch, singt eine Romanze, plößlich hat ihm irgend etwas nicht gefallen, er nahm seine Pistole heraus und tötet den ersten besten, aber nachher verzeihen ihm alle. Ich habe dies unlängst gelesen, und alle Ärzte haben es bestätigt. Die Ärzte bestätigen es jetzt, alles bestätigen sie. Erbarmen Sie sich, bei mir ist Lisa im Affekt, sie hat mich noch gestern zum Weinen gebracht, vorgestern weinte ich ebenfalls, heute habe ich aber erraten, daß dies bei ihr einfach ein Affekt ist. Ach, welchen Kummer bereitet mir Lisa! Ich denke, sie ist völlig gestört. Weshalb hat sie Sie gerufen? Sie hat Sie gerufen, oder sind Sie von selber zu ihr gekommen?"

„Ja, sie hat mich gerufen, und ich werde sogleich zu ihr gehen“, sprach Alescha und stand entschlossen auf.

„Ach, lieber, lieber Alexei Fjedorowitsch, da ist vielleicht auch das Allerwichtigste“, rief Frau Chochlakoff aus, nachdem sie plößlich in Tränen ausgebrochen war. „Gott sieht, daß ich Ihnen aufrichtig Lisa anvertraue, und das hat nichts zu bedeuten, daß sie Sie rief, ohne es der Mutter zu sagen. Iwan Fjedorowitsch aber, Ihrem Bruder, verzeihen Sie mir, kann ich meine Tochter nicht mit solcher Leichtigkeit anvertrauen, wenn ich ihn auch immer noch für den allerritterlichsten jungen Mann halte. Aber stellen Sie sich nur vor, er war plößlich gleichfalls bei Lisa, und ich wußte gar nichts davon!“

„Wie? Was? Wann?“ rief Alescha in furchtbarem Staunen. Er hatte sich schon nicht mehr niedergesetzt und hörte stehend zu.

„Ich werde es Ihnen erzählen, ich habe Sie vielleicht auch gerade dazu gerufen, denn ich weiß schon nicht mehr, wozu ich Sie eigentlich gerufen habe. Also: Iwan Fjedorowitsch war alles in allem nur zweimal bei mir nach seiner Rückkehr aus Moskau, das erste Mal kam er, als Bekannter seinen Besuch zu machen, das

andere Mal aber, das war schon unlängst, saß Katja bei mir, und er war gleichfalls gekommen, nachdem er erfahren hatte, daß sie bei mir ist. Ich habe natürlich keinen Anspruch erhoben auf seine häufigen Besuche, da ich wußte, wieviel Laufereien er jetzt auch ohnedies hat, vous comprenez cette affaire et la mort terrible de votre papa, da erfahre ich plößlich, daß er wieder da war, nur nicht bei mir, sondern bei Lisa. Das war schon vor sechs Tagen, er kam, saß fünf Minuten und ging fort. Ich erfuhr davon ganze drei Tage später durch Glaphira, so daß dies mich plößlich erstaunte. Sogleich rufe ich Lisa, die aber lacht: „Er dachte wohl, daß Sie noch schlafen, und ging zu mir, um sich nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen.“ Natürlich war es auch so. Nur Lisa, Lisa, o mein Gott, wieviel Kummer sie mir bereitet! Stellen Sie sich vor, plößlich hat sie nachts — vor vier Tagen, sogleich nachdem Sie das letzte Mal da waren und weggingen — da hat sie plößlich nachts einen Anfall, Schreie, Winseln, Hysterie! Weshalb befällt mich denn niemals Hysterie? Tags darauf wieder ein Anfall, dann auch am dritten Tage, und dann gestern, und da ist gestern dieser ‚Affekt‘. Sie schreit mir nämlich plößlich zu: ‚Ich hasse Iwan Fjedorowitsch, ich verlange, daß Sie ihn nicht mehr empfangen, daß Sie ihm das Haus verbieten!‘ Ich erstarrte, so unerwartet kam mir das, und ich entgegne ihr: ‚Aus welchem Grunde werde ich denn einem so würdigen jungen Manne das Haus verbieten, der dazu noch so gebildet und so unglücklich ist?‘ Denn trotz allem, alle diese Geschichten — das ist doch Unglück, nicht aber Glück, nicht wahr? Sie brach plößlich in Lachen aus über meine Worte, und wissen Sie, so fränkend war das! Nun, ich bin froh, ich denke, daß ich sie zum Lachen brachte, und die Anfälle jetzt vorübergehen werden, um so mehr, als ich selber Iwan Fjedorowitsch, wegen seiner seltsamen, ohne meine Erlaubnis erfolgten Besuche, das Haus

verbieten und Aufklärung von ihm verlangen wollte. Nun ist plötzlich heute morgen Lisa, kaum daß sie aufgewacht war, über Julie böse geworden, und stellen Sie sich nur vor: sie schlug ihr mit der Hand ins Gesicht. Das ist aber doch monströs! Ich rede ja meine Mädchen mit ‚Sie‘ an! Und plötzlich, eine Stunde später, umarmt sie Julie und küßt ihr die Füße. Zu mir aber schickte sie und ließ mir sagen, sie werde überhaupt nicht zu mir kommen, und sie wünsche das auch nie mehr in Zukunft zu tun; als ich mich aber selber zu ihr hinschleppte, da stürzte sie sich auf mich, küßte mich und weinte, und so mich küssend, stieß sie mich auch hinaus, ohne ein Wort zu sagen, so daß ich denn auch gar nichts erfuhr. Jetzt, lieber Alexej Fjedorowitsch, beruhen alle meine Hoffnungen auf Ihnen, und natürlich liegt auch das Schicksal meines ganzen Lebens in Ihren Händen: Ich bitte Sie, ganz einfach zu Lisa zu gehen und bei ihr alles zu erfahren, wie Sie es nur allein zu tun verstehen, und dann zu kommen und mir, mir, der Mutter, zu erzählen. Denn, Sie verstehen, ich werde ganz einfach sterben, wenn dies alles noch so weitergeht, oder ich werde aus dem Hause laufen. Ich kann nicht mehr, ich besitze wohl Geduld, ich kann sie aber verlieren, und dann . . . dann wird es Entsetzliches geben. Ach, mein Gott, endlich Peter Iljitsch!“ rief plötzlich ganz erstrahlend Frau Chochlakoff, als sie Peter Iljitsch eintreten sah. — „Sie haben sich verspätet, verspätet! Nun wie denn, setzen Sie sich, sprechen Sie, entscheiden Sie das Schicksal, nun, was ist es denn mit diesem Advokaten? Wohin eilen Sie denn, Alexej Fjedorowitsch?“

„Ich gehe zu Lisa!“

„Ach ja! So werden Sie also nicht vergessen, um was ich Sie gebeten habe? Da liegt mein Geschick, mein Geschick!“

„Natürlich werde ich es nicht vergessen, wenn es mir möglich

ist . . . ich habe mich aber so verspätet“, murmelte Alescha, indem er sich schleunigst zurückzog.

„Nein, ganz bestimmt, ganz bestimmt kommen Sie vor, nicht aber . . . nur wenn es möglich ist, sonst werde ich sterben!“ rief ihm Frau Chochlakoff nach; aber Alescha war schon aus dem Zimmer gegangen.

3

Ein kleiner Dämon

Als er bei Lisa eintrat, traf er sie in halblierender Stellung auf dem Liegestuhl, in dem man sie vordem gefahren hatte, als sie noch nicht zu gehen vermochte. Sie blieb regungslos, als er eintrat, aber ihr scharfer, durchdringender Blick sog sich nur so in ihn ein. Ihr Blick war ein wenig fieberisch, ihr Gesicht blaßgelb. Alescha war erstaunt, wie sehr sie sich in drei Tagen verändert hatte. Sie war sogar magerer geworden. Sie streckte ihm nicht die Hände entgegen. Er selber berührte ihre schmalen, länglichen Fingerchen, die unbeweglich auf ihrem Kleide lagen, dann setzte er sich schweigend ihr gegenüber.

„Ich weiß, daß Sie nach dem Gefängnis eilen“, sprach Lisa scharf. „Es hat Sie aber die Mutter zwei Stunden aufgehalten, und sie hat Ihnen auch sogleich schon von mir und Julia erzählt.“

„Woher haben Sie das erfahren?“ fragte Alescha.

„Ich habe an der Türe gelauscht. Was blicken Sie mich denn so an? Ich will an der Türe lauschen und tue es, da ist auch gar nichts Schlechtes dabei. Ich werde nicht um Verzeihung bitten.“

„Sie sind verstimmt durch irgend was?“

„Im Gegentheil, ich bin in sehr froher Stimmung. Ich habe mir nur eben erst wiederum gesagt, wohl zum dreißigsten Male: wie schön, daß ich Ihnen eine Absage gegeben habe und nicht Ihre Frau sein werde. Sie taugen nicht zum Gatten: ich werde Sie heiraten, und plötzlich werde ich Ihnen ein Briefchen geben, um es dem zu bringen, den ich nach Ihnen lieb gewinnen werde. Sie werden dann das Briefchen nehmen und es unbedingt abliefern, ja, Sie werden auch noch eine Antwort bringen. Und Sie werden vierzig Jahre alt werden und immer noch ebenso solche Briefchen von mir an ihre Adresse abliefern.“

Sie fing plötzlich zu lachen an.

„In Ihnen ist etwas Böses und dabei gleichzeitig auch etwas Seeleneinfaches“, sprach Alescha und lächelte ihr zu.

„Das Seeleneinfache, das ist das, daß ich mich vor Ihnen nicht schäme. Und nicht nur das, ja, ich will mich auch gar nicht schämen, nämlich gerade vor Ihnen, gerade vor Ihnen! Alescha, weshalb achte ich Sie nicht? Ich liebe Sie sehr, aber ich achte Sie nicht. Wenn ich Sie achten würde, so würde ich ja nicht so sprechen, ohne mich zu schämen, das ist doch so!“

„Ja!“

„Aber glauben Sie denn auch, daß ich mich vor Ihnen nicht schäme?“

„Nein, das glaube ich nicht!“

Lisa lachte wiederum nervös auf, sie sprach rasch, hastig.

„Ich habe Ihrem Bruder Dmitri Fjedorowitsch ins Gefängnis Konfekt geschickt. Alescha, wissen Sie, wie hübsch Sie sind! Ich werde Sie furchtbar liebhaben deswegen, weil Sie mir so bald schon erlaubten, Sie nicht mehr zu lieben!“

„Wozu haben Sie mich denn heute gerufen, Lisa?“

„Ich wollte Ihnen einen meiner Wünsche mitteilen. Ich wünsche nämlich, daß mich irgendwer peinigen soll: erst soll er

mich heiraten und dann mich quälen, betrügen, verlassen und wegfahren. Ich will nicht glücklich sein!"

„Haben Sie die Unordnung liebgewonnen?"

„Ach, ich wünsche die Unordnung. Es verlangt mich immer danach, das Haus in Brand zu stecken. Ich stelle mir vor: wie ich da gehen und es ganz leise anstecken werde, es muß aber unbedingt leise sein. Man wird löschen wollen, das Haus wird aber weiter brennen. Und ich weiß es, schweige aber. Ach, Dummheiten! Und wie langweilig!"

Sie machte eine Bewegung des Widerwillens.

„Sie leben im Reichthum", sprach leise Alescha.

„Ist es denn etwa besser, arm zu sein?"

„Ja."

„Das hat Ihnen Ihr verstorbener Mönch vorerzählt. Das ist aber nicht so! Möge ich nur reich sein, alle andern können ruhig arm sein, ich werde Konfekt essen und Schmand trinken und keinem von denen etwas geben. Ach, sprechen Sie nicht, sprechen Sie gar nichts (sie machte eine abwehrende Handbewegung, obgleich Alescha nicht einmal seinen Mund geöffnet hatte), Sie haben mir schon vordem dies alles gesagt, ich weiß das alles auswendig. Es ist langweilig! Wenn ich arm sein werde, werde ich irgendwen totschlagen — ja, und wenn ich auch reich sein werde, werde ich doch vielleicht einen Mord begehen — was soll man denn auf einem Flecke sitzen! Aber wissen Sie, ich möchte mähen, das Korn mähen. Ich werde Sie heiraten, und Sie werden ein Bauer werden, ein richtiger Bauer, wir werden ein kleines Füllen haben, wollen Sie das? Sie kennen Kalganoff!"

„Ja."

„Er geht immer daher und träumt. Er sagt: Weshalb soll man wirklich leben, besser ist es zu träumen. Träumen kann

man das Allerlustigste, zu leben ist aber eine einzige Langweile. Aber er wird ja selber bald heiraten, er hat sogar schon mir eine Liebeserklärung gemacht. Verstehen Sie einen Kreisel zu drehen?"

„Ja.“

„Sehen Sie, da ist er gerade wie ein Kreisel: man muß ihn mit der Peitschenschnur umwinden, dann loslassen und schlagen, schlagen, schlagen mit dem Peitschen. Ich werde ihn heiraten. Das ganze Leben werde ich ihn aufziehen. Sie schämen sich nicht, bei mir zu sitzen?"

„Nein.“

„Sie sind furchtbar böse, daß ich nicht über Heiliges spreche? Ich will aber nicht heilig sein! Was tut man einem denn in jener Welt für die allerschwerste Sünde? Das muß Ihnen doch genau bekannt sein.“

„Gott wird richten“, sprach Alescha und schaute sie durchdringend an.

„So will ich es auch gerade. Ich wünsche hinzukommen, man würde mich richten, ich aber würde plötzlich ihnen allen ins Gesicht lachen. Es verlangt mich furchtbar danach, das Haus in Brand zu stecken, Alescha, unser Haus meine ich, Sie glauben mir das noch immer nicht?"

„Weshalb? Es gibt sogar Kinder, zwölfjährige, die es gar sehr danach verlangt, irgend etwas anzuzünden, und sie tun das dann auch. Das ist so etwas wie eine Krankheit.“

„Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr, meinetwegen mag es solche Kinder geben, aber nicht davon spreche ich.“

„Sie verwechseln das Böse mit dem Guten: das ist eine vorübergehende Krise, daran ist vielleicht Ihre frühere Krankheit schuld.“

„Sie aber verachten mich gleichwohl. Ich will ganz einfach

das Gute nicht tun, ich will das Böse tun, da ist aber gar keine Krankheit dabei!"

„Weshalb denn das Böse tun?“

„Aber damit nirgends etwas bleibe. Ach, wie schön wäre es, wenn gar nichts bleibe! Wissen Sie, Alescha, ich denke bisweilen daran, furchtbar viel Böses zu tun und alles, was eklig ist, und lange werde ich es insgeheim tun, und plötzlich werden es alle erfahren. Alle werden mich umringen und mit Fingern auf mich zeigen, ich aber werde ihnen allen ins Gesicht sehen! Das ist sehr angenehm. Weshalb ist das denn eigentlich so angenehm, Alescha?“

„So. Das ist das Bedürfnis, irgend etwas Schönes totzudrücken oder, gerade so wie Sie sagten, etwas anzuzünden. Das kommt ebenfalls vor.“

„Ich habe es ja aber nicht nur gesagt, ich werde es auch so machen.“

„Ich glaube es.“

„Ach, wie ich Sie dafür liebe, daß Sie sagen: Ich glaube es. Und Sie lügen ja durchaus, durchaus nicht. Aber vielleicht glauben Sie, daß ich Ihnen dies alles absichtlich sage, um Sie zu ärgern?“

„Nein, ich glaube das nicht . . . wenn auch vielleicht ein wenig von solchem Bedürfnis dabei ist.“

„Ein wenig ist dabei. Niemals werde ich vor Ihnen die Unwahrheit sagen“, sprach sie mit Augen, die ganz funkelten in einem Feuerchen.

Auf Alescha machte am meisten Eindruck ihr Ernst: nicht ein Schatten von Spott oder Scherz war jetzt in ihrem Gesicht, wenn sie auch vordem Heiterkeit und Lust zum Scherzen auch nicht einmal in ihren allerernstesten Augenblicken verlassen hatte.

„Es gibt Augenblicke, da lieben die Menschen das Verbrechen“, sprach in Gedanken Alescha.

„Ja! Ja! Sie haben meinen Gedanken ausgesprochen, man liebt das Verbrechen, alle lieben es, und immer lieben sie es, nicht nur ‚auf Augenblicke‘. Wissen Sie, es ist so, als ob alle irgend einmal darüber übereingekommen wären, hierin zu lügen, und alle von da an lügen. Alle sagen, daß sie das Böse hassen, für sich aber lieben es alle.“

„Lesen Sie noch immer wie früher schlechte Bücher?“

„Ja. Mama liest sie und versteckt sie unter ihrem Kissen, ich stehle sie von dorthier.“

„Wie, schämen Sie sich denn nicht, sich selber zu zerstören?“

„Ich will mich zerstören! Hier lebt ein Knabe, der hat einmal auf den Schienen gelegen, als über ihn die Eisenbahnwagen hinwegfuhren. Der Glückliche! Hören Sie, jetzt wird man Ihren Bruder dafür richten, daß er seinen Vater erschlug, und alle sind froh darüber, daß er das tat.“

„Sie sind froh, daß er das tat?“

„Ja, alle sind froh darüber! Alle sagen, dies sei schrecklich, für sich aber lieben sie es furchtbar. Ich zu allererst.“

„In Ihren Worten hinsichtlich aller ist ein wenig Wahrheit“, sprach leise Alescha.

„Ach, was für Gedanken Sie haben!“ freischte vor Entzücken Lisa. „Und das bei einem Mönche! Sie werden nicht glauben, wie ich Sie achte, Alescha, deswegen, daß Sie niemals lügen. Ach, ich werde Ihnen einen lächerlichen Traum von mir erzählen. Ich sehe bisweilen Teufel im Traum, es ist mir dann so, als ob es Nacht wäre, ich bin in meinem Zimmer mit einem Licht, und plötzlich sind überall Teufel, in allen Ecken und unter dem Tische, und sie öffnen die Türe, und dort hinter der Tür ist ein Haufen von ihnen, und sie alle wollen hereinkommen und mich ergreifen.“

Sie kommen auch schon heran, sie fassen mich schon. Ich aber bekreuze mich plötzlich, und sie alle laufen zurück, sie fürchten sich, nur gehen sie nicht völlig fort, sie stehen vielmehr bei der Türe und in den Ecken und warten. Und plötzlich verlangt es mich furchtbar danach, Gott mit lauter Stimme zu lästern, und damit beginne ich denn auch, sie aber stürzen wiederum in Haufen auf mich, sie freuen sich nur so, und da fassen sie mich wiederum, ich aber bekreuze mich plötzlich von neuem — und sie laufen alle davon. Das ist furchtbar lustig, der Atem stockt mir."

"Ach, ich hatte bisweilen ganz denselben Traum", sprach plötzlich Alescha.

"Wirklich?" rief Lisa erstaunt. "Hören Sie, Alescha, lachen Sie nicht, das ist furchtbar wichtig: ist es denn überhaupt möglich, daß zwei verschiedene Menschen einen und denselben Traum haben?"

"Wahrscheinlich ist es möglich."

"Alescha, ich sage Ihnen, dies ist furchtbar wichtig", fuhr Lisa fort, schon in ganz außerordentlichem Staunen. "Nicht der Traum ist wichtig, vielmehr nur das eine, daß Sie ganz denselben Traum sehen konnten wie ich. Sie lügen mir niemals etwas vor, lügen Sie auch jetzt nicht? Ist das wahr? Sie machen sich nicht lustig über mich?"

"Es ist wahr."

Lisa war von irgend etwas furchtbar betroffen und verstummte für eine halbe Minute.

"Alescha, besuchen Sie mich, besuchen Sie mich öfter", sprach sie plötzlich mit flehender Stimme.

"Ich werde immer, mein ganzes Leben lang werde ich zu Ihnen kommen", antwortete mit Festigkeit Alescha.

"Ich sage das alles ja nur Ihnen allein", begann wiederum Lisa. "Ich spreche zu mir allein, ja, und auch noch zu Ihnen."

Zu Ihnen allein auf der ganzen Welt. Und dabei spreche ich lieber zu Ihnen als zu mir selber. Ich schäme mich gar nicht vor Ihnen, nicht im geringsten! Mescha, weshalb schäme ich mich denn eigentlich gar nicht vor Ihnen? Weshalb denn nicht? Mescha, ist es wahr, daß die Juden zur Feier des Osterfestes Kinder stehlen und schlachten?"

„Ich weiß es nicht.“

„Ich habe da ein Buch, da las ich von irgendeiner Gerichtsverhandlung, die irgendwo stattfand, und daß ein Jude einem vierjährigen Knaben erst alle Fingerchen an beiden Händen abgeschnitten hatte und ihn dann an der Wand kreuzigte, ihn mit Nägeln festschlug und kreuzigte, und dann vor Gericht ausagte, der Knabe sei bald gestorben, nach nur vier Stunden. Das soll rasch sein? Er spricht: ‚Das Kind stöhnte, immer stöhnte es!‘ Er aber stand dabei und ergökte sich daran. Das ist schön!“

„Schön?"

„Ja! Ich glaube bisweilen, daß ich selber da das Kind kreuzigte. Es hängt da und stöhnt, ich aber sitze ihm gegenüber und esse Ananaskompott. Ich liebe sehr Ananaskompott. Sie auch?"

Mescha schwieg und blickte auf sie. Ihr gelbliches Gesicht war plötzlich wie entstellt, ihre Augen funkelten.

„Wissen Sie, als ich das von diesem Juden gelesen hatte, habe ich die ganze Nacht nur so in Tränen gezittert. Ich stelle mir vor, wie das Kindchen schreit und stöhnt (die vierjährigen Kinder verstehen doch, was mit ihnen vorgeht), und dabei verläßt mich keinen Augenblick der Gedanke an das Kompott. Am Morgen sandte ich einen Brief an jemand ganz Bestimmten, er möchte unbedingt zu mir kommen. Er kam auch, und ich erzählte ihm plötzlich alles über den Knaben und das Kompott, alles erzählte ich, alles, und sagte, dies ‚sei schön‘. Da fing er plötzlich zu lachen

an und sagte, dies sei auch tatsächlich schön. Dann stand er auf und ging fort. Er hat nur fünf Minuten bei mir gegessen. Hat er mich verachtet, mich verachtet? Sagen Sie, sagen Sie, Alescha, hat er mich verachtet oder nicht?" Sie hatte sich auf ihrem Liegestuhl aufgerichtet, ihre Augen funkelten.

„Sagen Sie,“ sprach Alescha, „Sie riefen ihn selber, diesen Menschen?“

„Ja!“

„Sie schickten ihm einen Brief?“

„Ja.“

„Um ihn gerade nur darüber zu fragen, über das Kind?“

„Nein, durchaus nicht deswegen, ganz und gar nicht. Als er aber eintrat, habe ich ihn sogleich auch darüber gefragt. Er antwortete, lachte, stand auf und ging.“

„Dieser Mensch hat ehrlich mit Ihnen verfahren“, sprach leise Alescha.

„Er hat mich aber verachtet? Er hat sich über mich lustig gemacht?“

„Nein, weil er selber vielleicht an das Ananaskompott glaubt. Er ist gleichfalls jetzt sehr krank, Lisa.“

„Ja, er glaubt daran!“ Und Lisas Augen funkelten.

„Er verachtet niemanden“, fuhr Alescha fort. „Er glaubt nur niemandem. Wenn er aber niemandem glaubt, so verachtet er natürlich auch schon alle.“

„Demnach auch mich? Mich?“

„Auch Sie.“

„Das ist gut“, und es war, als knirschte Lisa mit den Zähnen. „Als er wegging und lachte, fühlte ich, daß es schön ist, verachtet zu werden. Der Knabe mit den abgeschnittenen Fingern ist schön, und verachtet zu werden ist auch schön . . .“

Und sie lachte wie krankhaft und böse Alescha gerade in die Augen.

„Wissen Sie, Alescha, wissen Sie, ich möchte . . . Alescha, retten Sie mich!“ Und sie sprang plötzlich von ihrem Liegestuhl auf, stürzte zu ihm hin und umfaßte ihn fest mit ihren Armen. „Retten Sie mich!“ Das kam fast mit Stöhnen heraus. „Werde ich denn irgendwem in der Welt dies sagen, was ich Ihnen eben gesagt habe? Aber ich habe ja die Wahrheit, die Wahrheit habe ich gesprochen! Ich werde mich töten, weil mir alles ekelhaft ist! Ich will nicht leben, weil mir alles ekelhaft ist! Alescha, weshalb lieben Sie mich denn so gar nicht, so gar nicht?“ schloß sie außer sich.

„Nein, ich liebe Sie!“ antwortete feurig Alescha.

„Werden Sie mich aber auch beweinen?“

„Ja!“

„Nicht deshalb, weil ich nicht Ihre Frau werden wollte, vielmehr einfach mich beweinen, ganz einfach?“

„Ja!“

„Danke! Ich bedarf auch nur Ihrer Tränen. Alle andern aber mögen mich nur richten und zertreten, alle, alle, ohne jede Ausnahme! Denn ich liebe niemanden. Hören Sie, nie—man—den! Im Gegenteil, ich hasse alle! Gehen Sie, Alescha, Sie müssen zu Ihrem Bruder!“ Und sie riß sich plötzlich von ihm los.

„Wie werden Sie aber nur so zurückbleiben?“ sprach fast im Entsetzen Alescha.

„Gehen Sie zu Ihrem Bruder, man wird das Gefängnis absperren, gehen Sie nur, da ist Ihr Hut! Küssen Sie Mitja, gehen Sie, gehen Sie!“

Und sie stieß fast mit Gewalt Alescha zur Thür hin. Der schaute sie in trauriger Ratlosigkeit an, als er plötzlich in seiner rechten Hand einen Brief fühlte, ein kleines Briefchen, das fest zusammengefaltet und gesiegelt war. Er schaute hin und las so-

gleich die Adresse: An Iwan Fjedorowitsch Karamasoff. Er schaute auf Lisa. Ihr Gesicht hatte einen fast drohenden Ausdruck angenommen.

„Übergeben Sie diesen Brief, unbedingt!“ befahl sie außer sich und ganz bebend. „Noch heute, sogleich! Sonst vergifte ich mich! Nur deshalb habe ich Sie ja gerufen!“

Und sogleich schlug sie die Lüre zu. Der Riegel knarrte. Alescha steckte den Brief in seine Tasche und wandte sich geradeswegs der Treppe zu, ohne bei Frau Chochlakoff einzutreten, er hatte ihrer sogar ganz vergessen.

Als sich aber Alescha nur eben entfernt hatte, schob Lisa den Riegel zurück, öffnete ein wenig die Lüre, legte ihren Finger in die Spalte, schlug die Lüre zu und klemmte ihn so aus aller Kraft ein. Nach etwa zehn Sekunden befreite sie ihre Hand. Sie ging leise und langsam zu ihrem Liegestuhl, setzte sich, richtete sich ganz gerade auf und begann durchdringend auf ihren Finger zu sehen, der ganz schwarz geworden war, und auf das Blut, das unter ihrem Nagel hervorquoll. Ihre Lippen zitterten, hastig, hastig flüsterte sie vor sich hin:

„Ich Niedrige, Niedrige, Niedrige, Niedrige . . .!“

4

Eine Hymne und das Geheimnis

Es war schon ganz spät (ja, und ist denn auch ein Novembertag lang?), als Alescha an der Pforte des Gefängnisses läutete. Es begann sogar schon zu dämmern. Alescha wußte aber, daß man ihn ohne weiteres zu Mitja einlassen werde. Dies alles ist bei uns in unserem Städtchen so wie auch überall: im Anfang, als die ganze Voruntersuchung eben erst abgeschlos-

sen war, war es gleichwohl natürlich mit gewissen unumgänglichen Formalitäten verbunden, wenn Verwandte und einige andere Personen Mitja besuchen wollten. In der Folge waren aber diese Formalitäten nicht gerade beseitigt, wohl aber hatten sich wie ganz von selber wenigstens für einige der Personen, die Mitja besuchten, gewisse Erleichterungen eingestellt! Und das bis zu dem Grade, daß bisweilen — sogar auch die Zusammenkünfte mit dem Arrestanten in dem dafür bestimmten Zimmer fast unter vier Augen stattfanden. Ubrigens gab es sehr wenige solcher Personen: alles in allem waren es nur Gruschenka, Alescha und Rakitin. Gruschenka war aber der Kreisrichter Michael Makarowitsch selber gar sehr gewogen. Dem Greise lag jener Ausruf über sie auf dem Gewissen, den er damals in Mokroje getan hatte. Als er dann später den ganzen Kern der Sache erfuhr, änderte er völlig seine Anschauung über sie. Und seltsam, wenn er auch fest davon überzeugt war, daß Mitja das Verbrechen begangen habe, so war es gleichwohl so, als ob er von der Zeit seiner Gefangenschaft an immer milder auf ihn schaue: „Vielleicht hatte dieser Mensch eine gute Seele, da ist er aber zugrunde gegangen wie ein Schwede, an Trunksucht und Unordnung!“ Das Entsetzen, das er vordem empfand, hatte in seinem Herzen so etwas wie Mitleid Platz gemacht. Was indes Alescha anbetraf, so liebte den der Kreisrichter gar sehr und kannte ihn schon längst; Rakitin aber, der sich in der Folge daran gewöhnt hatte, sehr häufig den Gefangenen zu besuchen, war einer von den allernächsten Bekannten „der kreisrichterlichen Fräuleins“, wie er sie nannte, und trieb sich täglich in ihrem Hause herum. Bei dem Gefängnisaufseher schließlich, einem seelenguten Greise (wenn er auch sehr stramm im Dienste war), gab er Stunden im Hause. Alescha seinerseits war wiederum längst schon der besondere Freund auch des Gefäng-

nisauffseher, der es liebte, mit ihm ganz im allgemeinen über Gottes Allweisheit zu sprechen. Was aber Iwan Fjedorowitsch anbetraf, so achtete ihn nicht nur der Gefängnisauffseher, er fürchtete ihn sogar, vor allem sein Urtheil, wenn er auch selber ein großer Philosoph war: versteht sich, „er hatte das alles da aus sich selber“. Für Alescha hegte er aber eine ganz unbezwingliche Vorliebe. Im letzten Jahre hatte sich der Greis gerade an die apokryphen Evangelien gemacht und jeden Augenblick seinem jungen Freunde von seinen Eindrücken berichtet. Vor dem pflegte er sogar zu ihm ins Kloster zu gehen und mit ihm und den Klostergeistlichen ganze Stunden in Gesprächen zuzubringen. Mit einem Worte, wenn Alescha sogar einmal zum Gefängnis sich verspätet hatte, so brauchte er bloß zum Auffseher zu gehen, und die Sache kam stets in Ordnung. Zudem hatten sich im Gefängnis alle bis zum letzten Hausknecht an Alescha gewöhnt. Die Wache ließ ihn natürlich ein, wenn er nur einen Erlaubnisschein der Obrigkeit bei sich hatte. Mitja pflegte immer, wenn man ihn rief, aus seiner Zelle herunter zu kommen in den Raum, der für Besuche bestimmt war. Als Alescha ins Zimmer trat, stieß er gerade auf Rakitin, der sich bereits von Mitja verabschiedet hatte. Beide sprachen mit lauter Stimme. Mitja, der ihm das Geleite gab, lachte aus irgendeinem Grunde sehr laut. Rakitin aber, so scheint es, brummte vor sich hin. Er liebte es ganz und gar nicht, Alescha zu begegnen, und das besonders in letzter Zeit, er sprach fast nie mit ihm und grüßte ihn sogar gezwungen. Als er Alescha eintreten sah, verzog er gar sehr die Brauen und wandte seine Augen zur Seite, gleich als ob er ganz damit beschäftigt sei, seinen großen, warmen, mit Pelztragen versehenen Mantel zuzuknöpfen. Darauf machte er sich sogleich daran, seinen Schirm zu suchen.

„Nur nichts von meinen Sachen vergessen“, murmelte er, einzig und allein um etwas zu sagen.

„Vergiß lieber nichts von den Sachen anderer!“ scherzte Mitja und brach sogleich schon selber über seinen Witz in Lachen aus. Rakitin brauste sogleich auf.

„Das kannst du deinen Karamasoffs raten, ihr Geschlecht von Sklavenhaltern, nicht aber Rakitin!“ schrie er plötzlich, wobei er nur so vor Zorn bebte.

„Was ist dir denn? Ich scherzte ja nur!“ rief Mitja aus. „Pfui Teufel! So sind sie ja alle“, wandte er sich an Alescha, wobei er auf Rakitin hinwies, der sich rasch entfernte. „Da hat er die ganze Zeit über hier gegessen, hat gelacht und war heiter, und da auf einmal ist er plötzlich nur so ins Kochen geraten! Dir hat er sogar nicht einmal zugewinkt, habt ihr euch denn ganz verzinkt? Was kommst du so spät? Nicht gerade, daß ich dich erwartet hatte, ich habe vielmehr nach dir gedürstet den ganzen Morgen über. Nun ja, das hat nichts zu sagen! Wir wollen es schon nachholen!“

„Was hat er sich denn so oft mit dir abzugeben? Hast du dich etwa mit ihm angefreundet?“ fragte Alescha, indem er gleichfalls nach der Türe wies, durch die Rakitin verschwunden war.

„Mit Michael da hätte ich mich befreundet? Nein, dem ist nicht so. Ja, und was ist er doch für ein Schwein! Er glaubt, ich sei . . . ein Schuft. Scherz versteht er gleichfalls nicht — das ist die Hauptsache bei solchen Leuten wie er. Niemals werden sie Scherz verstehen. Ja, und trocken ist es ihnen auf der Seele, platt und trocken, ganz ebenso wie mir damals, als ich bei dem Gefängnis vorfuhr und auf die Gefängnismauern blickte. Er ist aber gescheit, das ist er. — Nun, Alexej, jetzt ist mein Haupt verfallen!“

Er setzte sich auf eine kleine Bank und wies Alescha den Platz neben sich.

„Ja, morgen ist das Gericht. Wie denn, hast du denn wirklich so schon auch alle Hoffnung verloren, Bruder?“ sprach schüchtern Alescha.

„Wovon sprichst du denn da?“ und Mitja blickte fragend auf ihn. „Ach ja, du sprichst von dem Gericht! Nun, der Teufel! Wir haben bis dahin immer nur von Nichtigkeiten gesprochen, eben immer über dies Gericht, das Allerhauptsächlichste habe ich dir aber verschwiegen. Ja, morgen ist das Gericht, nur habe ich nicht in bezug auf das Gericht gesagt, daß mein Haupt verfallen sei. Mein Haupt ist nicht verfallen, das aber, was in meinem Haupte saß, das ist verfallen. Was blickst du denn auf mich mit so kritischem Blicke?“

„Wozu sprichst du das, Mitja?“

„Ideen, Ideen, das ist es! Ethik. Was ist denn das, die Ethik?“

„Die Ethik?“ fragte Alescha erstaunt.

„Ja, wohl eine Wissenschaft ist das, aber was für eine?“

„Ja, es gibt eine solche Wissenschaft . . . nur ich gestehe es dir, ich kann dir nicht erklären, was das für eine Wissenschaft ist.“

„Kafitin weiß es. Viel weiß Kafitin, der Teufel hol ihn! Mönch wird er nicht werden. Er will nach Petersburg. Dort, sagt er, in die Abteilung für Kritik, aber mit einer vornehmen Richtung. Wie denn, vielleicht wird er Nutzen bringen und Karriere machen. Ach, in bezug auf Karriere sind sie alle Meister! Zum Teufel mit der Ethik! Ich bin es aber gerade, der verfallen ist, Alescha, gerade ich, du Gottesmensch! Ich liebe dich mehr als alle andern. Es bebt mein Herz für dich, das ist es. Was war da für ein Karl Bernard?“

„Karl Bernard?“ und Alescha erstaunte wiederum.

„Nein, nicht Karl, wart einmal, ich sprach die Unwahrheit: Claude Bernard. Wer ist das? Etwa ein Chemiker?“

„Das muß wohl ein Gelehrter sein“, antwortete Alescha. „Ich gestehe es, ich vermag nicht viel von ihm zu erzählen. Ich hörte nur, das sei ein Gelehrter, was für einer aber — das weiß ich nicht.“

„Nun, hole ihn auch der Teufel, auch ich weiß es nicht“, schimpfte Mitja. „Irgendein Halunke, das ist am allerwahrscheinlichsten, ja, und alle sind sie Halunken. Rakitin wird aber überall durchschlüpfen. Rakitin wird durch eine Türspalte durchschlüpfen, der ist auch ein Bernard. Ach, die Bernards! Viel sind es ihrer geworden!“

„Ja, was ist denn mit dir?“ fragte wiederum Alescha.

„Er will über mich, über meinen Fall einen Aufsatz schreiben und damit in der Literatur seine Laufbahn beginnen. In dieser Absicht besucht er mich auch nur, er selber hat es mir gesagt. Er will etwas mit Tendenz schreiben: ‚Es war sozusagen unmöglich für ihn, nicht zu morden, er war zerfressen von seiner Umgebung‘ und so weiter, so hat er es mir erklärt. ‚Mit einer Färbung von Sozialismus wird es sein‘, spricht er. Nun, und der Teufel hole ihn mit seiner Färbung, mir ist es einerlei. Den Bruder Iwan liebt er nicht, er haßt ihn, auch dir ist er nicht gerade gewogen. Nun, ich aber jage ihn nicht fort, weil er eben ein gescheiter Kerl ist. Er überhebt sich indes gar sehr. Ich habe ihm soeben folgendes gesagt: ‚Die Karamasoffs sind nicht Schurken, vielmehr Philosophen, weil alle wirklichen Russen Philosophen sind; wenn du aber auch etwas gelernt hast, so bist du doch kein Philosoph, vielmehr ein gemeiner Kerl!‘ Er lachte so erboßt, ich aber sagte ihm: ‚Über die Gedankibus non est disputandum!‘ Ist der Wiß gut? Wenigstens bin auch ich klassisch gewesen“, lachte plögllich Mitja.

„Weshalb bist du denn verloren? Du hast das doch eben erst gesagt?“ unterbrach ihn Alescha.

„Weshalb ich verfallen bin? Hm! In Wirklichkeit . . . wenn man alles in allem nimmt . . . Um Gott ist es mir leid, siehst du, darum!“

„Wie ist es dir denn um Gott leid?“

„Stelle dir vor: Dort in den Nerven, im Kopf, das heißt dort im Gehirn diese Nerven . . . (nun, der Teufel hole sie), dort sind ganz bestimmte Schwänzchen, nun und bei diesen Nerven die Schwänzchen, sobald sie nur dort erzittern . . . das heißt, siehst du, ich blicke zum Beispiel auf irgend etwas mit den Augen, siehst du so, und sie erbeben, die Schwänzchen nämlich . . . sobald sie aber erbeben, erscheint auch eine Vorstellung, und sie erscheint nicht sogleich, vielmehr wird dabei ein gewisser Zeitraum, etwa eine Sekunde, vergehen, und es ist dann, als ob ein solches Moment erscheine, das heißt nicht ein Moment — der Teufel hole es, das Moment — vielmehr eine Vorstellung, das heißt ein Gegenstand oder ein Vorfall — nun da hole ihn auch der Teufel — das ist es auch, weshalb ich imstande bin, mich einer Anschauung hinzugeben und dann Gedanken zu haben . . . weil eben die Schwänzchen da sind, aber durchaus nicht deshalb, weil ich etwa eine Seele habe, und weil dort irgendein Vorbild und Abbild ist, das alles sind nur Dummheiten. Dies, Bruder, hat mir Michael noch gestern erklärt, und das war genau so, als ob ich mich verbrannt hätte. Herrlich, Mescha, ist diese Wissenschaft! Ein neuer Mensch wird da hervorgehen, dies verstehe ich wohl . . . aber gleichwohl tut es mir um Gott leid!“

„Nun, und auch das ist gut“, sprach Mescha.

„Daß es mir um Gott leid ist? Die Chemie, Bruder, die Chemie! Da ist nichts zu machen! Euer Hochwürden, rücken Sie ein wenig zur Seite, die Chemie kommt! Aber Rakitin liebt nicht den Herrgott, ach, er liebt ihn nicht! Das ist bei ihnen der allerwundeste Punkt, bei ihnen allen! Sie verheimlichen das

nur. Sie lügen, sie verstellen sich. ‚Wie denn, wirst du über dies alles schreiben in deiner Abteilung für Kritik?‘ frage ich. ‚Nun, ganz offen wird man es wohl nicht zulassen‘, spricht er. Er lacht. ‚Wie denn,‘ frage ich, ‚steht es dann nur mit dem Menschen? Ohne Gott nämlich und ohne ein zukünftiges Leben? Da ist ja demnach jetzt alles erlaubt, alles kann man dann tun?‘ ‚Und du hast das nicht gewußt?‘ spricht er. Er lacht. ‚Einem gescheiten Menschen‘, spricht er, ‚ist alles erlaubt, ein kluger Mensch versteht es, Krebse zu fangen; nun aber siehst du, du‘, spricht er, ‚hast einen Mord begangen, bist hereingefallen und faulst im Gefängnis!‘ Das sagt er gerade mir. Ein Schwein ist er von Hause aus! Solche habe ich früher hinausgewirbelt, jetzt aber höre ich ihnen zu. Er sagt ja auch viel Brauchbares, auch schreibt er geschickt. Er begann mir in der vergangenen Woche einen Artikel vorzulesen, ich habe drei Zeilen absichtlich herausgeschrieben — halt einmal, siehst du hier.“

Mitja nahm eilends ein kleines Zettelchen aus seiner Westentasche und las: ‚Um diese Frage zu lösen, ist es unbedingt nötig, daß man zu allererst seine Persönlichkeit in unmittelbarem Gegensatz stellt zu seiner eigenen Wirklichkeit.‘ Verstehst du das oder nicht?“

„Nein, ich verstehe es nicht“, sprach Alescha.

Mit Interesse schaute er auf Mitja und hörte ihm zu.

„Auch ich verstehe das nicht. Dunkel und unklar, dafür aber geschickt. ‚Alle‘, spricht er, ‚schreiben jetzt so, denn so will es schon die Gesellschaft.‘ Sie fürchten das Publikum. Auch Verse schreibt er, der Schuft, er hat das Füßchen der Frau Chochlakoff besungen, hahaha!“

„Ich habe davon gehört“, sprach Alescha.

„Du hast davon gehört? Aber hast du auch die Verschen gelcscn?“

„Nein.“

„Ich besitze sie, gib, ich will sie vorlesen. Du weißt nicht alles, ich habe es dir nicht erzählt, das ist eine ganze Geschichte. Der Spitzbube! Vor drei Wochen fiel es ihm ein, mich zu necken: ‚Du‘, spricht er, ‚bist ja da hineingefallen wie ein Dummkopf, wegen dreitausend Rubel, ich aber werde anderthalbhundert Tausender einstreichen, ich werde ein Witwchen heiraten und ein steinernes Haus in Petersburg kaufen.‘ Und er erzählte mir, er mache der Frau Chochlakoff den Hof; die sei zwar von Jugend an nicht gescheit gewesen, mit vierzig Jahren habe sie aber völlig ihren Verstand verloren. ‚Ja gefühlvoll‘, spricht er, ‚ist sie schon sehr, und von hier aus werde ich sie auch so weit bringen. Ich werde sie heiraten, mit ihr nach Petersburg fahren und dort eine Zeitung herausgeben.‘ Und dabei ist ihm ein so wollüstiger Speichel auf den Lippen — nicht wegen der Chochlakoff, vielmehr wegen jener anderthalbhundert Tausender. Und er versicherte mir, er versicherte es, immer kommt er zu mir, jeden Tag: ‚Sie ergibt sich‘, spricht er. Er strahlt vor Freude. Aber da hat man ihn denn auch plötzlich hinausgejagt. Perchotin, Peter Iljitsch, hat den Sieg errungen, der Teufelskerl! Das heißt, ich hätte sie, dieses Dummköpfchen, geküßt dafür, daß sie ihn davonjagte! So ist er denn auch einstmals zu mir gekommen und hat diese Verschen verfaßt. ‚Zum ersten Male‘, spricht er, ‚beschmuze ich mir die Hände, ich schreibe Verse; das heißt, um zu verführen tue ich das, also zu einem nützlichen Ziel. Wenn ich der Lörin erst einmal das Kapital abgenommen habe, vermag ich ja für die Gesellschaft damit Nutzen zu schaffen.‘ Sie haben eben für jede Niedertracht die eine Entschuldigung, dies sei zum Besten der Gesellschaft! ‚Aber gleichwohl‘, spricht er, ‚habe ich es besser als dein Puschkin gemacht, denn ich habe sogar in scherzende Verschen den Schmerz um gesellschaftliche Übel hineingeflochten!‘ Was er da von Puschkin spricht — das verstehe ich. Wie denn, wenn er

tatsächlich ein Mann von Talent war und dabei nur Füßchen beschreibt! Ja, wie stolz war er auf seine Verschen! Eine Selbstliebe besitzen diese Menschen, eine Selbstliebe! ‚Auf die Heilung des kranken Füßchens des Gegenstandes meiner Liebe‘ — eine solche Überschrift dachte er sich aus — der tolle Kerl!

Was ist das schon für ein Füßchen,
 Es erkrankte nur ein bißchen!
 Kommt der Doktor, es zu heilen,
 Er verbindet es und quält es.
 Doch ich gräm' mich nicht ums Füßchen,
 Mag ein Puschkín es besingen.
 Um das Köpfschen trag ich Sorge,
 Es begreift nicht, was ich denke!
 Schon begann es zu begreifen,
 Doch da störte ja das Füßchen.
 Mög es baldigst wieder heil sein,
 Daß das Köpfschen mich begreife!

Ein Schwein ist er, nichts als ein Schwein; es kam aber ganz gefällig heraus bei dem Schuft! Und tatsächlich hat er da ‚Gesellschaftliches hineingeflochten‘. Wie er aber wütend war, als man ihn wegjagte! Er knirschte nur so mit den Zähnen!“

„Er hat sich bereits gerächt“, sprach Mlescha. „Er hat über die Chochlakoff einen kleinen Artikel geschrieben.“

Und Mlescha erzählte ihm in Kürze von dem, was in der Zeitung „Die Gerüchte“ gestanden hatte.

„Das ist er gewesen, er!“ bestätigte Mitja, und er ward finster. „Das ist er! Diese kleinen Artikelchen . . . ich weiß ja . . . das heißt, wieviel Gemeinheiten schon geschrieben wurden, zum Beispiel über Gruscha . . . Und über jene auch, über Katja . . . hm!“

Er schritt bekümmert im Zimmer auf und ab.

„Bruder, ich kann nicht lange bei dir bleiben“, sprach nach kurzem Schweigen Alescha. „Morgen ist der furchtbare, der große Tag für dich: Gottes Gericht vollzieht sich über dir . . . und da wundere ich mich denn, du gehst umher, und statt zur Sache sprichst du Gott weiß worüber . . .“

„Nein, wundere dich nicht“, unterbrach ihn mit Wärme Mitja. „Wie denn, soll ich etwa von diesem stinkenden Hunde sprechen? Von dem Mörder? Schon genug haben wir darüber miteinander gesprochen. Ich will nichts mehr hören von dem stinkenden Sohne der Stinkenden! Ihn wird Gott töten. Das wirst du sehen, schweige davon!“

Er schritt aufgeregt auf Alescha zu, und plötzlich küßte er ihn. Seine Augen brannten.

„Kakitin wird das nicht begreifen,“ begann er, gleich als ob er völlig von einer Art Verzückung erfaßt sei, „du aber, du wirst alles verstehen. Deshalb habe ich auch so nach dir gedürstet. Siehst du, längst wollte ich dir hier, in diesen fahlen Mauern, gar vieles beichten, ich schwieg aber von der Hauptsache: es schien mir so, als ob die Zeit dazu noch immer nicht gekommen sei. Ich erwartete jetzt die letzte Frist, um dir meine Seele auszuschütten. Bruder, ich habe in diesen letzten zwei Monaten in mir einen neuen Menschen erfüllt, ein neuer Mensch erstand in mir! Wohl war er beschlossen in mir, er hätte sich aber niemals offenbart, wenn nicht dieser Donner niedergegangen wäre. Furchtbar! Und was liegt mir jetzt daran, daß ich zwanzig Jahre lang im Bergwerk mit dem Hammer Erz klopfen werde — ich fürchte dies überhaupt nicht, vor etwas ganz anderem habe ich jetzt furchtbare Angst: es möchte mich wiederum der verlassen, der eben erst auferstand in mir! Man kann ja auch dort, im Bergwerk, unter der Erde neben sich in einem ebensolchen Sträfling und Mörder

ein menschliches Herz finden und ihm nahetreten, weil man ja auch dort zu leben und zu lieben und zu leiden vermag! Man kann wiedererwecken und auferstehen lassen in diesem Sträfing das erstorbene Herz, man kann Jahre und Jahre um ihn bemüht bleiben und endlich einer schon hochgesinnten Seele aus ihrer Höhle heraus den Weg zum Licht erkämpfen, einer Seele, die durch Leiden wissend ward; man kann einen Engel erstehen, einen Helden auferstehen lassen! Es sind ja doch ihrer so viele, es sind ihrer Hunderte, und wir alle sind schuldig an ihnen! Wozu hat es mir denn damals von dem ‚Kindchen‘ geträumt, damals in einem solchen Augenblick? ‚Weshalb ist das Kindchen so arm?‘ Das war eine Prophezeiung in jener Minute! Wegen ‚des Kindchens‘ werde ich auch nach Sibirien wandern! Denn alle sind an allen schuldig. An allen Kinderchen. Denn es gibt ja große und kleine Kinder. Alle sind — ‚Kindchen‘. Für sie alle werde ich nach Sibirien wandern; es ist ja doch wohl nötig, daß irgendwer auch für alle dahin geht. Ich habe meinen Vater nicht getötet, ich muß aber trotzdem dahin gehen! Ich nehme es auf mich! Mir ist dies alles hier aufgegangen . . . gerade hier in diesen fahlen Mauern! Aber es sind ihrer ja so viele, es sind ihrer dort Hunderte, unter der Erde meine ich, mit Hämmern in den Händen! O ja, wir werden in Ketten sein, und es wird keine Freiheit geben, aber dann werden wir in unserem großen Kummer aufs neue auferstehen zur Freude, ohne die es dem Menschen unmöglich ist, zu leben, und ohne die Gott nicht sein kann, denn Gott gibt die Freude, das ist sein Vorrecht, sein erhabenes . . . hier, es vergehe der Mensch im Gebete! Wie werde ich dort unter der Erde ohne Gott sein können? Rakitin lügt: Wenn man Gott von der Erde vertreiben wird, so werden wir ihm unter der Erde begegnen! Für einen Zuchthausler ist es nicht möglich, ohne Gott zu sein, noch weniger möglich sogar wie für die, die außerhalb

des Zuchthauses leben! Und dann werden wir, die unterirdischen Menschen, aus der Tiefe der Erde einen Trauerhymnus anstimmen zu Gott, bei dem die Freude ist! Ja, es lebe Gott und seine Freude! Ich liebe ihn!"

Als Mitja seine wilde Rede hervorgestoßen hatte, feuchte er fast. Er war bleich geworden, seine Lippen zitterten, aus seinen Augen flossen Tränen.

„Nein, das Leben ist voll und reich, und Leben ist auch unter der Erde!“ begann er wiederum. „Du wirst nicht glauben, Alescha, wie es mich jetzt zu leben verlangt, welcher ein Durst danach, zu sein und zu erkennen, mich gerade in diesen kahlen Mauern überkam! Rafitin versteht das nicht, er denkt nur daran, ein Haus zu bauen und Mieter zu haben, ich aber erwarte dich. Ja, und was bedeutet denn eigentlich das Leiden? Ich fürchte es nicht, und wenn es auch unermesslich wäre. Jetzt fürchte ich es nicht, vordem fürchtete ich es. Weißt du, ich werde vielleicht vor Gericht nicht einmal Antwort geben. . . Es scheint mir ja, so viel lebt in mir jetzt von dieser Kraft, daß ich alles ertragen will, alle Leiden, um mir nur jeden Augenblick zu sagen und zu künden: ‚Ich bin!‘ In tausend Qualen bin ich, in der Folter quäle ich mich, aber ich bin! In der Finsternis sitze ich, aber auch ich bin am Leben, ich sehe die Sonne; würde ich sie aber auch nicht sehen, so weiß ich doch, daß sie da ist. Und das — das ist schon das ganze Leben. Alescha, du mein Cherubim, mich töten verschiedene Philosophien, der Teufel hole sie! Bruder Iwan. . .“

„Was ist mit Bruder Iwan?“ unterbrach ihn Alescha schnell. Mitja hörte aber gar nicht darauf.

„Siehst du, vordem spürte ich gar nichts von allen diesen Zweifeln, aber dies alles lag doch wohl in mir beschlossen. Vielleicht gerade deshalb, weil ganz bestimmte Gedanken in mir tobten, betrank ich mich, raufte ich und gab mich dem Zorne hin. Um

diese Zweifel in mir zu beschwichtigen, darum raufte ich nur, um sie zu unterjochen, um sie totzudrücken! Bruder Iwan ist nicht Rakitin, er verbirgt seine Gedanken. Bruder Iwan ist eine Sphinx, und er schweigt, immer schweigt er. Mich aber quält Gott. Und nur dies allein quält mich! Wie aber, wenn er nicht ist? Wie denn, wenn Rakitin recht damit hat, daß dies nur eine künstliche Idee in der Menschheit ist? Dann, wenn er nicht ist, dann ist der Mensch der Herr der Erde, des Weltenbaues! Herrlich! Wie wird er aber nur tugendhaft sein können ohne Gott? Das ist die Frage! Daran muß ich immerzu denken. Denn wen wird er dann lieben, der Mensch, meine ich? Wem wird er dann dankbar sein, wem wird er dann einen Lobgesang singen? Rakitin lacht darüber. Rakitin sagt, man könne die Menschheit lieben auch ohne Gott. Nun, diese dreckige Rognase kann dies zwar behaupten, ich aber vermag es nicht zu begreifen. Leicht ist es Rakitin, zu leben. ‚Du,‘ spricht er heute zu mir, ‚arbeite lieber an der Erweiterung der bürgerlichen Rechte der Menschen, oder wenigstens daran, daß der Fleischpreis nicht steigt; dadurch wirst du der Menschheit auf einfachere und naheliegendere Weise Liebe erweisen als durch Philosophien.‘ Ich habe ihn darauf auch abgefertigt: ‚Du aber,‘ sprach ich, ‚wirst, ohne Gott nämlich, noch selber den Fleischpreis in die Höhe treiben, wenn das gerade in deinem Interesse liegt. Du wirst dann einen Rubel auf den Kopfen aufschlagen.‘ Da ward er böse. Denn was ist denn eigentlich die Tugend? Darauf antworte du mir, Alexej. Ich besitze eine Tugend, der Chinesen aber eine andere — dies ist demnach wohl nur etwas Beziehungsweises? Oder nicht? Oder ist sie nicht nur in bezug auf anderes gültig? Eine listige Frage! Du wirst nicht darüber lachen, wenn ich dir sagen werde, daß ich ihretwegen zwei Nächte nicht schlief. Ich bin jetzt nur darüber erstaunt, wie die Leute so hinleben können und ganz und

gar nicht hieran denken. Eitelkeit! Bei Iwan gibt es keinen Gott, bei ihm gilt nur die Idee. Das ist nichts für meine Maße. Er schweigt aber. Ich glaube, er ist Freimaurer. Ich habe ihn gefragt — er schweigt. An seiner Quelle wollte ich das Wässerchen erproben — er schweigt. Einmal nur hat er ein Wörtchen gesagt.“

„Was hat er denn gesagt?“ fragte Alescha.

„Ich sage zu ihm: ‚Demnach ist also alles erlaubt, wenn dem so ist?‘ Er verzog die Stirn: ‚Fjedor Pawlowitsch,‘ spricht er, ‚unser Väterchen war zwar ein Ferkel, er urteilte aber richtig.‘ Das ist es, womit er mich abfertigte. Nur dies eine hat er gesagt. Das ist eigentlich noch Rakitin überlegen!“

„Ja“, bestätigte bitter Alescha. „Wann war er übrigens bei dir?“

„Darüber später, jetzt von etwas anderem. Ich habe dir bis jetzt von Iwan nichts erzählt. Ich habe das bis zuletzt aufgespart. Wenn diese meine Angelegenheiten hier zu Ende gehen, und man das Urteil fällen wird, dann werde ich dir noch etwas erzählen, alles werde ich dir dann erzählen. Es handelt sich dort um etwas, was furchtbar ist. Du aber wirst mir darin Richter sein. Jetzt fange aber damit auch gar nicht an, jetzt schweige. Du sprichst da von dem, was morgen sein wird, vom Gericht; aber glaubst du es wohl, ich weiß davon gar nichts.“

„Hast du mit dem Anwalt gesprochen?“

„Was ist denn ein Anwalt! Ich habe ihm alles erzählt. Ein sanfttuender Schelm, ein Großstadtmensch, ein Bernard! Er glaubt mir nicht einmal für einen zerbrochenen Groschen! Er glaubt, ich habe den Mord begangen, stelle dir nur vor — das sehe ich schon. ‚Weshalb sind Sie denn nur,‘ frage ich ihn, ‚wenn dem so ist, hierher gekommen, mich zu verteidigen?‘ Ich spucke auf sie alle. Auch einen Doktor hat man verschrieben, man will

beweisen, daß ich verrückt sei. Ich erlaube es nicht! Katharina Iwanowna will ‚ihre Pflicht‘ bis zum letzten erfüllen. Sie hatte sich das einmal in den Kopf gesetzt! (Mitja lachte bitter auf.) Eine Kaze! Ein grausames Herz! Sie weiß ja, daß ich damals in Mokroje von ihr sagte, sie sei ein Weib ‚von großem Zorne‘! Man hat es ihr natürlich wiedererzählt. Ja, die Aussagen haben sich gegen mich vermehrt wie der Sand am Meere! Grigori besteht auf dem Seinigen; Grigori ist ehrenhaft, aber ein Dummkopf. Viele Leute sind nur deshalb ehrenhaft, weil sie dumm sind. Dies ist ein Einfall des Rakitin. Grigori ist mir feindlich gesinnt. Bei manch einem ist es vorteilhafter, ihn zum Feinde als zum Freunde zu haben. Ich sage dies in bezug auf Katharina Iwanowna. Ich fürchte, ach, ich fürchte, daß sie vor Gericht von jenem Fußfall sprechen wird, nach ‚jenen Viertausendfünfhundert! Bis zum Schluß wird sie heimgahlen, bis auf den letzten Heller! Ich will gar nicht ihr Opfer! Schamrot werden sie mich machen vor Gericht! Irgendwie werde ich es ertragen. Gehe zu ihr hin, Aljescha, und bitte sie, sie möchte dies nicht vor Gericht erzählen. Oder geht das nicht an? Ja, Teufel, einerlei, ich werde es ertragen! Um sie aber ist es mir nicht leid. Sie selber will das so, dafür muß sie auch büßen. Ich, Alexej, werde meine Rede halten. (Er lachte wieder auf.) Nur . . . nur Gruscha, eben Gruscha, o mein Gott! Weshalb soll denn gerade sie jetzt solche Qual auf sich nehmen?“ rief er plötzlich unter Tränen aus. „Es tötet mich Gruscha, der Gedanke an sie tötet mich, tötet mich! Sie war vorhin hier . . .“

„Sie hat es mir erzählt. Du hast sie heute gar sehr betrübt . . .“

„Ich weiß es. Der Teufel hole mich wegen meines Charakters. Ich war eifersüchtig! Als ich sie entließ, bereute ich es und küßte sie. Um Verzeihung habe ich sie aber nicht gebeten.“

„Weshalb denn nicht?“ rief Aljescha aus.

Mitja brach plötzlich in ein fast lustiges Lachen aus:

„Gott behüte dich lieben Jungen davor, irgendwann ein geliebtes Weib wegen deiner Schuld um Verzeihung zu bitten! Besonders wenn du sie liebst, ganz besonders dann, wie sehr du auch vor ihr schuldig sein mögest! Denn ein Weib – Bruder, der Teufel weiß, was das ist, von ihnen habe ich wenigstens einen richtigen Begriff! Versuche es aber nur einmal, dich vor ihr schuldig zu bekennen: ‚Ich bin ja schuldig, verzeihe, vergib mir!‘ dann werden die Vorwürfe nur so hageln! Um keinen Preis wird sie dir geradeswegs und einfach verzeihen, sie wird dich vielmehr erniedrigen, bis du zu einem Lappen geworden bist; sie wird dir sogar das vorhalten, was gar nicht der Fall war, alles wird sie dir vorhalten, nichts vergessen, vielmehr noch von sich aus einiges hinzudichten, und nur dann erst wird sie dir verzeihen. Und das ist noch die Beste, die Allerbeste! Sie wird die letzten Abfälle zusammentragen und dir alles auf den Kopf legen – eine solche Lust am Schinden, ich sage es dir, sitzt in ihnen, in allen ohne jede Ausnahme, gerade in diesen Engeln, ohne die wir nicht leben können! Siehst du, Täubchen, ich will es offen und ehrlich aussprechen: jeder anständige Mensch muß unter dem Pantoffel irgendeines Weibes stehen. Das ist so meine Überzeugung, nicht vielleicht meine Überzeugung, vielmehr mein Gefühl. Der Mann soll großmütig sein, und ihn beschmüzt das nicht, sogar nicht einmal wenn er ein Held ist, sogar wenn er Cäsar ist! Nun, aber gleichwohl bitte nicht um Verzeihung, niemals und um nichts. Merke dir diese Regel: es lehrte sie dich dein Bruder Mitja, der selber durch die Weiber zugrunde ging. Nein, ich werde besser, ohne um Verzeihung zu bitten, Gruscha durch irgend etwas meine Ergebenheit beweisen. Ich habe Ehrfurcht vor ihr, Alexei, ich habe Ehrfurcht! Sie sieht dies nur nicht, nein, immer ist es ihr zu wenig Liebe. Und sie quält

mich, durch ihre Liebe quält sie mich. Was bedeutet dagegen das, was vordem war? Vordem quälten mich nur die höllischen Linien ihres Körpers, jetzt aber habe ich ihre ganze Seele in meine Seele aufgenommen und bin durch sie selber zu einem Menschen geworden! Wird man uns trauen? Sonst werde ich noch vor Eifersucht sterben! Irgendwas dergleichen träumt mir auch jeden Tag . . . Was hat sie dir denn von mir erzählt?"

Alescha wiederholte alles, was ihm Gruscha vorhin gesagt hatte. Mitja hörte aufmerksam zu, ließ sich vieles zum zweiten Male erzählen und äußerte seine Zufriedenheit.

„So zürnt sie mir denn gar nicht darum, daß ich eifersüchtig bin“, rief er aus. „Das ist ein echtes Weib! Ich selber habe ein grausames Herz. Ach, ich liebe solche, gerade solche Grausame liebe ich, wenn ich es auch nicht ausstehen kann, wenn man auf mich eifersüchtig ist — ich kann es wirklich nicht ausstehen! Prügeln werden wir uns. Aber lieben — lieben werde ich sie unendlich. Wird man uns trauen? Traut man denn überhaupt Zuchthäusler? Das ist eine Frage. Ohne sie kann ich aber gar nicht leben . . .“

Mitja ging finster im Zimmer auf und ab. Es war fast dunkel geworden. Er ward plötzlich furchtbar bekümmert.

„Alescha, ein Geheimnis, sagt sie, ein Geheimnis? Ich habe, sagt sie, mit zwei anderen eine Verschwörung gegen sie angezettelt, und ‚Katka‘, sagt sie, habe ihre Hand im Spiele? Nein, Bruder, Gruschenka, dem ist nicht so! Da hast du einen Bock geschossen aus deiner Weiberdummheit heraus! Alescha, Täubchen, ach, es koste, was es wolle! Ich werde dir nun unser Geheimnis eröffnen!“ Er sah sich nach allen Seiten um, ging plötzlich ganz nahe an den vor ihm stehenden Alescha heran und sprach zu ihm flüsternd und mit geheimnisvoller Miene, obgleich sie tatsächlich niemand belauschen konnte: der alte Wächter

schlummerte in der Ecke auf einer Bank, die wachthaltenden Soldaten hätten aber nicht ein einziges Wort vernehmen können.

„Ich werde dir unser ganzes Geheimnis enthüllen!“ flüsterte hastig Mitja. „Ich wollte das später tun, aber kann ich mich denn ohne dich zu irgend etwas entschließen? Du bist für mich alles! Wenn ich auch sage, Iwan stehe höher als wir, so bist du aber eben mein Cherubim. Nur deine Entscheidung gilt. Vielleicht bist du aber auch tatsächlich der Höherstehende und nicht Iwan. Siehst du, hier handelt es sich um eine Gewissenssache, im höchsten Grade um eine solche — das Geheimnis ist eben ein so wichtiges, daß ich allein damit gar nicht fertig werden kann und es immer bis zu deiner Ankunft verschob; aber gleichwohl ist es jetzt noch zu früh, um zu entscheiden, man muß erst das Urtheil abwarten; wenn es gefällt sein wird, dann wirst du auch über mein Schicksal entscheiden. Jetzt tue das aber nicht, ich werde dir sogleich alles sagen, höre mich an, aber urtheile nicht. Stehe und schweige. Ich werde dir nur meinen Plan sagen, ohne in Einzelheiten einzugehen. Du aber schweige. Keine Frage, keine Bewegung, einverstanden? Aber übrigens, mein Gott, was werde ich denn nur mit deinen Augen anfangen? Ich fürchte, deine Augen werden deine Entscheidung verkündigen, wenn du auch stillschweigst. Ach, wie fürchte ich das! Alescha, höre: Bruder Iwan schlägt mir vor davonzulaufen. Einzelheiten unterlasse ich; alles ist vorbereitet, alles kann gelingen. Schweige, urtheile nicht. Nach Amerika mit Gruscha! Ich kann ja nicht ohne sie leben! Nun, was wird dann, wenn man sie dort nicht zu mir lassen wird? Traut man denn Zuchthäusler? Bruder Iwan meint nein. Aber ohne Gruscha, was werde ich denn da unter der Erde mit dem Hammer anfangen? Ich werde mir dann nur den Schädel einschlagen! Aber andererseits das Gewissen! Ich bin ja dann dem Leiden entflohen. Es war ein Fingerzeig Gottes — ich aber wies ihn

von mir, es war ein Weg der Reinigung — ich aber wandte mich ja zur Linken! Iwan sagt, man könne ‚bei solchen Neigungen‘ in Amerika mehr Nutzen bringen als unter der Erde. Nun, aber unsere Hymne, unsere Hymne unter der Erde, wo wird sie denn gesungen werden? Was ist Amerika, Amerika ist wiederum Eitelkeit! Ja und auch Betrug, denke ich, gibt es gar viel gerade in Amerika. Vor der Kreuzigung floh ich aber davon! Deshalb spreche ich ja zu dir, Alexej, weil du allein dies verstehen kannst, sonst aber niemand! Für die anderen ist dies Dummheit, Traumeswirren — ich meine eben alles das, was ich dir soeben über die Hymne sagte. Sie werden sagen, er ist verrückt geworden, oder er ist ein Dummkopf. Ich bin aber gar nicht verrückt geworden, und ich bin auch kein Dummkopf. Es begreift das von der Hymne auch Iwan, auch er begreift das wohl, er antwortet nur nicht darauf, er schweigt. An die Hymne glaubt er nicht. Sprich nicht, sprich nicht, ich sehe ja, wie du auf mich blickst: du hast bereits entschieden! Tue das nicht, schone mich, ich kann ja ohne Gruscha nicht leben, warte bis zum Gericht!“

Als Mitja geendet hatte, war er wie außer sich. Er hatte Alescha mit beiden Händen an den Schultern gefaßt und sog sich nur so in seine Augen ein mit seinem dürstenden, brennenden Blick!

„Traut man denn Zuchthäusler?“ wiederholte er zum dritten Male mit flehender Stimme.

Alescha hörte ihm mit außerordentlichem Staunen zu und war tief erschüttert.

„Sage du mir eines,“ murmelte er, „besteht Iwan gar sehr darauf, und wer hat dies denn zuerst ausgedacht?“

„Er, er hat es ausgedacht, er besteht darauf! Er hat mich immer nicht besuchen wollen, und da kam er plötzlich, vor einer Woche, und begann geradeswegs davon zu sprechen. Es ist furchtbar, wie er darauf besteht. Er bittet nicht, er befiehlt. An

meinem Gehorsam zweifelt er nicht einen Augenblick, obgleich ich ihm so wie dir mein ganzes Herz ausschüttete und sogar von der Hymne erzählte. Er sagte mir auch, wie man das anstellt, er hat alle Erkundigungen eingezogen, aber davon später. Bis zur Hysterie wünscht er das. „Die Hauptsache, das Geld; zehntausend“, spricht er, „für dich zur Flucht, und etwa zwanzigtausend für Amerika“. „Für zehntausend“, spricht er, „werden wir aber eine ganz großartige Flucht fertigbringen!“

„Und er erlaubte durchaus nicht, mir das mitzuteilen?“ fragte von neuem Alescha.

„Durchaus nicht, niemandem, vor allem aber nicht dir — dir um keinen Preis! Er fürchtet wahrscheinlich, du werdest wie mein Gewissen vor mir stehen. Sage ihm nur nicht, daß ich dir das mitteilte. Sage es nur ihm nicht!“

„Du hast recht,“ meinte Alescha, „man kann das nicht entscheiden, bevor nicht das Gericht das Urteil fällt. Nachher wirst du dich schon selber entscheiden; dann wirst du ja selber in dir einen neuen Menschen finden, und der wird dann die Entscheidung treffen.“

„Einen neuen Menschen, oder Bernard, der wird dann auch entscheiden in seiner Weise! Denn, so scheint es mir oft, ich bin auch selber Bernard, den ich so verachte!“ lächelte Mitja bitter.

„Hast du denn, mein Bruder, schon wirklich alle Hoffnung aufgegeben freigesprochen zu werden?“

Mitja zuckte krampfhaft mit den Achseln und schüttelte verneinend den Kopf.

„Alescha, Täubchen, es ist Zeit für dich!“ rief er plötzlich, als ob er in Eile sei. „Der Aufseher hat soeben auf dem Hofe gerufen, sogleich wird er auch hier sein. Es ist spät für uns, das ist nicht in der Ordnung. Umarme mich rasch, küsse und bekreuze mich, mein Täubchen, bekreuze du mich für mein morgiges Kreuz!“

Sie umarmten und küßten sich.

„Aber Iwan“, sprach plötzlich Mitja, „hat mir vorgeschlagen auszureißen, und dabei glaubt er ja selber, daß ich den Mord beging!“

Ein trauriges Lächeln spielte um seine Lippen.

„Hast du ihn gefragt, ob er es glaubt oder nicht?“ fragte Alescha.

„Nein, das habe ich nicht getan. Ich wollte es, ja, aber ich vermochte es nicht, ich hatte nicht die Kraft dazu. Ja, aber ich sehe es doch an seinen Augen. Nun, leb wohl!“

Noch einmal küßten sie sich rasch, und Alescha war schon im Weggehen, als ihn plötzlich Mitja wieder zurückrief:

„Stelle dich vor mich hin, siehst du, so!“

Und er erfaßte Alescha wiederum fest mit beiden Händen an den Schultern. Sein Gesicht war plötzlich ganz bleich geworden, so daß dies bei der fast völligen Finsternis furchtbar auffiel. Seine Lippen verzogen sich, sein Blick sog sich förmlich in den Aleschas ein.

„Alescha, sage mir die volle Wahrheit wie vor Gott, dem Herrn: Glaubst du, daß ich den Mord beging oder nicht? Du, gerade du, glaubst du es oder nicht? Sprich die volle Wahrheit, lüge nicht!“ rief er ihm außer sich zu.

Alescha war es, als ob ihm der Boden unter den Füßen schwankte, und es kam ihm so vor, er fühlte das förmlich, als ob etwas Scharfes sein Herz durchdringe.

„Genug, was willst du denn . . .“ murmelte er nur, gleich als ob er den Zusammenhang verloren habe.

„Die ganze Wahrheit will ich, die volle Wahrheit, lüge nicht!“ wiederholte Mitja.

„Nicht einen einzigen Augenblick habe ich geglaubt, du seist der Mörder“, entrang es sich plötzlich mit zitternder Stimme der Brust des Alescha, und er erhob die rechte Hand, als wolle er Gott zum Zeugen seiner Worte anrufen.

Seligkeit erhellte augenblicklich Mitjas ganzes Gesicht. „Ich danke dir!“ sprach er gedehnt, und es war so, wie wenn einer aufseufzt, wenn er aus einer Ohnmacht erwacht. „Jetzt hast du mich neu geboren . . . Glaubst du es wohl, bis jetzt habe ich immer gefürchtet, dich zu fragen, das heißt gerade dich, dich! Nun, so gehe denn, geh! Du hast mich gestärkt für morgen, segne dich Gott! Nun gehe, habe Iwan lieb!“ das war das letzte Wort, das sich Mitja entrang.

Alescha war ganz in Tränen, als er hinausging. Ein solcher Grad von Argwohn, ein solches Maß von Mißtrauen sogar zu ihm, Alescha — dies alles hatte plötzlich vor seinen Augen einen solchen Abgrund ausgangslosen Kammers und hoffnungsloser Verzweiflung in der Seele seines unglücklichen Bruders aufgedeckt, wie er es vordem auch gar nicht geahnt hatte. Tiefes, unendliches Mitleid erfaßte ihn plötzlich und quälte ihn augenblicklich bis zur Erschöpfung. Sein erschüttertes Herz tat ihm furchtbar weh. „Habe Iwan lieb“, diese Worte, die Mitja eben erst gesprochen hatte, kamen ihm plötzlich in den Sinn. Ja, und er war auch gerade auf dem Wege zu Iwan. Er hatte schon am Morgen das dringende Bedürfnis empfunden, Iwan zu sehen. Nicht weniger als Mitja quälte ihn Iwan, und jetzt, nach der Begegnung mit seinem Bruder, mehr wie irgendwann.

5

Nicht du, nicht du

Auf dem Wege zu Iwan mußte er an dem Hause vorübergehen, in dem Katharina Iwanowna wohnte. In den Fenstern war Licht. Er blieb plötzlich stehen und beschloß einzutreten. Schon länger als eine Woche hatte er Katharina Iwanowna

nicht gesehen. Es kam ihm aber eben auch in den Sinn, daß jetzt vielleicht Iwan bei ihr sei, am Vorabend eines solchen Tages. Er schellte, und als er die Treppe betrat, die von einer chinesischen Laterne nur spärlich beleuchtet war, sah er, wie da ein Mann herunterkam, in dem er, als sie einander begegneten, seinen Bruder erkannte. Dieser hatte demnach Katharina Iwanowna bereits verlassen.

„Ach, das bist nur du“, sprach trocken Iwan Fjedorowitsch. „Nun, leb wohl, du willst zu ihr?“

„Ja.“

„Ich rate dir ab, sie ist ‚in Erregung‘, und du wirst sie nur noch mehr aufregen.“

„Nein, nein!“ schrie plötzlich eine Stimme von oben, aus einer Türe heraus, die sich ganz plötzlich geöffnet hatte. „Alexej Fjedorowitsch, Sie kommen von ihm?“

„Ja, ich war bei ihm.“

„Hat er Sie geschickt, mir irgend etwas zu sagen? Kommen Sie näher, Alescha, und Sie, Iwan Fjedorowitsch, kommen Sie unbedingt, unbedingt zurück. Hören Sie!“

In der Stimme der Katja klang ein so befehlshaberisches Nötigen, daß Iwan Fjedorowitsch, nachdem er einen Augenblick geögert hatte, gleichwohl beschloß wieder heraufzukommen, zugleich mit Alescha.

„Sie hat gelauscht!“ murmelte er gereizt vor sich hin; Alescha verstand es aber doch.

„Erlauben Sie mir, im Mantel zu bleiben,“ sprach Iwan, als er den Saal betrat, „ich werde mich nicht setzen. Ich werde nicht länger als eine Minute bleiben.“

„Nehmen Sie Platz, Alexej Fjedorowitsch“, sprach Katharina Iwanowna, während sie selber stehen blieb. Sie hatte sich wenig verändert in dieser Zeit, ihre dunklen Augen leuchteten nur in

unheilvollem Glanze. Alescha entsann sich später, daß sie ihm in diesem Augenblicke außerordentlich schön vorgekommen war.

„Was hat er mir denn auszurichten befohlen?“

„Nur eines,“ sprach Alescha, indem er ihr gerade ins Gesicht sah, „daß Sie sich schonen möchten und vor Gericht keine Aussagen machen möchten darüber (er war ein wenig verlegen), was zwischen Ihnen vorfiel . . . zur Zeit Ihrer ersten Bekanntschaft . . . in jener Stadt . . .“

„Ach, das heißt über den Fußfall für jenes Geld?“ erfaßte sie rasch, und sie lachte bitter. „Wie denn, fürchtet er für sich selber oder für mich? Wie? Er sagte, ich möchte schonen – wen denn? Ihn oder mich? Sprechen Sie, Alexej Fjedorowitsch!“

Alescha sah sie durchdringend an, indem er sich bemühte, sie zu verstehen.

„Sowohl sich selber wie ihn“, sprach er leise.

„Ach so“, sprach sie böse und errötete plötzlich.

„Sie kennen mich noch nicht, Alexej Fjedorowitsch“, fuhr sie drohend fort. „Ja, und auch ich kenne mich selber noch nicht. Vielleicht werden Sie mich mit Füßen zertreten wollen, wenn das Verhör morgen vorüber ist!“

„Sie werden Ihre Aussagen ehrlich machen“, sprach Alescha. „Nur dies eine ist nötig.“

„Ein Weib ist oft ehrlos“, knirschte sie. „Ich dachte noch vor einer Stunde, es sei mir gräßlich, mich diesem Ungeheuer zu nähern . . . er sei für mich ein Ekel . . . und da ist es auf einmal doch nicht so, er ist noch immer ein Mensch für mich! Ja, hat er denn wirklich den Mord begangen? Hat denn er das getan?“ rief sie plötzlich hysterisch, wobei sie sich rasch an Iwan Fjedorowitsch wandte. Alescha begriff augenblicklich, daß sie diese selbe Frage Iwan Fjedorowitsch bereits gestellt hatte, vielleicht

nur eine Minute vor seiner Ankunft, und nicht zum ersten Male, vielleicht zum hundertsten, und daß sie sich schließlich gezanft hatten.

„Ich war bei Smerdjakoff . . . Du bist es, du hast mich davon überzeugt, daß er ein Watermörder ist. Ich habe auch nur dir geglaubt!“ fuhr sie fort, wobei sie sich immer noch an Iwan Fjedorowitsch wandte. Der lachte, wie es schien, gezwungen. Alescha erbehte, als er dies „du“ vernahm. Er vermochte es gar nicht, solche Beziehungen auch nur zu vermuten.

„Nun, genug davon“, schnitt ihr Iwan das Wort ab. „Ich werde gehen. Ich werde morgen wiederkommen!“ Und sogleich machte er kehrt, verließ das Zimmer und ging geradeswegs zur Treppe hin. Katharina Iwanowna erfaßte da plötzlich mit einer ganz gebieterischen Bewegung Alescha an beiden Händen.

„Laufen Sie ihm nach! Holen Sie ihn ein! Lassen Sie ihn keinen Augenblick allein“, flüsterte sie rasch. „Er ist verrückt! Sie wissen nicht, daß er verrückt geworden ist? Er hat Fieber, Nervenfieber! Mir hat es der Doktor gesagt; gehen Sie, laufen Sie ihm nach!“

Alescha sprang auf und stürzte Iwan Fjedorowitsch nach. Der hatte noch keine fünfzig Schritte zu machen vermocht.

„Was willst du?“ sprach er und wandte sich plötzlich nach Alescha um, als er sah, daß dieser ihn einholte. „Sie hat dir befohlen, mir nachzulaufen, weil ich verrückt sei. Ich weiß das auswendig“, fügte er erregt hinzu.

„Sie irrt natürlich; sie hat aber darin recht, daß du krank bist“, sprach Alescha. „Ich habe soeben bei ihr auf dein Gesicht geschaut, du hast einen sehr, sehr kranken Ausdruck, Iwan!“

Iwan schritt ohne anzuhalten dahin. Alescha folgte ihm.

„Weißt du denn, Alexej Fjedorowitsch, wie man verrückt wird?“ fragte Iwan mit völlig ruhiger, schon gar nicht mehr erregter Stimme, in der auf einmal die allerharmloseste Neugier durchklang.

„Nein, ich weiß es nicht, ich vermute nur, daß es viele Arten von Verrücktheit gibt.“

„Kann man denn an sich selber beobachten, wie man verrückt wird?“

„Ich glaube, daß es unmöglich ist, sich in solchem Falle genau zu beobachten“, antwortete mit Staunen Alescha. Iwan verstummte für eine halbe Minute.

„Wenn du mit mir irgendworüber sprechen willst, so ändere bitte das Thema“, sprach er plötzlich.

„Da ist aber, um es nicht zu vergessen, ein Brief an dich“, sprach schüchtern Alescha, nahm den Brief der Lisa aus der Tasche und streckte ihn Iwan hin. Sie waren gerade bei einer Laterne angelangt. Iwan erkannte sogleich die Handschrift.

„Das ist ja von jener kleinen Besessenen!“ sprach er und lachte boshaft auf; und ohne das Kuvert zu öffnen, riß er es plötzlich in mehrere Stücke und streute sie in alle Winde. Die Fetzen flogen auseinander.

„Sie ist noch keine sechzehn Jahre alt, scheint es, und schon bietet sie sich an!“ sprach er verächtlich im Weiterschreiten.

„Wieso bietet sie sich denn an?“ rief Alescha.

„Es ist doch bekannt, wie sich verdorbene Weiber anbieten!“

„Was sagst du da, Iwan, was sagst du denn da?“ sprach voll Kummer und doch mit Feuer Alescha. „Das ist noch ein Kind, du beleidigst ein Kind! Sie ist krank, sie ist sehr krank, auch sie wird vielleicht verrückt werden . . . Ich mußte dir doch ihren Brief abgeben . . . Ich wollte sogar von dir erfahren, wie ich sie retten könne!“

„Gar nichts hast du da von mir zu erfahren. Wenn sie ein Kind ist, so bin ich doch nicht ihre Wärterin. Schweige, Alescha! Sprich nicht mehr davon! Ich denke schon gar nicht mehr daran.“

Sie schwiegen wiederum eine Minute.

„Sie wird jetzt die ganze Nacht zur Mutter Gottes beten, daß die ihr zeige, wie sie sich morgen vor Gericht verhalten soll“, sprach Iwan wiederum rasch und böse.

„Du . . . du sagst das von Katharina Iwanowna?“

„Ja. Soll sie auftreten als Retterin oder als die, die ihn zugrunde richtet? Daß ihrer Seele hierin Erleuchtung werde, darum wird sie beten. Sie selber, sehen Sie, weiß es ja noch nicht, sie hat sich noch nicht vorbereiten können. Auch sie will mich zur Wärterin haben, sie will, ich soll sie einlullen.“

„Katharina Iwanowna liebt dich, Bruder“, murmelte kummervoll Alescha.

„Vielleicht. Nur mag ich sie nicht . . .“

„Sie leidet. Weshalb sagst du ihr dann aber . . . bisweilen . . . solche Worte, daß sie sich Hoffnung macht?“ fuhr Alescha mit schüchternem Vorwurf fort. „Ich weiß es ja, daß du ihr Hoffnung machtest — verzeih mir, daß ich so spreche“, fügte er hinzu.

„Ich kann doch nicht so verfahren, wie es nötig wäre, einfach mit ihr brechen und es ihr ins Gesicht sagen!“ sprach gereizt Iwan. „Man muß abwarten, bis man das Urteil über den Mörder fällt. Wenn ich jetzt mit ihr breche, so wird sie, um sich an mir zu rächen, noch morgen diesen Laugenichts vor Gericht zugrunde richten, weil sie ihn haßt und das auch weiß. Da ist alles Lüge, Lüge auf Lüge! Jetzt aber, solange ich mit ihr noch nicht brach, hofft sie noch immer, und sie wird dieses Ungetüm nicht zugrunde richten, da sie weiß, wie sehr ich ihn aus seinem Unglück zu retten wünsche. Wann wird nur endlich das verfluchte Urteil gefällt werden!“

Die Worte „Mörder“ und „Ungetüm“ hatten Alescha im Herzen weh getan.

„Ja, womit kann sie denn nur den Bruder zugrunde richten?“ fragte er, indem er über die Worte Iwans nachdachte. „Was kann sie denn für eine Aussage machen, daß dies geradeswegs Mitja zugrunde richten könnte?“

„Du weißt das noch nicht! Sie hat ein Dokument in Händen, von Mitenkas eigener Hand geschrieben, das mit mathematischer Gewißheit beweist, daß er Fjedor Pawlowitsch totschiug.“

„Das ist nicht möglich!“ rief Alescha aus.

„Warum nicht? Ich habe es selber gelesen.“

„Ein solches Dokument kann gar nicht vorhanden sein!“ wiederholte mit Feuer Alescha. „Das ist unmöglich, weil er gar nicht der Mörder ist. Nicht er hat den Vater getötet, nein, nicht er!“

Iwan Fjedorowitsch blieb plötzlich stehen.

„Wer ist denn der Mörder, Ihrer Ansicht nach?“ fragte er offenbar mit einer gewissen Kälte, und es klang sogar so etwas wie Hochmut in dem Tone der Frage.

„Du weißt selber, wer es ist“, sprach leise und durchdringend Alescha.

„Wer? Du meinst jene Fabel von jenem verrückten Idioten, dem Epileptiker? Von Smerdjakoff?“

Alescha fühlte, daß er am ganzen Körper zitterte.

„Du selber weißt, wer es ist“, entrang es sich ihm kraftlos. Er leuchte.

„Ja, wer, wer denn?“ schrie plötzlich, fast schon wütend, Iwan. Seine ganze Beherrschung war jetzt dahin.

„Ich weiß nur eines“, sprach immer noch ebenso, fast flüsternd, Alescha, „den Vater ermordetest, nicht du!“

„Nicht du! Was heißt das, nicht du!“ Und Iwan erstarrte.

„Nicht du hast den Vater ermordet, nicht du!“ wiederholte Alescha mit Festigkeit.

Mehr als eine halbe Minute währte das Schweigen.

„Ja, ich weiß doch selber, daß ich es nicht bin, du phantasierst wohl?“ sprach Iwan bleich und schief lächelnd. Er hatte sich förmlich mit seinen Augen in Alescha festgefogen. Beide standen gerade wiederum bei einer Laterne.

„Nein, Iwan, du selber hast dir mehrere Male gesagt, daß du der Mörder seist.“

„Wann habe ich das gesagt? . . . Ich war ja in Moskau . . . Wann habe ich es gesagt?“ lispelte völlig ratlos Iwan.

„Du hast dir dies oftmals gesagt, wenn du allein warst in diesen furchtbaren zwei Monaten“, fuhr ebenso leise und gemessen Alescha fort. Er sprach aber schon wie außer sich, wie gegen seinen Willen, als ob er sich irgendeinem unbestimmten Befehl unterwarf. „Du beschuldigtest dich und gestandest dir, der Mörder sei niemand anders als du. Nicht du warst es aber, der den Mord beging, du irrst, nicht du bist der Mörder, hörst du mich, nicht du! Mich hat Gott gesandt, dir das kundzugeben.“

Beide schwiegen wieder. Eine ganze lange Minute währte dieses Schweigen. Beide standen da und blickten einander unentwegt in die Augen. Beide waren bleich. Plötzlich erbebte Iwan am ganzen Leibe und faßte Alescha fest an der Schulter.

„Du warst bei mir!“ sprach er flüsternd und zähneknirschend. „Du warst bei mir in der Nacht, als er kam . . . Gesteh es mir . . . Du hast ihn gesehen, ihn gesehen!“

„Von wem sprichst du denn . . . von Mitja?“ fragte Alescha in Ratlosigkeit.

„Nicht von ihm, zum Teufel mit diesem Ungetüm!“ brüllte Iwan außer sich. „Weißt du denn, daß er zu mir kommt? Wie hast du es erfahren, sprich!“

„Wer denn? Ich weiß nicht, von wem du sprichst“, lispelte Alescha, schon von Schrecken erfaßt.

„Nein, du weißt es . . . wie solltest du denn sonst . . . es kann nicht sein, daß du es nicht wußtest . . .“

Plötzlich war es aber, als ob er sich Gewalt antue. Er stand da, und es schien so, als ob er über etwas nachdenke. Ein seltsames Lächeln umzog seine Lippen.

„Bruder,“ begann wiederum Alescha mit zitternder Stimme, „ich habe dir dies deshalb gesagt, weil du meinem Worte glauben wirst, das weiß ich. Ich habe dir fürs ganze Leben dieses Wort gesagt: ‚Nicht du!‘ Hörst du, fürs ganze Leben! Und Gott hat mir in die Seele gelegt, dir das zu sagen, wenn du mich auch von dieser Stunde an für immer hassen wirst . . .“

Iwan hatte aber augenscheinlich seine Selbstbeherrschung bereits wiedergefunden.

„Alexej Fjedorowitsch,“ sprach er mit kaltem Hohne, „ich kann Propheten und Epileptiker nicht ausstehen, die Boten des Herrn im besonderen, Sie sollten das längst wissen. Von diesem Augenblicke an breche ich mit Ihnen und, es scheint, für immer. Ich bitte Sie, mich sogleich schon an diesem Kreuzwege zu verlassen. Ja, und der Weg nach Ihrer Wohnung führt auch durch diese Gasse. Besonders hüten Sie sich heute davor, zu mir zu kommen! Hören Sie!“

Er drehte sich um und ging mit festen Schritten seines Weges, ohne sich umzuschauen.

„Bruder,“ rief ihm Alescha nach, „wenn dir heute irgend etwas begegnen sollte, so denke zu allererst an mich!“

Iwan antwortete aber gar nichts. Alescha blieb am Kreuzwege bei der Laterne stehen, bis Iwan völlig im Dunkel verschwunden war. Dann erst wandte er sich um und begab sich langsam durch die Gasse nach Hause. Sowohl er wie Iwan wohnten für sich, in

verschiedenen Wohnungen; keiner von ihnen hatte im verwaisten Hause des Fjedor Pawlowitsch wohnen wollen. Mescha hatte ein möbliertes Zimmer inne in der Familie eines Kleinbürgers. Iwan Fjedorowitsch aber bewohnte ziemlich weit von ihm eine geräumige und ziemlich elegante Wohnung im Seitenbau eines schönen Hauses, das einer wohlhabenden Beamtenwitwe gehörte. Es bediente ihn aber in seinem ganzen Seitenbau nur ein uraltes, stoßtaubes Frauchen, das am ganzen Körper Rheumatismus hatte, sich um sechs Uhr abends zur Ruhe zu begeben und um sechs Uhr morgens aufzustehen pflegte. Iwan Fjedorowitsch war aber in diesen zwei Monaten so anspruchslos geworden, daß es schon auffallend war, und er liebte es sehr, ganz allein zu bleiben. Er räumte sogar selber das Zimmer auf, das er bewohnte; die anderen Zimmer seiner Wohnung betrat er aber nur selten. Als er das Thor seines Hauses erreicht und schon den Griff der Schelle erfaßt hatte, blieb er stehen. Er fühlte, daß er noch am ganzen Körper vor Wut bebe. Plötzlich ließ er die Schelle wieder fahren, spuckte aus, drehte sich um und ging wiederum nach dem anderen, entgegengesetzten Ende der Stadt, zwei Werst von seiner Wohnung entfernt, in ein winziges, schon arg baufälliges Holzhäuschen, wo Marja Kondratjewna wohnte, vordem die Nachbarin des Fjedor Pawlowitsch, die in seine Küche zu kommen pflegte, um Suppe zu holen, und der Smerdjakoff damals seine Lieder zur Gitarre sang. Ihr früheres Häuschen hatte sie verkauft, sie lebte jetzt mit ihrer Mutter fast in einer Hütte, und der kranke, fast schon im Sterben liegende Smerdjakoff hatte sich gleich nach dem Tode des Fjedor Pawlowitsch bei ihnen einquartiert. Zu ihm begab sich gerade jetzt auch Iwan Fjedorowitsch, hingezogen durch einen plötzlichen und unwiderstehlichen Einfall.

6

Die erste Begegnung mit Smerdjakoff

Dies war das drittemal, daß Iwan Fjedorowitsch seit seiner Rückkehr aus Moskau zu Smerdjakoff ging, um mit ihm zu sprechen. Zum ersten Male nach der Katastrophe hatte er ihn gesehen und mit ihm gesprochen sogleich schon am Tage seiner Ankunft, und dann hatte er ihn zwei Wochen später noch einmal besucht. Danach hatte er aber seine Besuche bei Smerdjakoff eingestellt, so daß er jetzt schon mehr als einen Monat lang von ihm weder etwas gehört noch gesehen hatte. Iwan Fjedorowitsch war aber damals erst am fünften Tage nach dem Tode seines Vaters aus Moskau zurückgekehrt, so daß er seinen Sarg nicht mehr gesehen hatte — die Beerdigung hatte ja gerade am Tage vorher stattgefunden. Der Grund für die Verspätung des Iwan Fjedorowitsch war der, daß Alescha nicht genau seine Moskauer Adresse wußte und daher wegen der Absendung eines Telegramms zu Katharina Iwanowna hingelaufen war. Da diese gleichfalls die richtige Adresse nicht wußte, hatte sie ihrer Schwester und ihrer Tante telegraphiert, in der Annahme, daß Iwan Fjedorowitsch sogleich nach seiner Ankunft in Moskau sie auffuchen werde. Er war aber erst am vierten Tage nach seiner Ankunft zu ihnen gekommen, hatte das Telegramm gelesen und war natürlich auch sogleich schon Hals über Kopf nach Hause geflogen. Hier war er zuerst Alescha begegnet. Als er aber mit ihm gesprochen hatte, war er sehr erstaunt, daß dieser Mitja nicht einmal in Verdacht zu haben gewillt sei, vielmehr geradeswegs auf Smerdjakoff als auf den Mörder hinwies, was in direktem Gegensatz stand zu den Anschauungen aller andern in unserer

Stadt. Er besuchte darauf den Kreisrichter und den Staatsanwalt, erfuhr dort die Einzelheiten der Anklage und der Verhaftung und erstaunte noch mehr über Alescha. Er schrieb dann diese Anschauung lediglich zu der aufs äußerste erregten brüderlichen Liebe und dem brüderlichen Mitleid Aleschas für Mitja, den Alescha, wie das Iwan auch wußte, gar sehr liebte. Ich will bei dieser Gelegenheit nur zwei Worte sprechen über die Gefühle Iwans für seinen Bruder Dmitri Fjedorowitsch: er liebte ihn ganz und gar nicht, höchstens empfand er bisweilen Mitleid mit ihm, aber auch das war mit viel Verachtung durchsetzt, die bis zum Ekel ging. Der ganze Mitja war ihm sogar schon seiner äußeren Erscheinung nach im höchsten Grade unsympathisch. Daß Katharina Iwanowna ihn liebe, erfüllte Iwan mit Unwillen. Er hatte übrigens Mitja in seiner Untersuchungshaft gleichfalls am Tage seiner Ankunft besucht, und dieses Zusammensein hatte in ihm die Überzeugung, daß Mitja schuldig sei, nicht nur nicht geschwächt, vielmehr sogar noch bestärkt. Sein Bruder war damals unruhig gewesen und krankhaft aufgereggt. Mitja hatte sich sehr wortreich erwiesen, aber zerstreut und alles durcheinander werfend; er hatte mit großer Heftigkeit gesprochen, Smerdjakoff beschuldigt und furchtbar wirres Zeug geredet. Am allermeisten hatte er immer wieder von jenen dreitausend Rubeln gesprochen, die ihm der Verstorbene gestohlen habe. „Das ist mein Geld, es gehört mir,“ behauptete Mitja, „wenn ich es sogar gestohlen hätte, so wäre ich auch dann im Rechte gewesen.“ Fast keines der ihn belastenden Momente bestritt er, und wenn er Tatsachen anführte, die zu seinen Gunsten sprachen, so geschah auch das in sehr konfus, zerfahrener und alberner Weise — es war überhaupt so, als ob er es sogar ganz und gar nicht wünsche, sich vor Iwan oder irgendwem zu rechtfertigen; er ereiferte sich, ver-

achtete stolz die Beschuldigungen, zankte und ward wütend. Über die Aussage des Grigori, die Tür habe offen gestanden, lachte er nur geringschätzig und versicherte, das habe „der Teufel getan“. Er vermochte aber keinerlei zusammenhängende Erklärung für diese Tatsache vorzubringen. Er hatte es sogar fertiggebracht, bei dieser ersten Begegnung Iwan Fjedorowitsch zu beleidigen, indem er ihm mit Heftigkeit vorgeworfen hatte, ihn zu verdächtigen, und denen, die selber behaupten, „alles sei erlaubt“, komme es durchaus nicht zu, andere zu verhören. Er war überhaupt damals sehr unfreundlich zu Iwan Fjedorowitsch gewesen. Sogleich nach dieser Begegnung mit Mitja hatte sich dann Iwan Fjedorowitsch auch auf den Weg zu Smerdjakoff gemacht.

Schon als er aus Moskau herbeieilte, im Eisenbahnwagen, hatte er immer an Smerdjakoff gedacht und an seine letzte Unterredung mit ihm, am Abend vor seiner Abreise. Vieles davon hatte ihn betroffen, vieles schien ihm verdächtig. Als aber Iwan Fjedorowitsch dem Untersuchungsrichter seine Aussagen machte, hatte er vorerst diese Unterhaltung verschwiegen. Er schob das immer auf, bis er Smerdjakoff wiedergesehen habe. Der befand sich damals im Städtischen Krankenhause. Doktor Herzenstube und der Arzt Warwinsky, den Iwan Fjedorowitsch dort antraf, antworteten auf die dringlichen Fragen des Iwan Fjedorowitsch mit voller Bestimmtheit, Smerdjakoff habe zweifellos einen Fallsuchtsanfall gehabt, und sie wunderten sich sogar, daß er fragen konnte: „Hat er sich am Tage der Katastrophe nicht nur so angestellt?“ Sie gaben ihm zu verstehen, dieser Anfall sei sogar von außergewöhnlicher Art gewesen: von langer Dauer, habe sich mehrere Tage wiederholt, so daß der Kranke durchaus in Lebensgefahr geschwebt habe, und daß man jetzt erst, nachdem man alle

Maßnahmen ergriffen habe, mit Bestimmtheit behaupten könne, er werde mit dem Leben davonkommen, wenn es auch sehr möglich sei (so fügte Doktor Herzenstube hinzu), daß sein Geist teilweise umnachtet bleiben werde, „wenn auch nicht fürs ganze Leben, so doch auf ziemlich lange Zeit“. Auf die ungeduldige Frage des Iwan Fjedorowitsch: „Ist Smerdjakoff demnach jetzt als verrückt anzusehen?“ antwortete man ihm, dies sei im eigentlichen Sinne des Wortes noch nicht der Fall, gleichwohl seien „gewisse Anzeichen von Unnormalität bei ihm festzustellen“. Iwan beschloß selber zu erfahren, was es damit auf sich habe. Im Krankenhause ließ man ihn sogleich zu dem Patienten. Smerdjakoff befand sich in einem besonderen Zimmer und lag zu Bett. Dicht neben ihm stand noch ein anderes Bett, das ein schwerkranker Kleinbürger der Stadt innehatte, der von Wassersucht ganz aufgeschwollen war, und dessen Ende augenscheinlich morgen oder übermorgen bevorstand; er konnte kein Hindernis sein für die Unterhaltung. Smerdjakoff grinste mißtrauisch, als er Iwan Fjedorowitsch erblickte, und es war so, als ob er im ersten Augenblicke sogar Furcht bekommen habe. So kam es wenigstens flüchtig Iwan Fjedorowitsch vor. Das war aber nur ein Augenblick, die ganze übrige Zeit hingegen setzte ihn Smerdjakoff durch seine Ruhe fast in Staunen. Auf den allerersten Blick verlor Iwan Fjedorowitsch jeden Zweifel daran, daß Smerdjakoff sich durchaus in schwerkrankem Zustande befinde: er war sehr schwach, sprach gedehnt und so, als ob er nur mit Mühe seine Zunge bewege, er hatte sehr abgenommen und war ganz gelb im Gesicht geworden. Die ganzen zwanzig Minuten über — so lange dauerte der Besuch — beklagte er sich über Kopfschmerzen und Reißen in allen Gliedern. Es war so, als ob sein vertrocknetes Kasratengesicht ganz klein geworden sei, seine Schläfenhaare waren zerzaust,

statt seines Schöpfchens stand nur eine einzige Strähne schwächer, dünner Härchen in die Höhe. Nur das linke Auglein, das zusammengekniffen war, als wolle es auf irgend etwas aufmerksam machen, verriet den früheren Smerdjakoff. „Mit einem gescheiten Menschen lohnt es sich auch nur ein Gespräch zu führen“, das kam sogleich Iwan Fjedorowitsch in Erinnerung. Er setzte sich ihm zu Füßen auf einen Schemel. Smerdjakoff bewegte unter Schmerzen seinen ganzen Körper auf dem Bette, er fing aber nicht zuerst zu sprechen an, er schwieg und machte schon eine solche Miene, als ob er nicht allzu neugierig sei.

„Bist du imstande, mit mir zu sprechen?“ fragte Iwan Fjedorowitsch. „Ich werde dich nicht ermüden.“

„Dazu bin ich durchaus imstande“, stotterte Smerdjakoff mit schwacher Stimme. „Geruhten Sie schon lange anzukommen?“ fügte er herablassend hinzu, so wie man einem Besucher zu Hilfe zu kommen pflegt, wenn dieser verlegen ward.

„Ja, gerade erst heute... Um auszulöffeln, was ihr hier eingerührt habt.“

Smerdjakoff seufzte.

„Was seufzt du denn da, du hast es ja gewußt!“ pläzte geradeswegs Iwan Fjedorowitsch heraus.

Smerdjakoff verfiel in ein langes Schweigen.

„Wie hätte man das denn auch nicht wissen sollen? Im voraus war es klar. Nur, wie hätte man wissen können, daß es sich so abspielen werde.“

„Was denn abspielen werde? Mach doch keine Ausflüchte! Du hast doch vorausgesagt, du werdest einen Unfall bekommen, sobald du nur in den Keller kriechen werdest. So hast du geradeswegs auch auf den Keller hingewiesen.“

„Haben Sie dies schon bei dem Verhör ausgesagt?“ fragte Smerdjakoff mit ruhiger Neugierde.

Iwan Fjedorowitsch geriet plötzlich in Wut.

„Nein, noch habe ich das nicht ausgesagt, ich werde es aber unbedingt tun. Du, Bruder, mußt mir gleich jetzt mancherlei erklären; und wisse, Laubchen, daß ich es dir nicht erlaube, mit mir dein Spiel zu treiben!“

„Wozu sollte mir aber denn ein solches Spiel nützen, da ich ja nur auf Sie hoffe, auf Sie allein, wie auf Gott den Herrn!“ entgegnete Smerdjakoff, immer noch völlig ruhig, er hatte nur für einen Augenblick seine Augen geschlossen.

„Erstens“, begann Iwan Fjedorowitsch, „weiß ich, daß es unmöglich ist, im voraus zu wissen, wann ein Fallsuchtsanfall eintreten wird. Ich habe mich darüber erkundigt, mache du nur keine Ausflüchte! Den Tag und die Stunde kann man nicht voraus wissen. Wie hast du mir dann aber damals den Tag und die Stunde voraussagen können, ja und dazu auch noch das mit dem Keller? Wie konntest du denn voraus wissen, daß du gerade in diesen Keller fallen wirst bei deinem Anfall — wenn du nicht nur einen Anfall geheuchelt hast?“

„In den Keller zu gehen, sogar mehrmals am Tage, gehört auch ohnedies zu meinen Pflichten“, antwortete Smerdjakoff ohne Hast und gedehnt. „Gerade ebenso bin ich doch vor einem Jahre vom Dachboden heruntergeflogen. Zweifellos ist es so, daß man einen Fallsuchtsanfall durchaus nicht auf den Tag und die Stunde voraussagen kann, ein Vorgefühl kann man aber immer haben.“

„Du hast aber gerade den Tag und die Stunde vorausgesagt!“

„Was meinen Fallsuchtsanfall anbetrifft, so ist es am allerbesten, Sie erkundigen sich da bei den hiesigen Ärzten, ob er

ein wirklicher war, oder ob ich mich nur verstellte, ich aber habe Ihnen hierüber auch gar nichts mehr zu sagen."

„Aber der Keller? Wie hast du denn gerade das vorausgewußt?"

„Glückte Ihnen das mit dem Keller! Als ich damals zu ihm hinunterstieg, war ich in Furcht und Zweifel, mehr in Furcht deshalb, weil ich Sie verloren hatte und schon von niemandem mehr Schutz erwartete auf der ganzen Welt. So kriechte ich denn damals in diesen selben Keller, und ich denke: ‚Wird er sich sogleich jetzt einstellen,‘ der Fallsuchtsanfall nämlich, ‚wird er gerade jetzt mich treffen und niederwerfen oder nicht?‘ Und aus diesem Zweifel heraus erfaßte mich plötzlich in der Kehle dieser selbe unvermeidliche Krampf . . . nun, so bin ich denn auch hinabgeflogen. Gerade dies alles und mein Gespräch mit Ihnen, das dem vorausgegangen war, am Vorabend jenes Tages, bei dem Lore, als ich Ihnen damals von meiner Furcht erzählte und auch das von dem Keller . . . dies alles habe ich in allen Einzelheiten dem Herrn Doktor Herzenstube und dem Untersuchungsrichter Nikolai Parphenowitsch eröffnet, und alles haben sie ins Protokoll aufgenommen. Der hiesige Arzt aber, Herr Warwinsky, hat denn so auch vor ihnen allen besonders darauf bestanden, daß es gerade eben von dem Gedanken daran so gekommen sei, gerade davon, das heißt von jener Ungewißheit: ‚Werde ich gerade jetzt hinfallen oder nicht?‘ Da hat mich denn auch gerade die Krankheit erfaßt. So haben sie denn auch niedergeschrieben, daß dies sich zweifellos so auch ereignen mußte, das heißt einzig und allein wegen meiner Angst.“

Als Smerdjakoff dies gesagt hatte, schöpfte er tief Atem, gleich als ob er von Ermattung gequält sei.

„So hast du denn dies schon bei dem Verhör ausgesagt?"

fragte etwas verblüfft Iwan Fjedorowitsch. Er hatte ihn gerade eben damit erschrecken wollen, daß er über ihr damaliges Gespräch ausagen werde, und da erwies es sich, daß jener schon selber alles ausgesagt hatte.

„Was soll ich denn fürchten? Mögen sie nur die ganze wirkliche Wahrheit niederschreiben“, sprach mit Festigkeit Smerdjakoff.

„Hast du über dein Gespräch mit mir bei dem Tore auch wörtlich alles erzählt?“

„Nein, nicht alles bis auf das letzte Wort.“

„Daß du es aber verstehst, einen Fallsuchtsanfall zu heucheln, wie du damals prahltest, hast du das gleichfalls erzählt?“

„Nein, auch dies habe ich nicht erzählt.“

„Sage mir jetzt, weshalb hast du mich damals nach Tschermaschnja geschickt?“

„Ich fürchtete, Sie möchten nach Moskau abreisen, nach Tschermaschnja ist es aber immerhin näher.“

„Du lügst, du selber fordertest mich auf wegzufahren: ‚Reisen Sie ab,‘ sprachst du, ‚fort von der Sünde.‘“

„Das habe ich damals einzig und allein aus Freundschaft zu Ihnen getan und aus herzlicher Ergebenheit, da ich ein Unglück im Hause vorausfühlte, und es mir um Sie leid war. Es war mir nur noch mehr leid um mich selber. Deshalb habe ich auch gesagt: ‚Reisen Sie weiter weg von der Sünde!‘ damit Sie begreifen möchten, daß es zu Hause schlecht gehen werde, und Sie daheim bleiben sollten, Ihren Vater zu schützen!“

„Dann hättest du das aber deutlicher sagen sollen, du Dummkopf!“ brauste plötzlich Iwan Fjedorowitsch auf.

„Wie hätte ich denn das damals deutlicher sagen können? Nur die eine Angst sprach in mir, ja, und Sie hätten auch böse werden können. Ich konnte natürlich auch fürchten, Dmitri

Fjedorowitsch werde einen Skandal machen, und er könnte gerade dieses Geld wegnehmen, da er es ja für sein Eigentum hielt. Wer hat damals aber gewußt, daß die Sache mit einem solchen Mord enden werde? Ich dachte mir, er wird ganz einfach nur die dreitausend Rubel wegnehmen, die beim Herrn unter dem Kissen lagen, in dem bewußten Pakete, aber da hat er ihn auch gleich totgeschlagen! Wie hätten selbst Sie das erraten können, mein Herr?"

„Wenn du so selber zugibst, es sei unmöglich gewesen, das zu erraten, wie hätte ich es dann erraten und demnach zu Hause bleiben können? Was sprichst du denn da für Dummheiten?“ murmelte Iwan Fjedorowitsch in Gedanken.

„Sie hätten es aber daraus erraten können, daß ich Ihnen nach Tschermaschnja zu fahren riet, statt nach diesem Moskau.“

„Ja, wie kann man da erraten . . .“

Smerdjakoff schien sehr ermüdet zu sein und schwieg wiederum wohl eine Minute.

„Gerade daraus hätten Sie es erraten können, daß, wenn ich Sie bewegen will, statt nach Moskau nach Tschermaschnja zu fahren, dies doch bedeutet, daß ich Sie näher bei uns haben will, weil Moskau weit ist, und Dmitri Fjedorowitsch, wenn er erfährt, daß Sie in der Nähe sind, nicht so viel Kühnheit haben wird. Ja, und auch um mich zu schützen, hätten Sie mit größerer Schnelligkeit aus Tschermaschnja kommen können, falls etwas vorgefallen sein sollte, denn ich habe Sie doch selber auf die Krankheit des Grigori Wassiljewitsch aufmerksam gemacht, und dazu habe ich ja auch noch erklärt, ich fürchte einen Anfall zu bekommen. Ich habe Ihnen auch von jenen Klopfzeichen gesprochen, durch die man sich zu dem Verstorbenen Einlaß verschaffen konnte, und daß ich sie alle Dmitri Fjedorowitsch mitgeteilt habe. So habe ich denn auch geglaubt, Sie

würden dann schon selber erraten, daß Dmitri Fjedorowitsch unbedingt etwas loslassen werde, und Sie würden deshalb nicht nach Tschermaschnja fahren, vielmehr überhaupt zu Hause bleiben.“

„Er spricht sehr zusammenhängend,“ dachte Iwan Fjedorowitsch, „wenn er auch stoßend und ermüdet spricht; von was für einer Störung der geistigen Fähigkeiten spricht aber dann Herzenstube?“

„Du willst mich überlisten, der Teufel hole dich!“ rief er voll Wut aus.

„Ich aber, ich gestehe es, glaubte damals, daß Sie das schon durchaus erraten hätten“, entgegnete Smerdjakoff mit der allerschuldigsten Miene.

„Wenn ich es erraten hätte, so wäre ich doch geblieben!“ schrie Iwan Fjedorowitsch, wiederum aufbrausend.

„Nun, ich aber glaubte, Sie hätten alles erraten und reisten so schnell als möglich ab, um nur von der Sünde allein wegzukommen, um nur irgendwohin zu fliehen und der Angst zu entgehen.“

„Du glaubst wohl, alle seien solche Feiglinge wie du?“

„Verzeihen Sie, ich glaubte tatsächlich, auch Sie seien so wie ich.“

„Natürlich, man hätte es erraten müssen“, sprach Iwan in Erregung. „Ja, und ich glaubte auch erraten zu haben, daß da irgendeine Gemeinheit deinerseits dahintersteckt . . . Nur lügst du, wiederum lügst du!“ rief er, plötzlich sich erinnernd. „Erinnerst du dich, wie du damals zu meinem Wagen herantratest und mir sagtest: ‚Mit einem gescheiten Menschen lohnt es sich, sich auch nur zu unterhalten.‘ Das heißt doch, du warst froh, daß ich fortfuhr, wenn du das so lobtest?“

Smerdjakoff seufzte mehrmals auf. Es schien so, als ob sein Gesicht Farbe annehme.

„Wenn ich froh war,“ sprach er ein wenig heuchelnd, „so einzig und allein darüber, daß Sie bereit waren, nicht nach Moskau, vielmehr nach Tschermaschnja zu fahren. Denn das ist gleichwohl näher; nur habe ich Ihnen diese selben Worte nicht als Lob, vielmehr als Vorwurf gesagt. Sie haben das nur nicht begriffen.“

„Wie denn zum Vorwurf?“

„Deswegen, weil Sie, obgleich Sie ein solches Unglück vorausfühlten, dennoch Ihren eigenen Vater im Stiche lassen und uns nicht schützen wollten; denn man hätte mich ja jederzeit wegen dieser dreitausend Rubel mitbelangen und mir vorwerfen können, ich habe sie gestohlen.“

„Der Teufel hole dich!“ begann Iwan wiederum zu schimpfen. „Halt einmal! von den Zeichen, von diesen Zeichen da, hast du auch davon dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt erzählt?“

„Alles, wie es ist, habe ich erzählt.“

Iwan Fjedorowitsch wunderte sich wiederum im stillen.

„Wenn ich damals an irgend etwas dachte,“ begann er von neuem, „so war das einzig und allein an irgendeine Gemeinheit von deiner Seite. Dmitri war durchaus fähig, jemanden totzuschlagen, daß er aber stehlen werde — das habe ich damals wenigstens nicht geglaubt . . . Von dir hingegen habe ich jede Niedertracht erwartet. Selber hast du mir doch gesagt, daß du imstande bist, einen Fallsuchtsanfall zu heucheln. Wozu hast du das denn gesagt?“

„Einzig und allein in meiner Offenherzigkeit. Ja, und auch niemals in meinem Leben habe ich mich absichtlich so angestellt, als ob ich einen Fallsuchtsanfall habe, ich habe das vielmehr nur gesagt, um vor Ihnen zu prahlen. Nur so aus Dummheit! Ich hatte Sie damals sehr lieb gewonnen und war mit Ihnen ganz ungeniert!“

„Mein Bruder beschuldigt geradeswegs dich, du habest den Mord begangen und auch den Diebstahl.“

„Ja, was bleibt ihm denn anderes übrig?“ Und Smerdjakoff grinste bitter. „Wer wird ihm aber Glauben schenken nach allen diesen belastenden Aussagen? Die Lüre hat doch Grigori Wassiljewitsch offen gesehen, gleich danach, wie denn? Ja, wie denn schon! Gott sei mit ihm. Er zittert um sein Heil . . .“

Er versank in Schweigen, und plötzlich fügte er hinzu, gleich als ob er über etwas nachgedacht habe:

„Ja, das ist wiederum ganz das gleiche: er will das auf mich abwälzen, dies soll meiner Hände Werk sein — davon habe ich schon gehört. Und wenn er das auch gerade damit begründet, daß ich ein Meister sei im Erheucheln von Fallsuchtsanfällen, glauben Sie, ich würde Ihnen wohl im voraus gesagt haben, daß ich mich so anzustellen verstehe, wenn ich damals tatsächlich irgendwelche Absicht gehabt hätte in betreff Ihres Waters? Wenn ich mich bereits mit der Absicht eines solchen Mordes getragen hätte, kann man dann wirklich so dumm sein und im voraus eine so belastende Aussage machen, ja, und dazu noch dem leiblichen Sohne? Erbarmen Sie sich doch! Ist das denn auch nur wahrscheinlich? Daß dies hätte so sein können, ist im Gegenteil völlig ausgeschlossen. Sehen Sie, jetzt vernimmt dies mein Gespräch mit Ihnen niemand außer der Vorsehung da über uns; wenn Sie es aber dem Staatsanwalt und Nikolai Parphenowitsch wiedererzählen würden, so könnten Sie gerade dadurch mich auch bis zu Ende schützen: denn was ist das wohl für ein Übeltäter, wenn er vordem so offenherzig war? Alle können dies gar sehr begreifen.“

„Höre,“ sprach Iwan Fjedorowitsch, — er erhob sich betroffen durch die letzte Schlußfolgerung des Smerdjakoff und brach das Gespräch ab — „ich habe dich ganz und gar nicht im Verdacht und

halte es sogar für lächerlich, dich zu beschuldigen. Jetzt gehe ich, ich werde aber wiederkommen. Vorderhand lebe wohl, werde gesund. Hast du nicht irgend etwas nötig?"

„Für alles meinen Dank! Marpha Ignatjewna vergißt mich nicht und hilft mir in allem, wenn ich etwas nötig habe, so gütig wie vordem. Täglich besuchen mich gute Menschen.“

„Auf Wiedersehen! Ich werde übrigens keine Aussage darüber machen, daß du dich zu verstellen verstehst . . . ja, und auch dir rate ich, dies nicht auszusagen“, murmelte plötzlich aus irgendeinem Grunde Iwan.

„Gar sehr begreife ich das. Wenn Sie dies aber nicht aussagen werden, so werde ich gar nichts erzählen von unserem ganzen damaligen Gespräch bei dem Lore . . .“

Da kam es so, daß Iwan Fjedorowitsch plötzlich wegging, und erst nachdem er bereits zehn Schritte im Korridor gemacht hatte, fühlte er plötzlich, daß in den letzten Worten des Smerdjakoff ein geradezu beleidigender Sinn enthalten sei. Er wollte schon eben zurückkehren, das bligte ihm aber nur so auf, er murmelte nur: „Dummheiten!“ und verließ das Krankenhaus. Die Hauptsache, er fühlte, daß er tatsächlich beruhigt sei, und gerade eben durch den Umstand, daß nicht Smerdjakoff der Schuldige sei, vielmehr sein Bruder Mitja, wenn es auch scheinen sollte, als ob das Umgekehrte der Fall wäre. Weshalb dem so war — darüber wollte er sich damals nicht in Überlegungen einlassen, er fühlte sogar einen Widerwillen dagegen, in seinen Empfindungen zu wühlen. Es war ihm viel eher so, als ob er irgend etwas möglichst rasch vergessen wollte. Einige Tage später hatte er sich dann schon völlig von der Schuld des Mitja überzeugt, als er sich näher und gründlicher mit allen jenen belastenden Aussagen bekannt gemacht hatte. Darunter waren solche von seiten der allerharmlosesten Menschen, die dabei fast niederschmetternd wirkten,

zum Beispiel die der Fenja und ihrer Mutter. Über Perchotin, das Wirtshaus, die Bude der Plotnikoffs, die Zeugen in Mokroje war auch gar nicht mehr zu reden! Hauptsächlich belastend waren die Einzelheiten. Die Nachricht von den geheimen „Klopfzeichen“ machte auf den Untersuchungsrichter und den Staatsanwalt fast einen ebenso großen Eindruck wie die Aussage des Grigori von der geöffneten Tür. Die Gattin des Grigori, Marpha Ignatjewna, hatte auf die Frage des Iwan Fjedorowitsch ihm geradeswegs erklärt, Smerdjakoff habe die ganze Nacht bei ihnen hinter einem Verschlag gelegen, „nicht einmal drei Schritte von unserem Bette entfernt“; und wenn sie auch fest geschlafen habe, so sei sie doch oftmals aufgewacht, da sie immerzu hörte, wie jener dort stöhnte. „Die ganze Zeit über stöhnte er, ununterbrochen stöhnte er.“ Als Iwan mit Herzenstube eine Unterredung hatte und ihm mitteilte, daß Smerdjakoff ihm durchaus nicht geistig gestört zu sein scheine, vielmehr nur schwach, rief er damit ein feines Lächeln bei dem alten Manne hervor. „Wissen Sie denn, womit er sich jetzt besonders beschäftigt?“ fragte er Iwan Fjedorowitsch. „Französische Vokabeln lernt er auswendig; unter seinem Kissen liegt ein Heftchen, in das irgendwer französische Worte mit russischen Buchstaben geschrieben hat. Hehehe!“ Iwan Fjedorowitsch ließ natürlich nun alle Zweifel fallen. An seinen Bruder Dmitri vermochte er schon nicht einmal mehr ohne Ekel zu denken. Eines war dabei gleichwohl seltsam: daß Alescha fortfuhr darauf zu bestehen, daß den Mord nicht Dmitri, vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach Smerdjakoff begangen habe. Iwan fühlte stets, daß die Meinung des Alescha für ihn hoch stehe, und deshalb war er jetzt sehr ratlos. Seltsam berührte es ihn weiter, daß Alescha keineswegs Gespräche mit ihm über Mitja suchte und selber niemals damit anfang, vielmehr nur auf

die Fragen des Iwan antwortete. Alles dies machte einen starken Eindruck auf Iwan Fjedorowitsch. Ubrigens war er zu dieser Zeit sehr in Anspruch genommen durch einen durchaus außerhalb dieser Angelegenheit stehenden Umstand: als er nämlich aus Moskau zurückgekehrt war, hatte er sich in den ersten Tagen völlig und ausganglos seiner flammenden und wahn-sinnigen Liebe zu Katharina Iwanowna hingegeben. Hier ist nicht der Ort, von dieser neuen Leidenschaft des Iwan Fjedorowitsch zu sprechen, die in der Folge ihren Stempel auf sein ganzes Leben drückte; dies allein könnte schon einer neuen Erzählung zum Inhalt dienen, einem neuen Romane, von dem ich noch nicht weiß, ob ich ihn noch irgendwann schreiben werde. Aber gleichwohl kann ich auch jetzt nicht darüber schweigen, daß, als Iwan Fjedorowitsch, wie ich bereits erzählte, in Gesellschaft des Mescha Katharina Iwanowna verlassen hatte, und er ihm sagte: „Ich mache mir nichts aus ihr“, daß er in diesem Augenblicke furchtbar log. Er liebte sie sinnlos, wenn es auch richtig ist, daß er sie zuzeiten derart haßte, daß er sie sogar hätte ermorden können. Hier trafen mancherlei Ursachen zusammen. Bis ins Tiefste erschüttert durch das Geschehnis mit Mitja, hatte sie sich auf Iwan Fjedorowitsch, als er wiederum zu ihr zurückkehrte, derart förmlich geworfen, als ob er irgendwie ihr Retter sei. Sie war so beleidigt, gekränkt, erniedrigt in ihren Gefühlen! Und da gerade erschien wiederum ein Mensch, der sie vordem so geliebt hatte — o, sie wußte das allzusehr — und dessen Verstand und Herz sie stets so hoch über sich selbst gestellt hatte. Aber die strenge Jungfrau gab sich nicht völlig zum Opfer hin, ungeachtet allen Karamasoff'schen Ungestüms der Wünsche des in sie Verliebten und des ganzen Zaubers, den er auf sie ausübte. Zu dieser Zeit quälte sie sich Tag und Nacht in Reue darüber, daß sie Mitja verraten habe,

und in schrecklichen Augenblicken des Streites mit Iwan (und ihrer gab es viele) sagte sie ihm das gerade ins Gesicht. Das war es auch, was er vor Alescha „Lüge über Lüge“ nannte. Da war natürlich auch tatsächlich viel Lüge dabei, und dies erregte mehr als alles andere Iwan Fjedorowitsch . . . das alles aber später. Mit einem Worte, zeitweilig vergaß Iwan fast Smerdjakoff. Und gleichwohl begannen ihn, nur zwei Wochen nach diesem ersten Besuche, wiederum ganz die gleichen, seltsamen Vorstellungen zu quälen wie vordem: weshalb er denn damals, während seiner letzten Nacht im Hause des Fjedor Pawlowitsch, vor seiner Abreise, ganz leise wie ein Dieb auf die Treppe hinausgegangen sei und gelauscht habe, was da unten sein Vater treibe? Weshalb ihn, er entsann sich später daran mit Widerwillen, weshalb ihn denn am andern Tage in der Frühe auf dem Wege plötzlich ein solcher Gram befallen habe, und er sich bei seiner Einfahrt in Moskau gesagt habe: „Ich bin ein Schuft!“ Und da ist es ihm denn auf einmal gerade jetzt in den Sinn gekommen, daß um aller dieser quälenden Gedanken wegen er am Ende gar bereit sei, sogar selbst Katharina Iwanowna zu vergessen — bis zu einer solchen Heftigkeit hatten sie ihn plötzlich wiederum übermannt! Da, gerade als ihm eben dieser Gedanke gekommen war, begegnete er Alescha auf der Straße. Er hielt ihn sogleich an und legte ihm unvermittelt die Frage vor:

„Entsinnst du dich noch, als damals nach dem Mittagessen Dmitri in das Haus eindrang und den Vater durchprügelte, und ich dir darauf im Hofe sagte, daß ich ‚das Recht meiner Wünsche‘ mir vorbehalte — sprich, hast du damals geglaubt, daß ich den Tod des Vaters wünsche oder nicht?“

„Ich glaubte das“, antwortete leise Alescha.

„Es war übrigens auch so, dabei war gar nichts zu erraten.

Aber kam dir damals nicht auch der Gedanke, daß ich das gerade wünsche, daß ‚ein Ekel den anderen fresse‘, das heißt, daß gerade Dmitri den Vater totschlage, ja, und noch bald . . . und daß ich auch selber sogar nicht abgeneigt sei, dabei behilflich zu sein?“

Alescha erblaßte leicht und schaute schweigend dem Bruder in die Augen.

„So sprich doch!“ rief Iwan aus. „Es verlangt mich mit aller Macht danach, zu wissen, was du damals glaubtest. Ich habe das nötig; die Wahrheit, die Wahrheit!“ Er atmete schwer und sah die ganze Zeit über so auf Alescha, als ob er ihm böse sei.

„Verzeih mir, ich habe damals auch dies gedacht“, murmelte Alescha und verstummte, ohne auch nur irgendeinen „milberneden“ Umstand beizufügen.

„Ich danke dir!“ schnitt Iwan das Gespräch ab; er ließ Alescha stehen und ging rasch seines Weges. Von da an hatte Alescha das Gefühl, als ob sein Bruder Iwan angefangen habe, sich jählings von ihm zurückzuziehen und ihn sogar nicht mehr zu lieben, so daß er dann auch selber schon aufhörte, ihn zu besuchen. In diesem Augenblicke aber, sogleich nach jener Begegnung mit ihm, hatte sich Iwan Fjedorowitsch, statt nach Hause zu gehen, plötzlich wiederum zu Smerdjakoff begeben.

7

Der zweite Besuch bei Smerdjakoff

Smerdjakoff war um diese Zeit bereits aus dem Krankens-
hause entlassen. Iwan Fjedorowitsch kannte seine jetzige
Wohnung: eben gerade in jenem baufälligen kleinen Holzhaus-
chen, das nur zwei Wohnräume enthielt, die durch einen Vorraum

getrennt waren. In dem einen hatte Marja Kondratjewna mit ihrer Mutter Wohnung genommen, in dem andern aber Smerdjakoff für sich allein. Gott weiß, unter welchen Bedingungen er bei ihnen wohnte, umsonst oder gegen Bezahlung. In der Folge nahm man an, er sei zu ihnen gezogen als Bräutigam der Marja Kondratjewna, und er lebe dort vorderhand ohne etwas zu zahlen. Mutter und Tochter hegten große Hochachtung vor ihm und schauten auf ihn wie auf einen, der höher stehe als sie. Iwan Fjedorowitsch klopfte an, betrat den Vorraum und ging dann, wie ihm Marja Kondratjewna gesagt hatte, gleich nach links in die „gute Stube“, die Smerdjakoff innehatte. In diesem Zimmer stand ein Kachelofen, und er war stark geheizt. An den Wänden prangten blaue Tapeten, die freilich zerrissen waren, und unter ihnen, in den Spalten, krochen Tarakane in furchtbarer Menge, so daß ein ununterbrochenes Knistern zu hören war. Die Einrichtung war sehr dürftig: zwei Bänke an beiden Wänden und zwei Stühle am Tische. Wenn aber auch der Tisch aus einfachem Holze war, so war er doch bedeckt mit einem Tischtuch mit rosa Arabesken. An jedem der kleinen Fenster stand ein Geranientopf, in der Ecke ein Schrank mit Heiligenbildern. Auf dem Tische stand ein kleiner, stark verbeulter kupferner Samowar und ein Leebrett mit zwei Tassen darauf. Smerdjakoff hatte aber schon seinen Tee getrunken, und der Samowar war erloschen . . . Er saß hinter dem Tisch auf der Bank, schaute in ein Heft und kritzelte da etwas mit der Feder. Ein Tintenfläschchen stand neben ihm, ebenso ein niedriger eiserner Leuchter, in dem übrigens eine Stearinkerze steckte. Iwan Fjedorowitsch schloß sogleich schon aus dem Gesichte des Smerdjakoff, daß der sich von seiner Krankheit völlig erholt habe. Sein Antlig war frischer, voller, sein Schöpfschen gebrannt, die Schläfen anpomadiert. Er saß da in einem bunten, wattierten

Schlafrock, der indes sehr beschmutzt und tüchtig vertragen war. Auf seiner Nase saß eine Brille, was Iwan Fjedorowitsch vordem bei ihm nicht gesehen hatte. Und es war, als ob dieser an sich wichtigste Umstand sogar ganz besonders Iwan Fjedorowitsch erzürnte: „Eine solche Kreatur, ja, und noch dazu mit einer Brille!“ Smerdjakoff erhob langsam den Kopf und blickte eindringlich auf den Hereintretenden; dann nahm er schweigend seine Brille ab und erhob sich von der Bank; wie es aber schien, durchaus nicht so ehrerbietig, sogar etwas träge, einzig und allein um nur die notdürftigste Höflichkeit zu wahren, ohne die man schon fast gar nicht auskommt. Dies alles kam Iwan Fjedorowitsch augenblicklich zum Bewußtsein, und er verstand es sogleich und bemerkte es wohl; die Hauptsache war aber der Blick des Smerdjakoff, der entschieden böse, unfreundlich und sogar hochmütig war: „Was schleppst du dich denn her,“ sollte er ausdrücken; „wir haben uns ja damals über das alles ausgesprochen, weshalb bist du denn wiedergekommen?“ Iwan Fjedorowitsch hielt kaum an sich.

„Heiß ist es bei dir“, sprach er noch stehend und knöpfte seinen Mantel auf.

„Legen Sie doch ab“, bemerkte Smerdjakoff, als ob er die Erlaubnis dazu zu erteilen habe.

Iwan Fjedorowitsch zog seinen Mantel aus und warf ihn auf die Bank; mit zitternden Händen nahm er einen Stuhl, zog ihn rasch an den Tisch und setzte sich. Smerdjakoff hatte es fertiggebracht, sich schon vordem auf seine Bank niederzulassen.

„Erstens, sind wir allein?“ fragte Iwan Fjedorowitsch streng und eindringlich. „Kann man uns hier nicht belauschen?“

„Niemand wird irgend etwas hören. Sie selber sahen ja, es ist da der Vorraum.“

„Höre, Täubchen, was hast du denn damals nur aufgeschnit-

ten, als ich dich im Krankenhause verließ: wenn ich darüber schweigen werde, daß du es meisterhaft verstehst, dich so anzustellen, als ob du einen Fallsuchtsanfall habest, daß du dann auch deinerseits dem Untersuchungsrichter gar nichts von dem Gespräch erzählen werdest, das wir damals am Tore führten? Was soll das denn bedeuten „gar nichts“? Was konntest du damals darunter verstehen? Hast du mir etwa drohen wollen? Soll das heißen, daß ich mich mit dir in irgendein Bündnis eingelassen habe und jetzt dich fürchte, wie?“

Iwan sprach dies durchaus in Wut, wobei er augenscheinlich absichtlich zu verstehen gab, daß er jede Ausflucht und jeden Umschweif verschmähe und offenes Spiel spiele. Die Augen des Emerdjakoff funkelten böse, sein linkes Auglein zwinkerte, und es gab sogleich, wenn auch seiner Gewohnheit nach gemessen und gehalten, seine Antwort: „Du willst wohl,“ sprach er, „daß alles rein sei; da hast du denn auch diese selbige Reinheit.“

„Ich habe aber gerade das damit gemeint, und deshalb habe ich das damals ausgesprochen, daß, obgleich Sie im voraus von dieser Ermordung Ihres Vaters wußten, und Sie ihn trotzdem damals als Opfer im Stich ließen, nach dem allem die Menschen nicht auf etwas Schlechtes in Ihren Gefühlen schließen sollten und vielleicht auch auf noch etwas anderes — das ist es, weshalb ich damals versprach, der Obrigkeit nichts mitzuteilen.“

Emerdjakoff hatte dies zwar langsam und sich beherrschend gesprochen, aber gleichwohl klang schon in seiner Stimme etwas Festes und Eindringliches, Böses und frech Herausforderndes. Unverschämt sah er Iwan Fjedorowitsch an, und dem fing es sogleich im ersten Augenblicke vor den Augen zu flimmern an: „Wie? Was? Ja, bist du denn bei Verstand oder nicht?“ „Durchaus bei vollem Verstande.“

„Ja, habe ich denn damals von dem Morde gewußt?“ schrie endlich Iwan Fjedorowitsch und schlug heftig mit der Faust auf den Tisch. „Was bedeutet denn: auf etwas anderes? Sprich, du Schuft!“

Smerdjakoff schwieg und fuhr fort, mit ganz demselben frechen Blick Iwan Fjedorowitsch anzuschauen.

„Sprich, stinkender Schurke, von was anderem denn?“ brüllte jener.

„Eben das übrige andere habe ich in diesem Augenblicke im Sinne gehabt, daß Sie nämlich am Ende gar selber damals den Tod Ihres Vaters wünschten!“

Iwan Fjedorowitsch sprang auf und schlug ihm aus aller Kraft mit der Faust auf die Schulter, so daß Smerdjakoff an die Wand taumelte. Augenblicklich war sein ganzes Gesicht von Tränen übergossen, und er murmelte: „Schämen Sie sich, mein Herr, einen schwachen Menschen zu schlagen!“ Er bedeckte plötzlich seine Augen mit seinem blaugestreiften, leinenen und völlig vollgeschneuzten Taschentuch und verfiel in leises Weinen. So verging etwa eine Minute.

„Genug! Hör auf!“ sprach endlich gebieterisch Iwan Fjedorowitsch, indem er sich wieder setzte. „Bringe mich nicht völlig um meine Geduld!“

Smerdjakoff nahm seinen Lappen von den Augen. Jeder kleinste Zug seines verzogenen Gesichtes brachte nur die eben erlittene Beleidigung zum Ausdruck.

„So hast du, Schurke, damals denn geglaubt, daß ich in Gemeinschaft mit Dmitri meinen Vater töten wolle?“

„Ihre damaligen Gedanken kannte ich nicht,“ murmelte noch immer gekränkt Smerdjakoff, „deshalb habe ich Sie aber gerade damals aufgehalten, als Sie ins Tor treten wollten, um Sie in diesem Punkte auf die Probe zu stellen.“

„Worin denn auf die Probe zu stellen? Worin?“

„Aber doch gerade eben darin: Wünschen Sie oder wünschen Sie nicht, daß Ihr Vater bald ermordet werde?“

Am allermeisten empörte den Iwan Fjedorowitsch dieser beharrlich freche Ton, den Smerdjakoff durchaus nicht aufgeben wollte.

„Da hast du ihn ermordet!“ rief er plötzlich aus.

Smerdjakoff lächelte verächtlich.

„Daß ich das nicht war, das wissen Sie selber sehr gut. Und ich dachte, daß ein gescheiter Mensch darüber auch kein Wort mehr verlieren werde.“

„Aber weshalb, weshalb kam dir denn damals ein solcher Verdacht auf mich?“

„Wie es Ihnen schon bekannt ist, einzig und allein aus Angst. Ich war ja damals in einer solchen Lage, daß ich vor Furcht zitternd gegen alle Verdacht hegte. Auch Sie beschloß ich auf die Probe zu stellen; denn wenn auch Sie, denke ich, ganz dasselbe wünschen wie Ihr Bruder, dann ist das auch das Ende für diese ganze Sache, und ich selber werde mit zugrunde gehen wie eine Fliege.“

„Höre, vor zwei Wochen hast du dies nicht gesagt!“

„Ganz das gleiche hatte ich auch im Sinne, als ich im Krankenhaus mit Ihnen sprach; ich vermutete nur, Sie würden das auch ohne überflüssige Worte verstehen und selber kein direktes Gespräch zu führen wünschen, da Sie ja der allergescheiteste Mensch sind.“

„Sieh mal an! Aber antworte, antworte doch, ich bestehe darauf: wodurch konnte ich denn gerade, weshalb denn nur gerade damals in deiner schurkischen Seele einen so niedrigen Argwohn gegen mich aufkommen lassen?“

„Einen Mord zu begehen — dies hätten Sie selber um keinen

Preis fertiggebracht, ja, und auch nicht gewollt; aber zu wünschen, daß irgendein anderer den Mord vollführe, das haben Sie getan.“

Und wie ruhig, wie ruhig er nur spricht!

„Ja, weshalb sollte ich es denn wünschen, was hatte ich denn für einen Grund, es zu wünschen?“

„Wie denn das: was für einen Grund? Aber die Erbschaft?“ fiel ihm giftig und sogar so, als ob er sich rächen wolle, Smerdjakoff ins Wort. „Es konnten ja dann, nach dem Tode Ihres Vaters, auf jeden von den drei Brüdern fast vierzigtausend kommen, vielleicht aber auch mehr als das. Wenn aber damals Fjedor Pawlowitsch jene selbe Dame, Agraphena Alexandrowna, geheiratet hätte, dann hätte die schon sogleich nach der Trauung das ganze Kapital auf sich haben übertragen lassen, denn sie ist durchaus nicht dumm, so daß euch allen drei Brüderchen nicht einmal zwei Rubel nach dem Tode des Vaters bleiben würden. Es hing an einem Härchen. Diese Dame brauchte nur so mit dem kleinen Finger vor ihm zu machen, und er wäre sogleich mit ihr, die Zunge aus dem Halse, in die Kirche gelaufen.“

Iwan Fjedorowitsch litt darunter, daß er an sich hielt.

„Schön,“ sprach er endlich, „du siehst, ich bin nicht aufgesprungen, ich habe dich nicht verprügelt, dich nicht totgeschlagen. Sprich also weiter; demnach habe ich, deiner Ansicht nach, den Bruder Dmitri auch gerade dazu ausersehen, auf ihn auch gerechnet?“

„Wie hätten Sie denn nicht auf ihn rechnen sollen; wenn er ja den Mord vollbringen werde, so geht er doch aller Vorrechte seines Adels, seines Ranges und seines Vermögens verlustig und wird in die Verbannung geschickt. Dann aber wird ja sein väterliches Erbteil Ihnen und Ihrem Brüderchen Alexej Fjedorowitsch bleiben, zu gleichen Teilen, das heißt, schon nicht

mehr vierzigtausend, vielmehr sechzigtausend kommen dann auf einen jeden von euch. Da haben Sie zweifellos damals auf Dmitri Fjedorowitsch gerechnet!"

„Nun, ich habe schon von dir zu erdulden! Höre, Schuft, wenn ich damals auf irgend jemand gerechnet hatte, so natürlich schon auf dich, nicht aber auf Dmitri, und, ich schwöre es, ich fühlte sogar deinerseits irgendeine Gemeinheit voraus. . . damals. . . ich entsinne mich an meinen Eindruck!"

„Auch ich dachte damals, ein einziges Augenblickchen, daß Sie auch auf mich rechnen," grinste höhnisch Smerdjakoff, „so daß Sie sich damals gerade dadurch noch mehr vor mir enthüllten; denn wenn Sie ein Vorgefühl hinsichtlich meiner hatten und dabei zu dieser Zeit fortführen, so heißt das doch, Sie haben mir gerade dadurch in aller Deutlichkeit gesagt: da kannst du denn den Vater ermorden, ich aber will dir keine Hindernisse bereiten."

„Schnuft! so hast du das also verstanden!"

„Aber immer infolge dieses selbigen Tschermaschnja! Erbarmen Sie sich! Sie wollten nach Moskau und weigerten sich, ungeachtet aller Bitten Ihres Vaters, nach Tschermaschnja zu fahren! Und dabei willigten Sie plöblich ein — nur auf ein dummes Wort von mir! Und wozu hatten Sie es denn damals auch nötig, sich bereit zu erklären, nach diesem Tschermaschnja zu fahren? Wenn Sie aber nicht nach Moskau, vielmehr ohne jeden Grund nach Tschermaschnja fuhren, auf ein einziges Wörtchen von mir, so haben Sie, so muß es doch wohl sein, irgend etwas von mir erwartet!"

„Nein, ich schwöre es, nein!" brüllte zähneknirschend Iwan.

„Wie denn nein! Es hätte sich im Gegenteil geziemt, mich für solche meine Worte an Sie, den Sohn Ihres Vaters, zunächst einmal auf die Polizei zu führen und durchzuprügeln. . .

wenigstens mir über die Fresse zu hauen, dort gleich auf dem Plage. Sie aber, erbarmen Sie sich doch, sind im Gegenteil nicht im geringsten böse geworden; sogleich erfüllen Sie freundlich, was ich riet, ganz genau nach meinem sehr dummen Worte, und reisen ab, was durchaus albern war, denn Ihnen wäre es zugekommen zu bleiben, um das Leben Ihres Vaters zu schützen... Wie hätte ich denn nicht nach dem allem solche Schlüsse ziehen müssen?"

Iwan saß stirnrunzelnd da und stützte sich krampfhaft mit beiden Fäusten auf seine Knie.

„Ja, schade, daß ich dir damals nicht über die Fresse gefahren bin“, und er lächelte bitter. „Auf die Polizei konnte man dich aber damals nicht schleppen. Wer hätte mir denn geglaubt, und worauf hätte ich denn hinweisen können, nun, aber über die Fresse... ach, schade, ich bin nicht darauf gekommen; wenn auch auf die Fresse zu schlagen verboten ist, so hätte ich doch aus deiner Frage Brei gemacht.“

Smerdjakoff blickte fast mit Entzücken auf ihn.

„In den gewöhnlichen Fällen des Lebens“, murmelte er mit dem gleichen selbstzufriedenen, doktrinären Ton, in dem er damals am Tische des Fjedor Pawlowitsch mit Grigori Wassiljewitsch über den Glauben gesprochen hatte, „in gewöhnlichen Fällen des Lebens sind heute Ohrfeigen tatsächlich durch das Gesetz verboten, und alle haben aufgehört zu schlagen; nun aber in besonderen Fällen, und das nicht nur bei uns, vielmehr auf der ganzen Welt, möge auch die völlige französische Republik herrschen, fährt man gleichwohl fort zu hauen, wie auch zu Adams und Evas Zeiten, ja, und niemals wird man damit aufhören. Sie aber haben es damals auch im besonderen Falle nicht gewagt!“

„Was lernst du denn da französische Volabeln?“ Iwan deutete auf ein Heftchen, das auf dem Tische lag.

„Aber weshalb sollte ich sie denn nicht lernen, um so meine Bildung zu ergänzen, da ich glaube, daß es irgendwann vielleicht auch mir selber beschieden sein wird, in jenen glücklichen Ländern Europas zu leben!“

„Höre, Ungetüm,“ und Zwans Augen funkelten, und er zitterte am ganzen Körper, „ich fürchte nicht deine Beschuldigungen, sage du gegen mich aus, was du nur willst, und wenn ich dich nicht auf der Stelle totprügelte, so einzig und allein deshalb, weil ich jetzt Verdacht hege, daß du dies Verbrechen begangen hast, und ich dich vor Gericht schleifen werde. Ich werde dich noch entlarven!“

„Meiner Ansicht nach werden Sie aber lieber schweigen. Denn was können Sie denn gegen mich geltend machen bei meiner völligen Unschuld, und wer wird Ihnen glauben? Wenn Sie aber damit nur beginnen werden, so werde auch ich alles erzählen; denn warum sollte ich mich denn nicht verteidigen?“

„Du glaubst wohl, ich fürchte dich jetzt?“

„Möge man auch vor Gericht keinem der Worte glauben, die ich Ihnen soeben sagte, dafür wird man das aber im Publikum wohl glauben, und Sie werden sich schämen müssen.“

„Dies bedeutet wohl wiederum, daß ‚mit einem gescheiten Menschen es sich lohne, sich auch nur zu unterhalten‘ — ist es so?“ knirschte Zwan hervor.

„Ganz genau so, die Wahrheit geruhen Sie zu sagen. Bleiben Sie auch gescheit.“

Zwan Fjedorowitsch stand auf, am ganzen Körper zitternd vor Unwillen, er zog seinen Mantel an, und ohne Smerdjakoff weiter zu entgegnen, ja ohne ihn auch nur anzublicken, verließ er rasch das Zimmer. Die kühle Abendluft erfrischte ihn. Am Himmel leuchtete hell der Mond. Ein furchtbarer Wirrwarr von Gedanken und Empfindungen kochte in seiner Seele. „Soll ich

sogleich gehen und Smerdjakoff verklagen? Aber was soll ich denn gegen ihn vorbringen: er ist gleichwohl unschuldig! Er wird demgegenüber mich beschuldigen. In der That, weshalb bin ich denn eigentlich damals nach Tschermaschnja gefahren? Wozu denn? Wozu?" fragte sich Iwan Fjedorowitsch. „Ja natürlich, ich habe irgend etwas erwartet, und er hat recht . . .“ Und er erinnerte sich wiederum zum hundertsten Male, wie er in der letzten Nacht, die er im Hause seines Vaters zubrachte, von der Treppe aus nach ihm gelauscht hatte — aber so schmerzlich war es ihm jetzt schon, sich daran zu erinnern, daß er sogar stehen blieb, als habe ihn der Blitz getroffen. „Ja, ich habe das damals erwartet, das ist wahr! Ich wünschte, ich wünschte geradezu den Mord! Wünschte ich den Mord, wünschte ich ihn? Man muß Smerdjakoff totschiagen . . .! Wenn ich jetzt nicht den Mut habe, Smerdjakoff totzuschlagen, dann lohnt es auch gar nicht mehr zu leben . . .!“

Statt aber nach Hause ging Iwan Fjedorowitsch damals geradezu zu Katharina Iwanowna und erschreckte sie durch sein Erscheinen: er war wie von Sinnen. Er erzählte ihr sein ganzes Gespräch mit Smerdjakoff bis in die kleinsten Einzelheiten. Er vermochte sich gar nicht zu beruhigen, wie sehr ihn auch jene zu beschwichtigen suchte. Immer ging er im Zimmer auf und ab und führte abgebrochene, seltsame Reden. Endlich setzte er sich, stützte sich auf den Tisch auf, nahm seinen Kopf in beide Hände und murmelte den seltsamen Aphorismus:

„Wenn nicht Dmitri den Mord beging, sondern Smerdjakoff, dann bin ich natürlich mit ihm solidarisch, denn ich stiftete ihn an. Ob ich ihn wirklich anstiftete — das weiß ich noch nicht. Wenn aber nur er den Mord beging und nicht Dmitri, dann bin ich natürlich gleichfalls der Mörder.“

Als dies Katharina Iwanowna vernommen hatte, erhob sie

sich schweigend, ging zu ihrem Schreibtisch hin, öffnete eine Schatulle, die auf ihm stand, entnahm ihr ein gewisses Zettelchen und legte es vor Iwan auf den Tisch. Dieses Zettelchen war jenes Dokument, von dem Iwan Fjedorowitsch dann später Alescha erklärt hatte, es sei „ein mathematischer Beweis“ dafür, daß Bruder Dmitri den Vater ermordet habe. Das war ein Brief, den Mitja in betrunkenem Zustande an Katharina Iwanowna geschrieben hatte, an jenem Abend, als er auf dem Felde Alescha begegnet war, wie der ins Kloster zurückkehrte nach der Szene im Hause der Katharina Iwanowna, da diese von Gruschenka beleidigt worden war. Als Mitja sich damals von Alescha getrennt hatte, wollte er zu Gruschenka eilen; es ist nicht bekannt, ob er sie sah, in der Nacht befand er sich aber im Wirtshaus „Zur Hauptstadt“, wo er sich gehörig betrank. Als er schon betrunken war, hatte er Feder und Papier verlangt und ein wichtiges Beweisstück gegen sich geschrieben. Das war ein ekstatischer, wortreicher und zusammenhangloser Brief, eben ein „betrunkenener“. Sein Inhalt war durchaus der Rede ähnlich, durch die ein Betrunkenener bei seiner Rückkehr nach Hause mit ungewöhnlichem Feuer seiner Frau oder irgendeinem von den Hausbewohnern zu erzählen beginnt, wie man ihn soeben beleidigt habe, was für ein Schuft sein Beleidiger sei, was er selber dagegen für ein ausgezeichnete Mensch sei, und wie er es schon jenem Schurken heimzahlen werde — und das alles ohne ein Ende finden zu können, zusammenhanglos und aufgereggt, mit Faustschlägen auf den Tisch und mit trunkenen Tränen. Das Briefpapier, das man ihm im Wirtshaus gegeben hatte, war ein schmutziger Fetzen gewöhnlichen Schreibpapiers von schlechter Qualität, und auf seiner Rückseite war irgendeine Rechnung geschrieben. Für seine betrunkene Redseligkeit hatte augenscheinlich der Platz

nicht ausgereicht, und Mitja hatte nicht nur alle Ränder vollgeschrieben, es standen sogar die letzten Zeilen quer über das schon Geschriebene. Der Brief hatte folgenden Inhalt: „Verhängnisvolle Katja! Morgen werde ich Geld verschaffen und Dir Deine dreitausend abgeben, und lebe dann wohl — Du Weib von großem Zorne! Lebe wohl aber auch meine Liebe! Laßt uns ein Ende machen! Morgen werde ich das Geld bei allen Leuten aufzutreiben suchen; wird mir das aber nicht gelingen, so gebe ich Dir mein Ehrenwort, ich werde zu meinem Vater gehen, ihm den Schädel einschlagen und das Geld unter seinem Kissen herausnehmen, wenn nur Iwan abgereist sein wird. Wenn ich auch ins Zuchthaus wandern werde, die dreitausend werde ich zurückgeben! Du aber lebe wohl! Ich verneige mich Dir bis zur Erde, denn ich bin ein Schurke vor Dir. Verzeihe mir! Nein, lieber verzeih mir nicht, dann wird es uns beiden leichter sein! Lieber das Zuchthaus, als Deine Liebe, denn ich liebe eine andere, ich habe sie heute allzusehr erkannt, wie kannst Du dann verzeihen? Totschlagen werde ich den, der mich bestahl! Von Euch allen werde ich weggehen nach dem Osten, um niemanden mehr zu kennen. ‚Sie‘ gleichfalls, denn nicht Du allein bist die Peinigerin, vielmehr auch sie. Leb wohl!

P. S. Einen Fluch schreibe ich da, dabei vergöttere ich Dich! Ich lausche in meiner Brust. Es blieb da eine Saite, und sie klingt. Soll ich mein Herz teilen? Ich werde mich töten, vor dem aber gleichwohl jenen Hund. Entreißen werde ich ihm dreitausend und sie Dir hinwerfen. Wenn ich dann auch ein Schurke vor Dir bin, so bin ich doch kein Dieb! Erwarte die dreitausend. Bei jenem Hunde liegen sie unter dem Kissen, ein rosa Bändchen darum. Nicht ich bin ein Dieb, ich töte vielmehr nur den, der mich bestahl. Katja, blicke nicht mit Ver-

achtung auf mich: Dmitri ist kein Dieb, vielmehr ein Mörder! Seinen Vater mordete er, und sich selber richtete er zugrunde, nur um aufrecht zu stehen vor Dir und Deinen Stolz nicht ertragen zu müssen! Und Dich nicht zu lieben!

PPS. Deine Füße küsse ich, leb wohl.

PPSS. Katja, flehe zu Gott, die Leute möchten Geld geben. Dann werde ich nicht im Blute sein; wird man es aber nicht geben — dann wohl! Löte mich!

Dein Sklave und Feind

D. Karamasoff."

Als Iwan das „Dokument“ gelesen hatte, ward er überzeugt: demnach hat der Bruder den Mord begangen, nicht aber Smerdjakoff. Wenn aber nicht Smerdjakoff, dann also auch nicht er, Iwan. Dieser Brief erlangte plötzlich in seinen Augen mathematischen Sinn. Nunmehr konnten schon keinerlei Zweifel mehr sein an der Schuld des Mitja. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch bemerken: der Argwohn, daß Mitja gemeinsam mit Smerdjakoff den Mord hätte begehen können, diesen Argwohn hegte Iwan niemals, ja dies war auch sogar nicht im Einklang mit den Tatsachen. Iwan war völlig beruhigt. Am andern Morgen erinnerte er sich nur noch mit Verachtung an Smerdjakoff und seine Verhöhnungen. Einige Tage darauf staunte er sogar darüber, wie er sich nur hatte so qualvoll beleidigt vorkommen können durch seinen Argwohn. Er beschloß, sich ihn aus dem Kopfe zu schlagen und ihn zu vergessen. So verging ein Monat. Über Smerdjakoff erkundigte er sich bei niemandem mehr, er vernahm indes flüchtig zweimal, jener sei sehr krank und nicht recht bei Besinnung. „Er wird im Wahnsinn endigen“, sprach einmal von ihm der junge Doktor Warwinski, und Iwan entsann sich dessen. In der letzten Woche dieses Monats begann nun Iwan selber sich sehr unwohl zu

fühlen. Den Arzt, der unmittelbar vor dem Gerichtstag aus Moskau gekommen war, und den Katharina Iwanowna verschrieben hatte, zog er schon zu Räte. Und gerade zu dieser Zeit hatten sich seine Beziehungen zu Katharina Iwanowna aufs äußerste zugespitzt. Es war ganz so, als ob dies zwei Feinde seien, die ineinander verliebt sind. Die „Rückfälle“ der Katharina Iwanowna zu Mitja — sie dauerten immer nur einen Augenblick, waren aber heftig —, brachten bereits Iwan völlig außer sich. Seltsam blieb es freilich, daß bis zu dieser leztthin beschriebenen Szene bei Katharina Iwanowna — als Mescha im Auftrag Mitjas zu ihr kam —, Iwan nicht ein einziges Mal mehr im Verlaufe dieses ganzen Monats einen Zweifel ihrerseits an der Schuld des Mitja vernommen hatte, ungeachtet aller ihrer „Rückfälle“ zu ihm, die er so haßte. Auffallend ist es wohl auch noch, daß Iwan, obgleich er fühlte, wie er Mitja jeden Tag mehr hasse, er dabei dennoch begriff, daß er das nicht wegen der „Rückfälle“ der Katja zu ihm tue, vielmehr gerade deshalb, weil er den Vater getötet habe. Er fühlte dies und gab sich darüber selber durchaus klare Rechenschaft. Dessenungeachtet ging er zehn Tage vor dem Gerichtstag zu Mitja und legte ihm den Plan der Flucht vor — einen Plan, den er augenscheinlich bereits lange vordem bedacht hatte. Außer der Hauptursache, die ihn zu einem solchen Schritte bewog, hatte daran auch noch eine gewisse noch nicht vernarbte Wunde über ein Wörtchen des Smerdjakoff schuld: „Es sei ihm, Iwan, vorteilhaft, daß man seinen Bruder Mitja beschuldige, denn das väterliche Erbteil werde sich dann für ihn und Mescha von vierzig- auf sechzigtausend erhöhen.“ Er beschloß allein von seiner Seite aus dreißigtausend zu opfern, um die Flucht des Mitja zu bewerkstelligen. Als er damals von ihm zurückkehrte, war er furchtbar bekümmert und verwirrt; er begann plötzlich zu fühlen, daß

er Mitjas Flucht nicht nur deshalb wünsche, um dafür dreißigtausend zu opfern und so seine Wunde zu heilen, vielmehr auch noch aus einem andern Grunde. „Nicht etwa deshalb, weil in meinem Innersten auch ich ein ebensolcher Mörder bin?“ fragte er sich. Irgend etwas Fernabliegendes, aber Brennendes zehrte an seiner Seele. Die Hauptsache aber: im Verlaufe dieses ganzen Monats hatte sein Stolz furchtbar gelitten, davon aber später. . . Als Iwan Fjedorowitsch nach seinem Gespräche mit Alescha bereits an seiner Haustüre angelangt, die Türklinke in der Hand, beschloß, zu Smerdjakoff zu gehen, da gehorchte er einem ganz bestimmten Gefühle des Unwillens, der plötzlich in seiner Brust entbrannt war. Es fiel ihm ein, wie eben erst Katharina Iwanowna vor Alescha ihn angeschrien hatte: „Das warst du ja, nur du allein hast mir versichert, er (das heißt Mitja) sei der Mörder.“ Als sich Iwan daran erinnerte, erstarrte er sogar. Niemals in seinem Leben hatte er ihr versichert, daß Mitja der Mörder sei, im Gegenteil, er hatte noch sich selber vor ihr verdächtigt, als er damals von Smerdjakoff kam. Im Gegenteil, das war „sie“, sie hatte ihm damals das „Dokument“ vor die Augen gelegt und die Schuld des Bruders „bewiesen“. Und da ruft sie jetzt plötzlich selber aus: „Ich selber war bei Smerdjakoff!“ Wann denn nur? Iwan wußte gar nichts davon. Das bedeutete demnach, sie ist durchaus nicht derart überzeugt von der Schuld des Mitja! Und was konnte ihr denn Smerdjakoff sagen? Was, was hat er ihr denn eigentlich gesagt? Ein furchtbarer Zorn entbrannte in seinem Herzen. Er begriff gar nicht, wie er ihr vor einer halben Stunde diese Worte hatte so hingehen lassen können, ohne selber auf der Stelle loszufahren. Er ließ die Türklinke, die er schon erfaßt hatte, wieder los und machte sich auf den Weg zu Smerdjakoff. „Ich werde ihn vielleicht diesmal totschlagen“, dachte er unterwegs.

Die dritte und letzte Begegnung mit Smerdjakoff

Schon auf dem halben Wege erhob sich ein scharfer, trockner Wind, ein ebensolcher, wie schon am frühen Morgen desselben Tages geweht hatte, und streute feinen, dichten, trocknen Schnee. Er fiel auf die Erde und haftete nicht an ihr, der Wind wirbelte ihn vielmehr umher, und bald erhob sich ein richtiger Schneesturm. In dem Stadtteile, wo Smerdjakoff lebte, gibt es bei uns fast gar keine Laternen. Iwan Fjedorowitsch schritt im Dunkel dahin, ohne den Schneesturm zu bemerken, und suchte sich instinktiv seinen Weg. Der Kopf tat ihm weh, und in seinen Schläfen pochte es qualvoll. In seinen Händen zuckte es wie im Krampfe. Ganz nahe vor dem Häuschen der Marja Kondratjewna begegnete Iwan Fjedorowitsch plötzlich einem einsamen, betrunkenen, kleingewachsenen Båuerlein in einem zerlumpten Rock, das im Zickzack ging, vor sich hinbrummte und schimpfte, plötzlich aber damit aufhörte und mit heiserer, betrunkenener Stimme ein Lied begann:

„Ach, nach Piter¹ reiste Wanka,
Nicht erwarten werd ich ihn!“

Er unterbrach aber immer seinen Gesang bei dieser zweiten Zeile und begann auf irgendwen zu schimpfen, dann fing er plötzlich wiederum an, dies selbe Lied in gedehntem Tone zu singen. Iwan Fjedorowitsch fühlte längst schon einen furchtbaren Haß auf ihn, noch ohne im geringsten daran zu denken, und plötzlich kam ihm dieser Haß zum Bewußtsein. Sogleich verlangte es ihn unwiderstehlich danach, das Båuerlein mit

¹ Petersburg.

der Faust niederzuschlagen. Gerade in diesem Augenblick war das Bäuerlein herangelommen, und heftig schwankeud stieß es plöblich aus aller Kraft den Iwan. Der stieß ihn außer sich wieder. Das Bäuerlein flog zurück und schlug krachend wie ein Holzfloß auf die Erde, nur ein einziges Mal stöhnte er schmerzlich „Oh! oh!“ und verstummte. Iwan trat zu ihm heran. Jener lag mit dem Gesicht nach unten völlig bewegungslos, ohne Bewußtsein. „Er wird erfrieren!“ dachte Iwan und schritt wiederum seines Weges zu Smerdjakoff.

Noch im Vorraum, als sie mit einem Licht in der Hand gelaufen kam ihm zu öffnen, flüsterte Marja Kondratjewna ihm zu, Pawel Fjedorowitsch (das heißt Smerdjakoff) sei sehr krank, er liege nicht gerade danieder, es scheine aber fast, als sei er nicht bei Besinnung, und sogar den Tee habe er wegzunehmen befohlen, er habe nicht trinken wollen.

„Wie denn, tobt er etwa?“ fragte grob Iwan Fjedorowitsch.

„Nein, im Gegentheil, er ist völlig still. Sprechen Sie nur nicht zu lange mit ihm“, bat Marja Kondratjewna.

Iwan Fjedorowitsch öffnete die Türe und trat ein.

Geheizt war es ebenso wie das vorige Mal, im Zimmer waren aber verschiedene Veränderungen wahrzunehmen: eine von den Seitenbänken war hinausgetragen, und an ihrer Stelle stand ein großer, alter Lederdivan aus Rotholz. Auf ihm war ein Bett gemacht mit ziemlich reinen, weißen Kissen. Auf dem Bette saß Smerdjakoff, immer in demselben Schlafrock. Der Tisch war vor den Divan gerückt, so daß es im Zimmer sehr eng geworden war. Auf dem Tische lag ein dickes Buch in gelbem Umschlag, Smerdjakoff las aber nicht darin, er saß vielmehr da, so schien es wenigstens, und tat gar nichts. Mit einem langen, stummen Blick empfing er Iwan Fjedorowitsch, und augen-

scheinlich war er nicht im geringsten überrascht über sein Kommen. Er hatte sich sehr im Gesichte verändert, es war sehr hager und ganz gelb geworden. Seine Augen waren eingefallen und hatten blaue Ränder.

„Ja, bist du auch wirklich krank?“ sprach Iwan Fjedorowitsch und blieb stehen. „Ich werde dich nicht lange aufhalten und sogar nicht einmal meinen Mantel ablegen. Wo kann man sich denn bei dir setzen?“

Er ging zum andern Ende des Tisches, rückte einen Stuhl heran und setzte sich.

„Was schaust du denn und schweigst? Ich habe nur eine Frage an dich, und ich schwöre es, ich werde nicht weggehen, bevor du geantwortet hast: War bei dir jene Dame, Katharina Iwanowna?“

Smerdjakoff schwieg lange, wobei er wie vordem immer still Iwan anschaute, plötzlich machte er aber eine abwehrende Handbewegung und wandte sein Gesicht von ihm weg.

„Was ist mit dir?“ rief Iwan aus.

„Nichts!“

„Wie denn nichts?“

„Nun, sie war da, und das kann Ihnen doch gleichgültig sein. Lassen Sie mich in Ruhe!“

„Nein, ich werde das nicht! Sprich, wann war sie da?“

„Ja, ich kann mich ja gar nicht mehr an sie erinnern“, und Smerdjakoff lächelte verächtlich; doch plötzlich wandte er wieder um sein Gesicht zu Iwan und sah ihn mit einem ekstatisch-häßlichen Blick an, ganz ebenso, wie er ihn bei jener Begegnung vor einem Monate angeschaut hatte.

„Selber scheinen Sie krank zu sein; sieh mal an, wie Sie abgemagert sind, Sie haben ja gar kein Gesicht mehr“, sprach er zu Iwan.

„Laß meine Gesundheit in Ruhe, sprich, wonach man dich fragt!“

„Weshalb sind aber bei Ihnen die Augen gelb geworden, das Weiße ist völlig gelb. Sie quälen sich wohl sehr?“

Er grinste verächtlich, und plötzlich brach er schon völlig in Lachen aus.

„Höre, ich sagte dir, daß ich nicht weggehen werde, bevor du geantwortet hast!“ rief Iwan in furchtbarer Erregung.

„Was dringen Sie denn so in mich? Was quälen Sie mich?“ murmelte Smerdjakoff mit leidender Miene.

„Ach, der Teufel! Ich habe mit dir auch gar nichts zu schaffen. Antworte auf meine Frage, und ich werde sogleich weggehen!“

„Gar nichts habe ich Ihnen zu antworten!“ und wiederum schlug Smerdjakoff die Augen nieder.

„Ich versichere dich, daß ich dich schon zwingen werde, mir zu antworten!“

„Was beunruhigen Sie sich denn in einem fort?“ Und Smerdjakoff starrte ihn nicht gerade mit Verachtung an, vielmehr schon so, als ob er Ekel vor ihm empfinde. „Ist das alles deshalb, weil das Gericht morgen seinen Anfang nimmt? Es wird ja aber gar nichts geschehen, seien Sie doch dessen endlich einmal gewiß! Gehen Sie nur nach Hause, legen Sie sich ruhig schlafen, fürchten Sie gar nichts.“

„Ich verstehe dich nicht . . . was sollte ich denn morgen fürchten?“ sprach Iwan mit Staunen, und plötzlich überkam tatsächlich seine Seele ein eisiges Entsetzen.

Smerdjakoff maß ihn mit den Augen.

„Sie be-grei-fen nicht?“ sprach er vorwurfsvoll und ge-dehnt. „Kann denn aber ein gescheiter Mensch daran Gefallen finden, einen solchen Komödianten aus sich zu machen?“

Iwan blickte ihn schweigend an. Allein schon dieser unerwartete Ton, tatsächlich von einem unerhörten Hochmut, in dem dieser sein früherer Diener mit ihm sprach, war ungewöhnlich. Einen solchen Ton hatte er sogar nicht einmal das vorige Mal angeschlagen.

„Ich sage Ihnen, Sie haben gar nichts zu fürchten. Ich werde gar nichts gegen Sie aussagen, es liegt nichts Belastendes vor. — Sieh mal an, die Hände zittern ihm ja. Weshalb gehen bei Ihnen denn die Finger so hin und her? Gehen Sie lieber nach Hause. Nicht Sie haben den Mord begangen!“

Iwan erbebte, Alescha kam ihm in den Sinn.

„Ich weiß, daß nicht ich es war . . .“ murmelte er gerade nur eben.

„Sie wis—sen das?“ fiel ihm wiederum Smerdjakoff ins Wort.

Iwan sprang auf und faßte ihn an der Schulter.

„Sprich alles, du Ekel! Sprich alles!“

Smerdjakoff erschrak nicht im geringsten. Er sog sich nur mit wahnsinnigem Haß mit seinen Blicken in ihn ein.

„Aber Sie haben ja gerade auch den Mord begangen, wenn dem so ist“, flüsterte er ihm wütend zu.

Iwan ließ sich auf seinen Stuhl fallen, und es war, als ob er sich etwas überlegt habe. Er lächelte böse.

„Da meinst du das von damals? Das, wovon wir auch das leßtemal sprachen?“

„Ja, und auch das leßtemal standen Sie vor mir und verstanden alles; Sie verstehen es auch jetzt.“

„Ich verstehe nur das eine, daß du verrückt bist.“

„Wird es einem denn nicht schließlich zuwider? Ohne Zeugen sitzen wir hier, wozu denn, sollte man annehmen, einander Sand in die Augen streuen, Komödie spielen? Oder wollen Sie es

immer noch auf mich allein abwälzen, und das mir gerade in die Augen? Sie haben den Mord begangen, Sie sind auch der Hauptmörder, ich aber war nur Ihr Handlanger, der gehorsame, treue Diener, und nach Ihrem Worte habe ich diese That auch vollbracht."

„Vollbracht? Ja, hast du denn wirklich den Mord begangen?“
Iwan lief es kalt über den Rücken.

Es war so, als ob irgend etwas in seinem Hirn ins Schwanken gerate, und er bebte am ganzen Körper in einem kurzen Schüttelfrost. Da schaute schon Smerdjakoff selber erstaunt auf ihn; wahrscheinlich machte endlich das Entsetzen des Iwan Eindruck auf ihn durch seine Aufrichtigkeit.

„Ja, haben Sie denn wirklich nichts gewußt?“ murmelte er ungläubig, wobei er ihm schief ins Gesicht grinste.

Iwan schaute immer noch auf ihn, es war, als habe er die Sprache verloren.

„Ach, nach Piter reiste Wanka,
Nicht erwarten werd ich ihn.“

Klang es ihm plötzlich in den Ohren.

„Weißt du was: ich fürchte, daß du ein Traum bist, daß du als Gespenst vor mir sitzt“, kispelte er.

„Hier ist auch gar kein Gespenst, außer uns beiden, ja, und noch ein gewisser Dritter. Zweifellos befindet er sich jetzt eben, dieser Dritte, zwischen uns beiden.“

„Wer er? Wer befindet sich da? Wer ist der Dritte?“ murmelte entsetzt Iwan Fjedorowitsch, indem er sich umschaute und eilig irgend jemand in allen Ecken mit den Augen suchte.

„Dieser Dritte — ist Gott, dies ist die Vorsehung selber, hier ist sie jetzt neben uns; suchen Sie sie nur nicht, Sie werden sie nicht finden.“

„Du logst, als du sagtest, daß du den Mord begingst!“ brüllte außer sich Iwan. „Du bist entweder verrückt, oder du willst mich necken, wie auch das vorige Mal!“

Smerdjakoff erschrak wie auch vordem nicht im geringsten, er sah ihn nur immer noch forschend an. Noch immer konnte er durchaus nicht seine Ungläubigkeit besiegen, immer noch schien es ihm, daß Iwan „alles wisse“ und sich nur so anstelle, um „ihm ins Gesicht alles auf ihn allein abzuwälzen“.

„Warten Sie“, sprach er endlich mit schwacher Stimme, und plötzlich zog er unter dem Stuhle sein linkes Bein hervor und begann an ihm seine Hosen heraufzurollen. Der Fuß stak in einem langen, weißen Strumpf, und der in einem Pantoffel. Ohne jede Hast nahm Smerdjakoff das Strumpfband ab und steckte seine Finger tief in den Strumpf. Iwan Fjedorowitsch schaute ihm zu, und plötzlich erzitterte er in krampfhaftem Beben.

„Berrückter!“ brüllte er und sprang rasch von seinem Platz auf; er taumelte zurück, so daß er mit dem Rücken an die Wand stieß, und es war so, als ob er an der Wand festgeklebt wäre, wobei er sich in seiner ganzen Länge emporstreckte. In wahnsinnigem Entsetzen schaute er auf Smerdjakoff. Auf jenen aber machte sein Schrecken nicht den geringsten Eindruck, er fuhr fort, in dem Strumpf herumzufahren, als ob er sich immer bemühe, etwas in ihm zu erfassen und herauszuziehen. Endlich hatte er es erfaßt und begann zu ziehen. Iwan Fjedorowitsch sah, daß dies irgendwelches Papier oder ein ganzes Päckchen Papiere war. Smerdjakoff zog es heraus und legte es auf den Tisch.

„Da ist es!“ sprach er leise.

„Was denn?“ fragte zitternd Iwan.

„Geruhen Sie doch hinzuschauen“, sprach ebenso leise Smerdjakoff.

Iwan schritt zum Tische, nahm das Paket und begann es aufzumachen; plötzlich zog er aber seine Finger zurück, gleich als ob er etwas Widerliches, schrecklich Ekliges berührt habe.

„Ihre Finger zittern immer noch im Krampfe“, bemerkte Smerdjakoff und begann selber ohne Hast das Paket auseinanderzunehmen. Unter dem Umschlag kamen drei Päckchen regenbogenfarbener Hundertrubelscheine zum Vorschein.

„Alle sind sie da, alle dreitausend, Sie brauchen sie nicht zu zählen. Nehmen Sie sie in Empfang“, forderte er Iwan auf, indem er auf das Geld deutete. Iwan ließ sich auf seinen Stuhl nieder. Er war bleich wie ein Tuch.

„Du hast mich erschreckt . . . mit diesem Strumpf . . .“ sprach er seltsam lächelnd.

„Haben Sie es denn vordem wirklich, wirklich nicht gewußt?“ fragte noch einmal Smerdjakoff.

„Nein, ich habe es nicht gewußt. Ich habe immer an Dmitri gedacht. Bruder! Bruder! — Höre, du hast allein den Mord begangen? Ohne den Bruder oder mit ihm?“

„Einzig und allein nur mit Ihnen, gemeinsam mit Ihnen habe ich den Mord begangen; Dmitri Fjedorowitsch ist aber demnach unschuldig.“

„Schön . . . schön . . . Von mir später. Was zittere ich denn nur am ganzen Körper . . . Kein Wort vermag ich herauszubringen.“

„Wie mutig waren Sie damals, ‚alles‘, sozusagen, ‚ist erlaubt‘, haben Sie damals gesagt, jetzt aber, wie sind Sie auf einmal erschrocken!“ lispelte mit aufrichtigem Staunen Smerdjakoff. „Wollen Sie nicht Limonade, ich werde sogleich befehlen, welche zu bereiten und herzubringen. Sehr erfrischen kann sie. Nur das hier muß man vorher verstecken.“

Und er deutete wiederum auf die Geldpäckchen. Er machte

Miene aufzustehen und Marja Kondratjewna in die Türe zu schreien, sie möchte Limonade machen und bringen; als er aber suchte, womit er das Geld bedecken solle, damit jene es nicht erschäue, nahm er zuerst sein Taschentuch heraus, da das sich aber wiederum als völlig vollgeschneuzt erwies, nahm er vom Tische das einzige dort liegende dicke, gelbe Buch, das Iwan schon bei seinem Eintritt bemerkt hatte, und bedeckte mit ihm das Geld. Der Titel des Buches war: „Unseres heiligen Vaters Izaak Sirin Worte.“ Iwan Fjedorowitsch hatte mechanisch den Titel gelesen.

„Ich will keine Limonade“, sprach er. „Über mich später. Setz dich und sprich, wie hast du das denn angefangen? Alles erzähle . . .“

„Wenn Sie wenigstens Ihren Mantel abnehmen würden, sonst werden Sie ja schmoren.“

Gleich als ob ihm dies eben erst eingefallen sei, riß Iwan Fjedorowitsch seinen Mantel ab und warf ihn auf die Bank, ohne sich von seinem Stuhle zu erheben.

„So sprich doch, bitte sprich doch!“

Er war ganz still geworden, er erwartete mit Bestimmtheit, daß Smerdjakoff jetzt „alles“ sagen werde.

„Darüber, wie dies vollführt wurde?“ seufzte Smerdjakoff. „Auf die allernatürlichste Weise geschah es, gerade nach Ihren damaligen Worten . . .“

„Von meinen Worten später“, unterbrach ihn wiederum Iwan, aber schon ohne zu schreien wie vordem, mit fester Betonung und so, als ob er sich schon völlig in der Hand habe. „Erzähle mir bis in alle Einzelheiten, wie du das anstelltest. Alles der Reihe nach. Lasse nicht das geringste aus. Die Einzelheiten, das ist die Hauptsache, gerade die Einzelheiten. Ich bitte darum.“

„Sie fuhren ab, ich fiel dann in den Keller . . .“

„In einem tatsächlichen Anfall, oder stelltest du dich nur so an?“

„Natürlich stellte ich mich nur so an. In allem heuchelte ich. Ruhig ging ich von der Treppe herab bis ganz unten, ruhig legte ich mich hin, und sofort brüllte ich denn auch los. Und ich schlug um mich, während man mich forttrug.“

„Halt einmal! Hast du dich die ganze Zeit über nur angestellt, auch später, auch im Krankenhaus?“

„Keineswegs. Am Morgen des nächsten Tages, bevor man mich noch ins Krankenhaus brachte, besiel mich ein wirklicher und so heftiger Anfall, wie ich ihn schon viele Jahre nicht hatte. Zwei Tage war ich völlig bewußtlos.“

„Gut, gut. Fahre nur fort!“

„Man legte mich in jenes Bett; ich wußte schon, daß es hinter dem Verschlag sein werde, weil Marpha Ignatjewna mich stets, jedesmal, wenn ich krank war, für die Nacht hinter diesen selben Verschlag in ihrem Zimmer bettete. Zärtlich ist sie immer zu mir gewesen, vom Tage meiner Geburt an. In der Nacht stöhnte ich nur leise. Immer erwartete ich Dmitri Fjedorowitsch.“

„Wie, hast du denn erwartet, daß er zu dir kommen werde?“

„Warum denn zu mir? Im Hause erwartete ich ihn, denn ich hegte schon keinerlei Zweifel mehr daran, daß er in dieser Nacht kommen werde. Da er ja mich nicht mehr hatte und ohne irgendwelche Nachrichten geblieben war, werde er unbedingt selber ins Haus eindringen über den Zaun, wie er es so gut verstand, und irgend etwas vollbringen.“

„Wenn er aber nicht gekommen wäre?“

„Dann wäre auch gar nichts vorgefallen. Ohne ihn hätte ich mich nicht entschlossen.“

„Schön, schön . . . Sprich deutlicher, spute dich nicht, die Hauptsache — laß nichts aus!“

„Ich erwartete, er werde Fjedor Pawlowitsch ermorden . . . dies ganz bestimmt. Weil ich ihn ja schon so darauf vorbereitet hatte . . . in den letzten Tagen . . . die Hauptsache aber — jene Klopfschellen waren ihm bekannt geworden. Bei seinem Argwohn und der Wut, die sich in ihm angehäuft hatte in diesen letzten Tagen, mußte er unbedingt mit Hilfe dieser Zeichen in das Haus eindringen. So habe ich ihn denn auch erwartet.“

„Halt,“ unterbrach ihn Iwan, „wenn er ihn wirklich ermordet hätte, so hätte er das Geld genommen und weggeschleppt; du mußt doch gerade dies annehmen? Was wäre dir denn nach ihm geblieben? Ich sehe das nicht ein.“

„Das ist es ja: er hätte niemals das Geld gefunden. Das habe ich ihm ja nur eingeredet, daß das Geld unter der Matratze liege. Nur war das gar nicht der Fall! Vordem lag es in der Schatulle, so ist es gewesen. Darauf habe ich aber Fjedor Pawlowitsch, da er ja mir ganz allein von allen Menschen vertraute, geraten, dieses Geldpaket in der Ecke hinter den Heiligenbildern zu verstecken, weil es dort schon durchaus niemand vermuten werde, besonders wenn man in Eile sei. So hat denn auch dieses Paket bei ihm in der Ecke hinter den Heiligenbildern gelegen. Es aber unter der Matratze zu halten, wäre schon durchaus lächerlich gewesen, wenigstens in der Schatulle und eingeschlossen. Hier aber haben jetzt alle geglaubt, das Geld habe unter der Matratze gelegen. Eine törichte Annahme! Wenn demnach nun Dmitri Fjedorowitsch diesen selben Mord begangen haben würde, so wäre er, da er nichts finden konnte, entweder eiligst davongelaufen, jedes Geräusch fürchtend, wie das auch immer so geht mit den Mördern, oder er wäre festgenommen worden. So hätte ich denn jederzeit, am andern

Lage oder sogar auch noch in dieser Nacht, hinter die Heiligenbilder kriechen und dieses selbe Geld herausnehmen können; alles dies wäre gleichfalls Dmitri Fjedorowitsch zur Last gelegt worden."

"Nun, wenn er ihn aber nicht getötet, ihn vielmehr nur durchgeprügelt hätte?"

"Wenn er ihn nicht getötet hätte, dann hätte ich es natürlich nicht gewagt, das Geld an mich zu nehmen, und alles wäre vergebens gewesen. Ich hatte aber auch noch darauf gerechnet, daß er ihn bis zur Bewußtlosigkeit schlagen werde, ich aber währenddessen auch die Zeit finden werde, das Geld an mich zu nehmen, und ich dann später Fjedor Pawlowitsch sagen werde, da habe niemand anders als Dmitri Fjedorowitsch, nachdem er ihn verhauen, das Geld gestohlen."

"Warte . . . ich verliere den Faden . . . Demnach hat gleichwohl Dmitri den Mord begangen, und du hast nur das Geld an dich genommen?"

„Nein, da hat nicht er den Mord begangen. Wie denn, ich hätte Ihnen ja auch jetzt sagen können, er sei der Mörder . . . ja, aber ich will jetzt nicht vor Ihnen lügen, weil . . . weil, wenn Sie auch tatsächlich, wie ich wohl sehe, bis dahin nichts davon begriffen hatten und sich keineswegs vor mir verstellten, um Ihre offen zutage liegende Schuld auf mich abzuwälzen, Sie gleichwohl in allem schuldig sind; denn von dem Morde wußten Sie und beauftragten mich, ihn zu vollbringen, selber aber fuhren Sie fort, obgleich Sie alles wußten. Deshalb will ich Ihnen auch heute abend vor Augen führen und beweisen, daß der Hauptmörder hier in allem Sie allein sind, ich aber nur die am wenigsten wichtige Rolle spiele, wenn auch ich es war, der den Mord beging. Sie aber sind auch der Hauptmörder vor dem Gesetz!"

„Weshalb, weshalb bin ich denn der Mörder? O mein Gott!“ brach endlich Iwan los, der nicht mehr an sich halten konnte und ganz vergessen hatte, daß er alles, was ihn selber anbetraf, auf das Ende der Unterhaltung verlegt hatte —

„Das ist immer dieses Tschermaschnja! Halt, sprich, wozu brauchtest du denn eigentlich meine Zustimmung, wenn du schon meine Reise nach Tschermaschnja für meine Zustimmung hieltest? Wie urteilst du denn jetzt darüber?“

„Überzeugt von Ihrer Zustimmung, hatte ich schon gewußt, daß Sie bei Ihrer Rückkehr wegen des Verlustes dieser Dreitausend keinen Ton gesagt hätten, wenn die Behörde aus irgendeinem Grunde mich statt des Dmitri Fjedorowitsch in Verdacht gehabt oder vermutet hätte, daß ich mit Dmitri Fjedorowitsch gemeinsam diese Sache gemacht habe; im Gegenteil, vor den andern hätten Sie mich verteidigt . . . Da Sie aber die Erbschaft ausgezahlt erhalten würden, so könnten Sie mich dann auch später belohnen, mein ganzes Leben lang, weil Sie gleichwohl durch mich geruhten, diese Erbschaft zu erhalten, Sie aber sonst, wenn Ihr Vater Agraphena Alexandrowna geheiratet hätte, mit langer Nase abgezogen wären.“

„Ach so! So war es denn deine Absicht, mich auch in der Folgezeit zu quälen, mein ganzes Leben hindurch!“ knirschte Iwan. „Wie aber, wenn ich damals nicht abgereist wäre, dich vielmehr angezeigt hätte?“

„Aber was hätten Sie denn damals anzeigen können? Daß ich Sie überreden wollte, nach Tschermaschnja zu fahren? Das sind ja aber doch Dummheiten! Zudem hätten Sie ja auch nach unserer Unterredung abreisen oder bleiben können. Wenn Sie aber geblieben wären, so wäre damals auch gar nichts vorgefallen, ich hätte dann auch so gewußt, daß Sie dies nicht wollen, und ich hätte dann gar nichts unternommen. Wenn Sie aber

schon abreisten, so bedeutete das doch, Sie haben mir die Versicherung gegeben, daß Sie es nicht wagen werden, mich zu verklagen, und daß Sie mir diese Dreitausend verzeihen werden. Ja, und Sie hätten mich auch überhaupt nicht belangen können, weil ich dann alles vor Gericht erzählt haben würde, das heißt, freilich nicht, daß ich mordete oder stahl — das hätte ich natürlich nicht gesagt — wohl aber, daß Sie selber mich dazu anstifteten, zu stehlen und zu morden, ich aber meine Zustimmung verweigert habe. Deshalb war mir denn auch damals Ihre Zustimmung so nötig, damit Sie mich in nichts in die Enge treiben könnten, denn wo haben Sie den Beweis dafür? Ich aber hätte Sie immer in die Enge treiben können, indem ich enthüllte, wie Sie damals förmlich dürsteten nach dem Tode Ihres Vaters, und da gebe ich Ihnen mein Wort darauf — im Publikum hätten das alle geglaubt, und Sie hätten sich für Ihr ganzes Leben schämen müssen.“

„So dürstete ich denn, so dürstete ich denn danach, ich tat das?“ knirschte wiederum Iwan.

„Zweifellos war das so, und durch Ihre Zustimmung hatten Sie mir damals schweigend diese Sache übertragen.“ Und Smerdjakoff sah Iwan fest an. Er war sehr schwach und sprach leise und ermüdet, aber irgend etwas Inneres und Geheimgehaltenes entflammte ihn; er hegte augenscheinlich eine ganz bestimmte Absicht, Iwan fühlte das wohl.

„Fahre fort!“ sprach er zu ihm. „Erzähle weiter von jener Nacht.“

„Was denn weiter! Da liege ich nun, und es kommt mir so vor, als habe der Herr einen Schrei ausgestoßen; Grigori Wassiljewitsch hatte sich aber schon vordem erhoben und war hinausgegangen, und plötzlich hatte er losgebrüllt, und dann war alles still, Finsternis herrschte. Da liege ich denn und warte, das Herz

pocht mir, ich kann es nicht mehr aushalten. Endlich stand ich auf und ging — ich sehe, links das Fenster in den Garten steht offen; ich schritt dann noch weiter nach links, um zu lauschen, ist er dort noch am Leben oder nicht, und ich höre, der Herr läuft hin und her und stöhnt, demnach ist er am Leben. Ach, denke ich! Ich trat zum Fenster und rufe dem Herrn zu: ‚Das bin ich ja!‘ Er aber antwortete mir: ‚Er war da, er war da, er ist weg-gelaufen!‘ Das heißt, das bedeutet, Dmitri Fjedorowitsch war da. — ‚Den Grigori hat er totgeschlagen!‘ — ‚Wo denn?‘ flüsterte ich ihm zu. — ‚Dort, in der Ecke!‘ er weist mit dem Finger dahin, ebenfalls flüsternd. — ‚Warten Sie‘, spreche ich. Ich ging in die Ecke, um nachzusehen, und stieß an der Mauer auf Grigori Wassiljewitsch, der am Boden lag, ganz im Blute, ohne Besinnung. Es ist demnach richtig, daß Dmitri Fjedorowitsch da war, kam es mir sogleich in den Kopf, und sogleich, noch dort, beschloß ich dieses alles plözhlich zu Ende zu führen, da ja Grigori Wassiljewitsch, wenn er auch noch lebt, ohne Besinnung sei und bis dahin nichts sehen werde. Nur eines war zu befürchten, daß nämlich Marpha Ignatjewna erwachen könne. Ich fühlte das wohl in diesem Augenblicke, nur hatte mich schon dieser Durst völlig überwältigt, so daß ich keinen andern Gedanken mehr hatte. Ich trat wiederum unter das Fenster zu dem Herrn und sprach: ‚Sie ist hier, sie ist gekommen, Ugraphena Alexandrowna ist gekommen, sie bittet um Einlaß.‘ Da ist er denn am ganzen Körper erzittert wie ein kleiner Knabe. ‚Wo denn hier? Wo denn?‘ Er seufzt nur so, aber er glaubt es noch nicht. — ‚Dort steht sie,‘ spreche ich, ‚öffnen Sie!‘ Er blickt auf mich aus dem Fenster und glaubt mir und glaubt wieder nicht, aber zu öffnen fürchtet er sich; da fürchtet er sich schon vor mir, denke ich. Und wie lächerlich, plözhlich fiel es mir ein, ihm damals diese selben Zeichen an den Fensterrahmen zu klopfen,

die bedeuten, daß Gruschenka gekommen sei, und das doch vor ihm, vor seinen Augen! Mit einem Worte, wie mißtrauisch er auch gewesen war, als ich nur eben diese Zeichen geklopft hatte, da lief er auch sogleich hin, die Thüre zu öffnen. Er öffnete sie. Ich wollte gerade eintreten, er aber steht da und versperret mir den Eingang. — ‚Wo ist sie, wo ist sie?‘ — Er blickt auf mich und zittert. Nun, denke ich, wenn er mich schon derart fürchtet, so steht es schlimm! Und da wurden mir sogar die Füße schwach, aus Furcht, er werde mich nicht ins Zimmer lassen, oder er werde schreien, oder Marpha Ignatjewna werde herbeilaufen, oder irgend etwas werde da herauskommen; ich entsinne mich schon nicht, ich muß wohl selber ganz bleich vor ihm gestanden haben. Ich flüstere ihm zu: ‚Ja, dort, dort ist sie ja unter dem Fenster; wie, haben Sie sie denn‘, spreche ich, ‚nicht gesehen?‘ — ‚So führe sie doch hierher, so führe sie doch hierher!‘ — ‚Ja, sie fürchtet sich doch,‘ spreche ich, ‚Sie hat sich über jenen Schrei erschreckt; gehen Sie, rufen Sie ihr selber aus Ihrem Zimmer!‘ Er lief eiligst zum Fenster hin und stellte ein Licht aufs Fensterbrett. ‚Gruschenka,‘ ruft er, ‚Gruschenka, bist du hier?‘ Er ruft dies, er will sich aber nicht zum Fenster hinausbeugen; er will von mir nicht weggehen, aus dieser selben Furcht, weil ihn schon eine große Furcht vor mir erfaßt hatte, deshalb wagte er es nicht, von mir wegzugehen. ‚Ja, da ist sie ja,‘ spreche ich (ich ging zum Fenster und beugte mich völlig hinaus), ‚da ist sie ja in diesem Gebüsch, sie lacht Ihnen zu, sehen Sie es?‘ Plötzlich glaubte er mir, er erbehte nur so, gar schmerzlich war er schon in sie verliebt; ja, und er beugte sich auch schon völlig aus dem Fenster. Ich erfaßte da jenen selben eisernen Briefbeschwerer — er steht auf seinem Tisch, Sie entsinnen sich, er wird wohl drei Pfund schwer sein — ich holte aus, ja, und von hinten ihm gerade mit der Ecke in den Hinterkopf. Er schrie nicht einmal auf. Er

setzte sich nur plötzlich nieder, ich aber schlage ihn ein zweites Mal und noch ein drittes Mal. Beim dritten Male fühlte ich, daß der Schädel gebrochen sei. Er fiel plötzlich mit dem Gesicht nach unten und rollte dann so über den Boden, daß er auf den Rücken zu liegen kam, ganz mit Blut übergossen. Ich schaute mich um, kein Blut ist an mir, es hat nicht gespritzt; den Briefbeschwerer wischte ich ab, legte ihn hin, ging zu den Heiligenbildern, nahm das Geld aus dem Umschlag und warf diesen zu Boden, wie auch jenes rosa Bändchen. Ich ging in den Garten, am ganzen Körper zitterte ich nur so. Geradeswegs zu jenem hohlen Apfelbaum ging ich — Sie kennen diese Aushöhlung, ich habe sie mir aber längst schon angesehen; in ihr lag bereits ein Lappen und Papier, längst hatte ich das vorbereitet — ich wickelte die ganze Summe in Papier ein, darauf in den Lappen und steckte alles tief in den Baum hinein. So ist es denn da auch mehr als zwei Wochen geblieben, das heißt diese selbe Summe; später, schon als ich aus dem Krankenhause entlassen war, habe ich sie denn herausgenommen. Ich kehrte damals in mein Bett zurück, legte mich nieder, ja, und ich denke in Furcht: „Wenn jetzt Grigori Wassiljewitsch völlig erschlagen ist, so kann es gerade deswegen sehr schlecht ablaufen; wenn er aber nicht erschlagen ward und erwacht, so wird das alles sehr gut ausgehen, denn er wird dann bezeugen, daß Dmitri Fjedorowitsch dagewesen ist, und demnach auch er den Mord begangen und das Geld weggeschleppt hat. Ich begann damals vor Zweifel und Ungewißheit zu stöhnen, um Marpha Ignatjewna rasch zu erwecken. Sie stand auf, wollte zu mir hinstürzen, ja, und als sie plötzlich sah, daß Grigori Wassiljewitsch nicht da ist, da lief sie fort, und ich höre, sie brüllte im Garten los. Nun, und dann hat auch das in dieser Nacht seinen Verlauf genommen, ich aber war schon in allem beruhigt.“

Der Erzähler hielt inne. Iwan hatte ihm die ganze Zeit über in tödlichem Schweigen zugehört, ohne sich zu bewegen und ohne seinen Blick von ihm abzuwenden. Smerdjakoff hatte ihn aber während seiner Erzählung nur hier und da einmal angeblickt, fast immer hatte er zur Seite geschaut. Als er seine Erzählung geendet hatte, war er sichtlich erregt und atmete schwer. Auf seinem Gesicht brach Schweiß aus. Es war indes unmöglich, herauszubringen, ob er Reue fühlte oder nicht.

„Halt,“ ergriff Iwan das Wort, als ob ihm etwas eingefallen sei, „aber jene Tür? Wenn er erst dir die Türe öffnete, wie hatte sie dann vor dir Grigori offen sehen können? Grigori hat sie ja offen gesehen, bevor du herauskamst?“

Merkwürdig war es, daß Iwan mit der allerfriedlichsten Stimme diese Frage tat, sogar völlig wie in einem andern Tone, der durchaus nicht böse war, so daß, wenn irgendwer jetzt die Türe geöffnet und von der Schwelle aus auf sie beide hingeblickt hätte, er zweifellos geschlossen hätte, daß sie da sitzen und sich über irgendeinen gewöhnlichen, wenn auch interessanten Gegenstand friedlich unterhalten.

„Was diese Türe anbetrifft, und daß Grigori Wassiljewitsch gesehen haben will, daß sie offen war, so ist ihm das nur so vorgekommen“, und Smerdjakoff grinste höhnisch und schief. „Der ist ja, sage ich Ihnen, nicht ein Mensch, vielmehr gleich wie ein eigensinniger Gaul; er hat es natürlich gar nicht gesehen, es kam ihm aber so vor, als ob er es gesehen habe — und da wird man ihn jetzt schon nicht mehr davon abbringen. Damit ist uns beiden ein solches Glück in den Schoß gefallen, daß er sich das ausdachte, denn zweifellos wird man daraufhin schließlich Dmitri Fjedorowitsch überführen.“

„Höre,“ murmelte Iwan, gerade so, als ob er von neuem anfangen, sich zu verlieren und sich alle Mühe gebe, seine Ge-

dancken zusammenzuhalten, „höre . . . Ich wollte dich noch vieles fragen, ich habe es aber vergessen . . . Ich vergesse immer wieder und verliere den Faden . . . Ja! Sage du mir wenigstens noch dies eine: weshalb hast du denn den Umschlag erbrochen und ihn dort auf dem Boden liegen gelassen? Weshalb hast du das Geld nicht einfach im Umschlag weggeschleppt? . . . Du hast damals erzählt — es schien mir wenigstens so, als habest du von diesem Paket gesprochen —, daß es auch nötig war, so zu verfahren . . . weshalb es aber so nötig war, das vermag ich nicht zu verstehen.“

„Das habe ich aber aus einem ganz bestimmten Grunde so gemacht; denn wäre der Täter mit den Gewohnheiten des Hauses bekannt gewesen, wie zum Beispiel ich, der dieses Geld selber früher sah und es vielleicht selber in diesen Umschlag tat und die Aufschrift machte, aus welchem Grunde würde dann ein solcher Mensch, wenn er zum Beispiel den Mord begangen hätte, hernach dieses Paket öffnen, ja, und noch in solcher Eile, da er ja auch ohnedies schon ganz bestimmt weiß, daß sich das Geld zweifellos in diesem Paket befindet? Im Gegenteil, wäre dies ein Dieb, wie zum Beispiel ich, so hätte er einfach das Paket in die Tasche gesteckt, ohne es im geringsten zu öffnen, und wäre möglichst rasch mit ihm verduftet. Ganz anders verhält es sich da in Hinsicht auf Dmitri Fjedorowitsch: er hatte von dem Pakete nur reden hören, es aber nicht gesehen, und da, als er es, nehmen wir so an, unter der Matratze hervorzog, da hat er es rasch geöffnet, um sich dort am Plage zu vergewissern, ob in ihm tatsächlich dies Geld ist. Das Papier hat er aber dort hingeworfen, bevor ihm noch der Gedanke kommen konnte, daß es als ein Schuldbeweis für ihn dableibt, weil er eben kein Gewohnheitsdieb ist und vordem niemals irgend etwas offen stahl, denn er ist ja adliger Abstammung; wenn er sich aber jetzt

entschlossen hat zu stehlen, so ist das gerade so, als ob er nicht stehle, vielmehr nur gekommen sei, sein Eigentum zurückzunehmen, da er ja die ganze Stadt im voraus davon benachrichtigt hat und sogar vordem laut vor allen geprahlt hatte, er werde gehen und Fjedor Pawlowitsch sein Eigentum abnehmen. Ich habe diesen selben Gedanken dem Staatsanwalt bei meinem Verhöre nicht gerade deutlich ausgesprochen, ihn vielmehr wie durch einen Wink darauf hingeführt, gleich als ob ich es selber gar nicht begreife, und gleich als ob sie selber dies ausgedacht hätten, nicht aber ich es ihnen vorgesagt habe — so ist denn auch dem Herrn Staatsanwalt bei dieser Bemerkung von mir sogar der Speichel nur so geflossen . . .“

„So hast du denn wirklich, wirklich dieses alles damals am Tatort auch überdacht?“ rief Iwan Fjedorowitsch, außer sich vor Staunen . . . Er blickte wiederum mit Entsetzen auf Smerdjakoff.

„Erbarmen Sie sich doch, ja kann man denn dies alles in solcher Eile überdenken? Vorher war alles überdacht worden.“

„Nun . . . nun . . ., das bedeutet, dir hat der Teufel in eigener Person geholfen!“ rief wiederum Iwan Fjedorowitsch aus. „Nein, du bist nicht dumm, du bist viel klüger, als ich dachte . . .“

Er stand auf in der sichtlichen Absicht, im Zimmer auf und ab zu gehen. Er war von furchtbarem Gram befallen. Da aber der Tisch den Weg versperrte, und man zwischen dem Tisch und der Mauer fast kriechen mußte, so drehte er sich nur auf seinem Platze um und setzte sich wieder. Daß er aber nicht umhergehen konnte, dies vielleicht erregte ihn plötzlich so, daß er fast in der früheren Ekstase losbrüllte:

„Höre, du unglücklicher, verächtlicher Kerl! Verstehst du denn wirklich nicht, daß, wenn ich dich bis jetzt noch nicht totsclug, so

nur deshalb, weil ich dich aufspare für die morgige Antwort vor Gericht. Gott sieht (Iwan erhob die Hand), vielleicht bin auch ich schuldig, vielleicht hegte ich tatsächlich den heimlichen Wunsch... mein Vater möchte sterben; aber ich schwöre dir, ich bin nicht so schuldig, wie du glaubst, und vielleicht habe ich dich überhaupt nicht angestiftet. Nein! nein! ich habe dich nicht angestiftet! Aber einerlei, ich werde auf mich selber hinweisen, morgen schon, vor Gericht, ich habe das beschlossen. Ich werde alles sagen, alles. Wir werden aber beide zusammen dort erscheinen! Und was du auch gegen mich vor Gericht sagen, was du auch bezeugen mögest — ich nehme es an und fürchte dich nicht; selber werde ich alles bestätigen! Aber auch du sollst vor Gericht eingestehen. Du mußt es, du mußt es; wir wollen zusammen gehen: so wird es auch sein!“

Iwan hatte das feierlich und energisch gesprochen, und es war allein schon an seinem funkelnden Blicke zu ersehen, daß es so auch sein werde.

„Sie sind krank, ich sehe es ja, Sie sind ganz krank. Ganz gelb sind bei Ihnen die Augen“, sprach Smerdjakoff, aber ganz ohne Hohn, sogar so, als ob er Mitleid habe.

„Zusammen wollen wir dahin gehen!“ wiederholte Iwan. „Wirst du aber auch nicht gehen — einerlei, dann werde ich allein gestehen.“

Smerdjakoff schwieg, als ob er nachdenke.

„Nichts dergleichen wird sein, und auch Sie werden nicht gehen!“ entschied er endlich so, als sei jeder Widerspruch ausgeschlossen.

„Du verstehst mich nicht!“ rief Iwan vorwurfsvoll aus.

„Allzusehr werden Sie sich schämen, wenn Sie in allem ein Geständnis ablegen. Außerdem aber wird es nutzlos sein, sogar völlig, denn ich werde ja geradeswegs sagen, ich habe Ihnen niemals irgend etwas dergleichen gesagt, und daß Sie entweder

von irgendeiner Krankheit befallen sind, oder es Ihnen schon derart leid ist um Ihr Brüderchen, daß Sie sich selber opfern und meine Schuld sich ausdachten, da Sie mich ja immer nur für eine Mücke hielten Ihr ganzes Leben hindurch, nicht aber für einen Menschen. Nun, und wer wird Ihnen denn glauben, haben Sie auch nur einen Beweis in Händen?"

„Höre, dies Geld hast du mir jetzt gezeigt, natürlich um mich zu überzeugen.“

Emerdjakoff nahm von dem Gelde den Izaak Sirin und legte ihn zur Seite.

„Nehmen Sie dieses Geld mit sich und tragen Sie es fort!“ seufzte Emerdjakoff.

„Natürlich, ich werde es forttragen! Weshalb wirst du es mir aber abgeben, wenn du seinetwegen sogar einen Mord begingst?“ Und Iwan blickte mit großem Staunen auf ihn.

„Ich brauche es jetzt überhaupt nicht mehr“, murmelte mit zitternder Stimme Emerdjakoff und machte eine abwehrende Handbewegung. „Es war früher ein solcher Gedanke in mir, mit solchen Geldern ein neues Leben anzufangen in Moskau, oder besser noch im Auslande — einen solchen Gedanken hatte ich, und zwar vor allem deshalb, weil ‚alles erlaubt ist‘. Das haben tatsächlich Sie mich gelehrt, denn oftmals haben Sie mir damals solches gesagt: denn wenn es keinen unendlichen Gott gibt, dann gibt es auch keine Tugend, ja, und dann ist sie auch überhaupt nicht nötig. Darin haben Sie tatsächlich recht. So habe ich denn auch geurteilt.“

„Bist du durch eigenes Nachdenken darauf gekommen?“ und Iwan verzog sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen.

„Unter Ihrer Anleitung.“

„Jetzt aber, hast du demnach an Gott zu glauben begonnen, wenn du das Geld zurückgeben willst?“

„Nein, ich habe nicht zu glauben begonnen“, flüsterte Emerdjakoff.

„Weshalb willst du es dann aber abgeben?“

„Genug — das hat gar nichts zu bedeuten!“ Und Emerdjakoff machte wiederum eine abwehrende Handbewegung. „Sie haben damals selber immer gesagt, alles sei erlaubt, jetzt aber, weshalb sind Sie denn da so erschüttert, gerade Sie? Sie wollen sogar gehen und sich anklagen . . . Nur wird nichts dergleichen geschehen! Sie werden nicht gehen und sich selber verklagen!“ entschied wiederum fest und überzeugt Emerdjakoff.

„Du wirst sehen!“ murmelte Iwan.

„Das kann gar nicht sein. Gescheit sind Sie sehr. Das Geld lieben Sie, das weiß ich, Ehrungen lieben Sie gleichfalls, weil Sie stolz sind, weibliche Reize lieben Sie maßlos, aber mehr wie alles andere lieben Sie, in ruhiger Gesicherheit zu leben und sich vor niemandem büßen zu müssen — dies lieben Sie am allermeisten. Sie werden nicht gewillt sein, sich Ihr Leben auf immer dadurch zu verderben, daß Sie eine solche Schande vor Gericht auf sich nehmen. Sie sind ja so wie Fjedor Pawlowitsch, am meisten von allen seinen Kindern sind Sie ihm ähnlich herausgekommen, Sie haben dieselbe Seele wie er.“

„Du bist nicht dumm“, murmelte Iwan ganz betroffen; das Blut war ihm ins Gesicht geschossen. „Ich dachte früher, du seiest dumm. Du bist jetzt aufrichtig!“ bemerkte er, und es war so, als ob er plötzlich ganz anders auf Emerdjakoff hinschaue.

„Wegen Ihres Stolzes haben Sie geglaubt, ich sei dumm. Nehmen Sie das Geld.“

Iwan nahm alle drei Geldbündel und steckte sie in die Tasche, ohne sie irgendwie einzuwickeln.

„Morgen werde ich das bei Gericht vorzeigen!“ sprach er.

„Niemand wird Ihnen dort glauben, Geld haben Sie und

die Ihrigen genug. Sie haben es einfach aus der Schatulle genommen und mitgebracht."

Iwan erhob sich.

"Ich wiederhole dir, wenn ich dich nicht totschiug, so einzig und allein deshalb, weil ich dich morgen nötig habe, sei dessen eingedenk, vergiß es nicht!"

"Aber wie denn? So töten Sie mich doch. Töten Sie mich doch auf der Stelle", murmelte plötzlich in eigenartigem Tone Smerdjakoff, wobei er Iwan seltsam anschaute. "Sie wagen ja auch nicht einmal das", fügte er bitter lächelnd hinzu. "Nichts wagen Sie mehr, und dabei waren Sie doch vordem ein so kühner Bursche!"

"Auf morgen!" rief Iwan und macht Miene wegzugehen.

"Halten Sie einmal . . . Zeigen Sie es mir noch einmal!"

Iwan nahm die Scheine heraus und zeigte sie ihm. Smerdjakoff schaute wohl zehn Sekunden auf sie hin.

"Nun, jetzt gehen Sie", murmelte er und machte eine abwehrende Handbewegung. "Iwan Fjedorowitsch!" rief er ihm plötzlich wiederum nach.

"Was willst du?" und Iwan, schon im Weggehen, kehrte sich noch einmal nach ihm um.

"Leben Sie wohl!"

"Auf morgen!" schrie wiederum Iwan und verließ das Zimmer. — Der Schneesturm hielt noch immer an. Die ersten Schritte machte er rüstig, plötzlich war es ihm aber so, als beginne er zu schwanken. "Das ist irgend etwas Körperliches", dachte er lächelnd. Etwas wie eine Freude ergoß sich jetzt in seine Seele. Er fühlte in sich eine ganz unendliche Festigkeit; vorüber waren die Schwankungen, die ihn so furchtbar gequält hatten, die ganze letzte Zeit über! Der Entschluß war gefaßt „und wird sich schon nicht ändern“, dachte er mit einem Gefühl der Erleichterung.

In diesem Augenblicke stolperte er plötzlich über etwas, und er wäre fast hingefallen. Er blieb stehen und erkannte zu seinen Füßen das Mauerlein, das er zu Boden gestoßen hatte, und das noch immer auf dieser selben Stelle lag, ohne Besinnung und bewegungslos. Der Schneesturm hatte ihm schon fast sein ganzes Gesicht zugeweht. Iwan erfaßte ihn plötzlich und zog ihn zu sich hin. Da er zur Rechten in einem kleinen Häuschen ein Licht sah, ging er dahin, klopfte an den Fensterladen und bat den Kleinbürger, der ihn anrief, und dem das Häuschen gehörte, ihm zu helfen, den Bauern ins Polizeirevier zu schleppen, wobei er sogleich auch versprach, ihm dafür drei Rubel zu geben. Der Kleinbürger war dazu bereit und kam heraus. Ich werde nun nicht bis ins einzelne beschreiben, wie es damals Iwan Fjedorowitsch gelang, sein Ziel zu erreichen und den Bauern in das Polizeihaus zu bringen, um ihn auch sogleich schon ärztlich untersuchen zu lassen, wobei er wiederum auch dort mit verschwenderischer Hand „für die Auslagen“ gab. Ich will nur bemerken, daß diese Angelegenheit eine ganze Stunde Zeit beanspruchte. Iwan Fjedorowitsch blieb aber sehr zufrieden damit. Seine Gedanken regten sich wieder und arbeiteten: „Wenn ich nicht so fest meinen Entschluß für morgen gefaßt hätte,“ dachte er plötzlich mit Freude, „so wäre ich nicht eine ganze Stunde geblieben, um das Mauerlein unterzubringen, ich wäre vielmehr an ihm vorübergegangen und hätte nur darauf gespuckt, daß er erfrieren wird. . . . Indes, wie habe ich denn nur die Kraft, mich selber zu beobachten?“ dachte er auch schon in diesem selben Augenblicke mit noch größerer Freude, „die aber haben ja dort schon entschieden, daß ich verrückt werde!“ Während er sich seinem Hause näherte, blieb er auf einmal stehen und fragte sich plötzlich: „Ist es denn aber nicht nötig, jetzt gleich, noch in diesem Augenblicke, zu dem Staatsanwalt zu gehen

und ihm alles zu eröffnen?“ Die Frage entschied er, indem er sich wiederum dem Hause zuwandte. „Morgen alles auf einmal!“ murmelte er für sich, und seltsam, fast alle Freude, seine ganze Zufriedenheit mit sich selber waren augenblicklich entschwunden. Als er aber sein Zimmer betrat, faßte plötzlich etwas Eisiges an sein Herz, ganz so wie die Erinnerung, besser noch die Mahnung an irgend etwas Qualvolles und Widerliches, das sich gerade jetzt in diesem Zimmer befinde, in diesem Augenblicke, ja, und auch vordem schon dort war. Ermattet ließ er sich auf den Divan nieder. Die alte Frau brachte ihm die Teemaschine, er bereitete sich einen Tee, rührte ihn aber nicht an; die alte Frau entließ er bis auf den nächsten Tag. Er saß auf dem Sofa und fühlte, daß ihm schwindele. Er fühlte, daß er krank und kraftlos sei. Es schien ihm, er sei im Einschlafen; in seiner Unruhe erhob er sich aber und ging im Zimmer auf und ab, um den Schlaf zu verschrecken. Bisweilen kam es ihm vor, als phantasiere er. Es war aber doch nicht seine Krankheit, die ihn vor allem beschäftigte; er setzte sich wiederum hin und begann von Zeit zu Zeit um sich zu schauen, als ob er irgend etwas genau betrachte. Das geschah mehrmals. Endlich richtete sich sein Blick starr auf einen Punkt. Iwan grinste, aber Zornesröthe ließ dabei sein Gesicht erglühen. Lange saß er auf seinem Platz, wobei er mit beiden Händen seinen Kopf fest aufstützte, aber gleichwohl wiederum nach jenem Punkte hinschielte: auf ein Sofa, das an der gegenüberliegenden Wand stand. Augenscheinlich erregte ihn dort irgend etwas, irgendein Gegenstand beunruhigte und quälte ihn dort.

Der Teufel

Ein Fiebertraum des Iwan Fjedorowitsch

Ich bin kein Arzt, trotzdem fühle ich den Augenblick gekommen, wo ich es entschieden nicht unterlassen darf, dem Leser, wenn auch nur irgend etwas über die Art der Erkrankung des Iwan Fjedorowitsch zu erklären. Vorauseilend will ich nur dies eine sagen: er befand sich jetzt, gerade an diesem Abend, unmittelbar vor dem Ausbruch eines Nervenfiebers, das schließlich schon völlig seinen Organismus übermannt hatte, der längst vordem zerrüttet war, aber sich hartnäckig der Krankheit widersetzt hatte. Obgleich ich gar nichts von Medizin verstehe, wage ich es, die Vermutung auszusprechen, daß er es vielleicht tatsächlich durch eine furchtbare Willensanstrengung fertiggebracht hatte, seine Krankheit für eine gewisse Zeit am Ausbruch zu hindern. Er wußte, daß er krank sei, es erfaßte ihn aber Ekel bei dem Gedanken, er könnte zu einer solchen Zeit krank sein, in diesen ihm bevorstehenden verhängnisvollen Augenblicken seines Lebens, wo es nötig sei, persönlich zu erscheinen, sein Wort kühn und entschlossen herauszusagen und sich selber „vor sich selber zu rechtfertigen“! Er war übrigens trotzdem mehrmals zu jenem neuen Doktor gegangen, den Katharina Iwanowna aus Moskau verschrieben hatte, infolge eines Einfalls, der schon weiter oben erwähnt ward. Als der Doktor ihn angehört und untersucht hatte, kam er zu dem Schluß, daß bei ihm sogar etwas wie eine Gehirnkrankheit vorliegen müsse, und er wunderte sich nicht im geringsten über ein gewisses Geständnis, das ihm jener — freilich mit Widerwillen — machte. „Halluzinationen sind bei Ihrem Zustand sehr möglich,“ entschied der

Doktor, „man muß sie aber gleichwohl nachprüfen... überhaupt ist es aber unbedingt nötig, daß Sie damit anfangen, sich ernstlich zu kurieren, ohne einen Augenblick zu verlieren, sonst kann es schlimm werden.“ Iwan Fjedorowitsch hatte aber diesen vernünftigen Rat nicht befolgt und es verschmäht, sich zur Heilung ins Bett zu legen. „Ich kann ja noch gehen, meine Kraft reicht noch dazu aus; werde ich zusammenbrechen — so ist das etwas anderes, dann mag mich heilen wer will“, entschied er, indem er eine abwehrende Bewegung machte. Und so saß er denn und wußte fast selber, daß er phantasiere, und er starrte, wie ich es bereits sagte, hartnäckig auf irgendeinen Gegenstand auf dem Sofa an der gegenüberliegenden Wand. Es schien ihm plötzlich, als sitze da irgendwer, der Gott weiß wie eingetreten war, weil er ja noch nicht im Zimmer weilte, als es Iwan Fjedorowitsch bei seiner Rückkehr von Smerdjakoff betreten hatte. Das war irgendein Herr, oder besser gesagt, ein russischer Gentleman von einer gewissen Art, schon nicht mehr von jungen Jahren, „qui frisait la cinquantaine“, wie man auf französisch sagt, dessen dunkle, ziemlich lange und dichte Haare und keilförmig geschnittener Bart noch wenig ergraut waren. Er hatte eine braune Jacke an, die augenscheinlich von dem besten Schneider stammte, aber vertragen war, etwa vor zwei Jahren angefertigt und schon völlig aus der Mode gekommen. Zwei Jahre trug kein Weltmann mehr solche Kleidung. Seine Wäsche, die lange Halsbinde in Gestalt einer Schärpe, das alles war wie bei allen eleganten Gentlemen; wenn man aber näher zusah, war die Wäsche etwas jümußig und die breite Schärpe sehr abgenutzt. Die karierten Hosen des Gastes saßen ausgezeichnet, sie waren indes allzu hell, wie es schien, auch schon allzu eng, wie man das jetzt schon nicht mehr trägt, ebenso wie auch der weiche, weiße, wollige Hut, den

der Gast schon allzusehr in Widerspruch mit der Jahreszeit aufgesetzt hatte. Mit einem Worte, er hatte den Anschein, ein ordentlicher Mensch zu sein bei geringen Mitteln. Es schien gerade so, als ob der Gentleman zur Gattung jener „Weißhändchen“ von Gutsbesitzern gehöre, die noch in der Leibeigenschaftsperiode blühten; augenscheinlich hatte er die große Welt und die anständige Gesellschaft gekannt, dort wohl auch irgendwann seine Beziehungen gehabt und sie vielleicht gar auch noch bis jetzt aufrechterhalten. Allmählich war er aber infolge seines lustigen Lebens in der Jugend und der unlängst erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft verarmt und hatte sich in eine Art Schmarozer von gutem Ton verwandelt, der bei seinen guten alten Bekannten herumzog, die ihn auch aufnahmen als verträglichen, gefälligen Charakter, ja auch noch in Hinsicht darauf, daß er gleichwohl ein anständiger Mensch sei, den man sogar in Anwesenheit von wem es auch sei an seinem Tisch sitzen lassen könne, natürlich an einem bescheidenen Platz. Derartige Schmarozer — Gentlemen von gefälligem Charakter, die zu erzählen, eine Kartenpartie zusammenzubringen verstehen und entschieden keinerlei Aufträge lieben, wenn man ihnen solche aufhängt — sind gewöhnlich einsam, entweder Junggesellen oder Witwer, vielleicht haben sie auch Kinder; die werden dann aber immer irgendwo in der Ferne erzogen, bei irgendwelchen Tantchen, die der Gentleman fast niemals in anständiger Gesellschaft erwähnt, gleich als ob er sich solcher Verwandtschaft etwas schäme. Von seinen Kindern entwöhnt er sich aber allmählich völlig, da er nur selten von ihnen, etwa zu seinem Namenstag oder zu Weihnachten, Glückwunschbriefe erhält und bisweilen sogar beantwortet. Das Gesicht des unerwarteten Gastes war nicht gerade gutmütig, gleichwohl aber gefällig und den Umständen nach bereit zu jedem lebenswür-

digen Ausdruck. Eine Uhr trug er nicht, wohl aber eine Lorgnette aus Schildpatt an einem schwarzen Band. Auf dem Mittelfinger der rechten Hand prangte ein massiver Goldring mit einem billigen Opal. Iwan Fjedorowitsch schwieg mit bösem Gesicht und wollte sich nicht unterhalten. Der Gast wartete und saß ganz so da wie ein Schmarotzer, der gerade eben von oben aus dem ihm angewiesenen Zimmer zum Tee heruntergekommen ist, um dem Hausherrn Gesellschaft zu leisten, aber bescheiden schweigt (in Hinsicht darauf, daß der Hausherr beschäftigt ist und über irgend etwas mit finsterner Miene nachdenkt), indessen ist er gleichwohl zu jeglicher liebenswürdigen Unterhaltung bereit, wenn nur eben der Hausherr damit beginnen werde. Plötzlich drückte sein Gesicht, so schien es, eine ganz unerwartete Bekümmerntheit aus.

„Höre,“ begann er zu Iwan Fjedorowitsch, „entschuldige du, ich möchte nur daran erinnern: du bist doch zu Smerdjakoff gegangen in der Absicht, etwas über Katharina Iwanowna zu erfahren; du hast ihn aber verlassen, ohne irgend etwas von ihr erfahren zu haben, wahrscheinlich hast du es ganz vergessen . . .“

„Ach ja!“ entrang es sich plötzlich Iwan, und sein Gesicht umwölkte die Sorge. „Ja, ich habe es vergessen . . . Ubrigens ist das jetzt einerlei, alles bis auf morgen“, murmelte er für sich. „Du aber,“ wandte er sich erregt an den Gast, „daran hätte ich mich sogleich selber erinnern müssen, weil mich gerade der Unwillen darüber quälte! Was geht das denn dich an? So soll ich dir glauben, daß du mir dies zugeflüstert hast, ich aber von selbst mich nicht daran erinnerte?“

„So glaub es doch nicht“, grinste freundlich der Gentleman. „Was ist das denn für ein Glaube, zu dem man gezwungen wird? Zudem helfen auch im Glauben keinerlei Verweise, am wenigsten solche materieller Art; Thomas glaubte nicht deshalb,

weil er den auferstandenen Christus erschaut hatte, vielmehr deshalb, weil er schon vordem zu glauben gewünscht hatte. Da sind zum Beispiel die Spiritisten — ich liebe sie gar sehr —, stelle dir nur vor, sie nehmen an, sie seien nützlich für den Glauben, weil ihnen die Teufel aus jener Welt ihre Hörner zeigen. „Dies ist“, so meinen sie, „schon sozusagen ein materieller Beweis dafür, daß jene Welt vorhanden ist!“ Jene Welt und materielle Beweise! Ach, ihr Menschen! Und schließlich, wenn der Teufel bewiesen ist, so ist es doch noch unbekannt, ob auch Gott bewiesen ist. Ich möchte Mitglied einer idealistischen Gesellschaft werden, ich werde ihnen Opposition machen. Ich bin sozusagen „Realist, aber kein Materialist. Hehe!“

„Höre,“ und Iwan Fjedorowitsch erhob sich plötzlich von seinem Stuhle, „ich bin jetzt wie im Fieberwahn — und schon natürlich wirklich im Fieber — lüge denn, was du willst, mir ist das einerlei! Du wirst mich nicht in Ekstase versetzen wie das letztemal. Ich schäme mich nur über irgend etwas . . . Ich will im Zimmer auf und ab gehen . . . Ich sehe dich bisweilen gar nicht und höre sogar nicht einmal deine Stimme, wie auch das letztemal, ich errate aber immer, was du mir vorschwähest, weil dies ich selber spreche, nicht aber du! Ich weiß nur nicht, schlief ich das letztemal, oder sah ich dich wirklich? Ich werde jetzt ein Handtuch in kaltes Wasser tauchen, es mir auf den Kopf legen, und dann wirst du wohl verduften!“

Iwan Fjedorowitsch ging in die Ecke, nahm ein Handtuch, tat, wie er gesagt hatte, und begann mit dem nassen Handtuch auf dem Kopf im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Es gefällt mir, daß wir beide uns von vornherein duzen“, begann gerade eben der Gast.

„Dummkopf!“ Und Iwan lachte auf. „Wie werde ich denn Sie zu dir sagen. Ich bin ja jetzt heiter, nur in der Schilfse tut

es mir weh . . . und am Hinterkopf . . . nur philosophiere bitte nicht wie das leßtemal. Wenn du nicht verschwinden kannst, so erlüge doch wenigstens irgend etwas Lustiges. Klatsche, du bist ja ein Schmarozer, so erzähle denn Klatschereien. Einen solchen Fiebertraum wird man ja nicht so bald los! Ich fürchte dich aber nicht. Ich werde mit dir fertig werden! Man wird mich nicht ins Irrenhaus einsperren!"

„C'est charmant: ein Schmarozer. Ja, ich bin gerade so in meiner richtigen Gestalt. Wer bin ich denn auf der Erde, wenn nicht ein Schmarozer? Übrigens, ich höre dir da zu und wundere mich ein klein wenig. Bei Gott, es ist gerade so, als ob du schon anfängst, mich allmählich auch tatsächlich für irgend etwas zu halten, und nicht nur für eine Ausgeburt deiner Phantasie, wovon du das leßtemal nicht lassen wolltest . . .“

„Nicht einen Augenblick halte ich dich für reale Wirklichkeit“, schrieb Iwan sogar so, als ob er wütend sei. „Du bist eine Lüge, du bist meine Krankheit! Du bist ein Gespenst! Ich weiß nur nicht, womit ich dich vernichten soll, und sehe, daß es nötig sein wird, dich einige Zeit zu erdulden. Du bist meine Halluzination. Du bist die Verkörperung von mir selber, übrigens nur von einer Seite von mir . . . von meinen Gedanken und Gefühlen, freilich nur von den allereifligsten und dümmsten . . . Von dieser Seite her könntest du mir sogar interessant sein, wenn ich nur Zeit hätte, mich mit dir abzugeben . . .“

„Erlaube, erlaube einmal, ich werde dich überführen. Vorhin bei der Laterne, als du dich auf Alescha warfst und ihm zuriefst: ‚Du hast es von ihm erfahren! Woher hast du denn erfahren, daß ‚Er‘ zu mir kommt?‘ Damit hast du ja an mich erinnert! Es muß demnach wohl so sein: ein ganz kleines Augenblickchen hast du wirklich geglaubt, daß ich tatsächlich bin.“ Und der Gentleman lächelte weich.

„Ja, dies war die Schwäche der Natur . . . ich konnte dir aber nicht glauben. Ich weiß nicht, schlief ich das vorige Mal, oder ging ich umher? Vielleicht habe ich dich damals nur im Traume gesehen, und durchaus nicht in Wirklichkeit . . .“

„Aber weshalb warst du dann vorhin mit ihm so barsch, mit Alescha meine ich? Er ist ja lieb; ich bin vor ihm schuldig wegen des Greises Sossima . . .“

„Schweig mir von Alescha! Wie wagst du das nur, Lakaienseele!“ Wiederum brach Iwan in Lachen aus.

„Du schimpfst, und dabei lachst du — das ist ein gutes Zeichen. Du bist übrigens heute bei weitem liebenswürdiger mit mir als das leztmal, und ich verstehe weshalb: das ist der große Entschluß . . .“

„Schweig mir von dem Entschluß!“ schrie Iwan außer sich.

„Ich verstehe, ich verstehe, c'est noble, c'est charmant. Du wirst morgen deinen Bruder verteidigen gehen und dich selber zum Opfer bringen . . . c'est chevaleresque . . .“

„Schweig still, ich werde dir Fußtritte geben!“

„In einer Hinsicht werde ich darüber froh sein, denn dann ist mein Ziel erreicht; wenn du mir Fußtritte gibst, so heißt das, du glaubst an meine Wirklichkeit, weil man ja nach einem Gespenst nicht mit Füßen tritt. Scherz beiseite; mir ist es ja einerlei, schimpf nur, wenn es dich danach verlangt, aber gleichwohl wäre es besser, wenn auch nur um ein Tröpfchen höflicher zu sein, wenn auch sogar nur mit mir. Sonst aber: Dummkopf, Lakaienseele, nun, was sind das für Worte!“

„Wenn ich dich schimpfe, schimpfe ich mich selber!“ und wiederum lachte Iwan. „Du bist — ich, ich selber, nur mit einer andern Fresse. Du sprichst ja gerade das, was ich bereits denke . . . und du bist gar nicht imstande, mir irgend etwas Neues zu sagen!“

„Wenn ich mit dir in meinen Gedanken übereinstimme, so macht mir das Ehre“, murmelte der Gentleman mit Feingefühl und Würde.

„Nur wählst du immer meine schlechten Gedanken, und vor allem — die allerdümmsten. Du bist dumm und gemein. Du bist furchtbar dumm. Nein, ich ertrage dich nicht. Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun?“ knirschte Iwan.

„Mein Freund, ich wünsche gleichwohl Gentleman zu sein, und man soll mich auch wie einen solchen behandeln“, begann der Gast in einem Anfall einer schon ganz echt „schmarozerhaften“ und schon im voraus zur Nachgiebigkeit bereiten und gutmütigen Selbstliebe. „Ich bin arm, indes . . . ich will zwar nicht sagen, aber . . . gewöhnlich gilt es in der Gesellschaft als Axiom, daß ich ein gefallener Engel bin. Bei Gott, ich vermag mir nicht vorzustellen, auf welche Weise ich irgendwann hätte ein Engel sein können. Wenn ich es aber auch einst wirklich war, so ist das so lange her, daß es schon keine Sünde mehr ist, es vergessen zu haben. Jetzt suche ich mir den Ruf eines anständigen Menschen aufrechtzuerhalten und lebe, wie es sich gerade macht, indem ich mich bemühe, angenehm zu sein. Die Menschen liebe ich aufrichtig — oh, in vielem hat man mich verleumdet! Hier, wenn ich bisweilen zu euch übersiedele, verfließt mein Leben so, als ob ich auch tatsächlich etwas sei, und das gefällt mir am allerbesten. Ich leide ja auch selber, ganz so wie du, an einem Übermaß von Phantasie, und deshalb liebe ich auch euren irdischen Realismus. Hier bei euch ist alles scharf umrissen, hier eine Formel, dort Geometrie, bei uns aber ist alles immer nur so etwas wie unbestimmte Gleichungen! Hier gehe ich und denke. Ich liebe zu denken. Zudem werde ich auch abergläubisch auf der Erde — lache bitte nicht —, mir gefällt es ja gerade, daß ich abergläubisch werde. Hier nehme ich

alle eure Gewohnheiten an: ich habe Gefallen daran gefunden, in die Badeanstalt zu gehen — kannst du dir das vorstellen —, und ich liebe es, mich in Gesellschaft von Kaufleuten und Popen auf der Schwitzbank mit Ruten peitschen zu lassen. Mein Ideal ist es, mich zu verkörpern, aber schon endgültig und unwiderruflich, in irgendeiner sieben Pud¹ schweren Kaufmannsfrau, und an alles zu glauben, an was sie glaubt. Mein Ideal ist es, in die Kirche zu gehen und ein Lichtchen aufzustellen aus reinem Herzen, bei Gott so! Dann werden meine Leiden ein Ende haben. Auch mich heilen zu lassen, auch daran gerade habe ich bei euch Gefallen gefunden; im Frühling traten die Blattern auf, ich ging denn auch ins Findelhaus und ließ mich impfen — wenn du wüßtest, wie zufrieden ich an jenem Tage war: für die slawischen Brüder opferte ich zehn Rubel! Ja, du hörst mir ja gar nicht zu. Weißt du, du bist heute schon etwas gar sehr geistesabwesend.“ Und der Gentleman schwieg ein wenig. „Ich weiß, du gingst gestern zu jenem Arzte . . . nun, was macht denn deine Gesundheit? Was hat dir der Doktor gesagt?“

„Dummkopf!“ schnitt ihm Iwan das Wort ab.

„Wie aber bist du dafür gescheit! Du schimpfst wiederum? Ich frage ja eigentlich nicht aus Teilnahme, vielmehr nur so, du brauchst gar keine Antwort zu geben. Jetzt ist ja gerade wiederum die Zeit für den Rheumatismus gekommen . . .“

„Dummkopf!“ unterbrach ihn wiederum Iwan.

„Du sprichst immer nur das Deinige, ich habe mir aber vergangenes Jahr einen solchen Rheumatismus geholt, daß ich bis jetzt noch daran denke.“

„Der Teufel leidet an Rheumatismus?“

„Weshalb denn nicht, da ich mich ja bisweilen verkörperere.“

¹ Ein Pud = 16,4 Kilogramm.

Wenn ich mich aber verkörpere, so nehme ich auch die Folgen auf mich. *Satanas sum et nihil humanum a me alienum puto.*“

„Wie? Was? *Satanas sum et nihil humanum...* das ist gar nicht so dumm für den Teufel!“

„Ich bin froh, endlich einmal deinen Beifall gefunden zu haben.“

„Das hast du aber ja nicht von mir genommen“, fiel ihm plötzlich Iwan ins Wort, und es war so, als ob er durchaus betroffen sei. „Das ist mir niemals in den Kopf gekommen, das ist seltsam...“

„*C'est du nouveau, n'est-ce pas?* Diesmal will ich ehrlich verfahren und dir eine Erklärung geben. So höre denn: Im Traum, und besonders wenn ihn Alpdruck quält, weil sein Magen verdorben ist oder aus irgendeinem anderen Grunde, sieht der Mensch so kunstvolle Träume, eine so reale Wirklichkeit, derartige Ereignisse oder sogar eine ganze Reihe von Ereignissen, die durch eine solche Intrige miteinander verbunden sind, mit solchen überraschenden Einzelheiten, angefangen von euren höchsten Offenbarungen bis zum letzten Knopf auf dem Vorhemd, daß, ich schwöre dir, Leo Tolstoi nicht ausschneidet; und dabei sehen solche Träume bisweilen durchaus nicht bloß Fabulierer, vielmehr die allergewöhnlichsten Menschen: Beamte, Feuilletonschmierer, Popen... Hierin liegt sogar ein förmliches Rätsel; so hat sogar ein Minister selber mir eingestanden, daß ihm alle seine besten Gedanken im Schlafe kommen. Nun, so ist es gerade auch jetzt. Wenn ich auch deine Halluzination bin, so sage ich dir doch, so wie es auch im Träumen vorkommt, originelle Dinge, wie sie dir bis dahin gar nicht in den Kopf kamen, so daß ich schon durchaus nicht deine Gedanken wiederhole, und dabei bin ich doch nur deine Traumgestalt und weiter auch gar nichts.“

„Du lügst, deine Absicht ist gerade die, zu versichern, daß du für dich selber vorhanden bist, und keineswegs nur ein Geschöpf meines Fiebertraums; und da behauptest du jetzt selber, du seiest ein Traum!“

„Mein Freund, ich wandte heute eine ganz besondere Methode an, ich werde dir das später erklären. Halt einmal, wo bin ich denn nur stehen geblieben? Ja, da habe ich mich denn damals erkältet, nur nicht bei euch, vielmehr noch dort. . .“

„Wo dort? Sprich, wirst du noch lange bei mir bleiben, kannst du mich wirklich nicht verlassen?“ rief Iwan fast in Verzweiflung aus. Er hörte auf umherzugehen, er setzte sich auf den Divan, stützte sich wiederum auf den Tisch und presste mit beiden Händen seinen Kopf. Er riß sich das nasse Handtuch herunter und warf es mit Verdruß fort; augenscheinlich hatte es nichts genützt.

„Deine Nerven sind krank“, bemerkte der Gentleman mit ungezwungen lässiger, indes durchaus freundlicher Miene. „Du zürnst mir sogar deshalb, daß ich mich erkälten konnte, und dabei geschah das auf die allernatürlichste Weise. Ich eilte damals auf einen diplomatischen Abend zu einer Dame der höchsten Petersburger Gesellschaft, die Minister zu werden strebte. Nun, im Frack, weißer Krawatte, Handschuhe, aber gleichwohl war ich noch Gott weiß wo, und um zu euch auf die Erde zu kommen, mußte ich noch eine Weite durchfliegen. . . natürlich ist das nur ein Augenblick, aber selbst der Lichtstrahl braucht ganze acht Minuten von der Sonne zur Erde; aber, stelle dir nur vor, ich war ja in Frack und ausgeschnittener Weste. Die Geister erfrieren nicht, aber da ich mich schon einmal verkörpert hatte, so. . . mit einem Worte, ich ward leichtsinnig und ließ mich herab; aber dort gerade in diesen Weiten, im Äther, in diesem Wasser da, ‚was über dem Festen ist‘, da ist ja ein solcher Frost. . .“

das heißt, was für einer — das kann man schon gar nicht mehr Frost nennen; kannst du dir vorstellen: 150 Grad unter Null! Bekanntlich ist das ein Zeitvertreib der Bauernmädchen, bei dreißig Grad Kälte verleiten sie einen Harmlosen, ein Beil zu lecken: die Zunge friert augenblicklich fest, und der Löpel zieht blutend von ihr die Haut herunter; das geschieht schon bei dreißig Grad, aber bei 150, da, glaube ich, da braucht man ja nur den Finger ans Beil anzulegen, und es wird so sein, als ob er gar nicht gewesen wäre, wenn sich dort zufällig ein Beil befinden würde . . .“

„Kann sich denn dort ein Beil befinden?“ unterbrach ihn plötzlich zerstreut und mit Ekel Iwan Fjedorowitsch. Er kämpfte aus allen Kräften dagegen an, seinem Phantasieren zu glauben und endgültig in Sinnlosigkeit zu verfallen.

„Ein Beil?“ fragte der Gast mit Staunen.

„Nun ja, was wird denn dort aus dem Beile werden?“ schrie plötzlich in einer ganz wilden und trohigen Hartnäckigkeit Iwan Fjedorowitsch.

„Was in jenen Weiten aus einem Beile wird? Quelle idéal! Wenn es dort in eine gewisse Weite hingelangen wird, so wird es sich, denke ich, daran machen, um die Erde zu fliegen, ohne selber zu wissen weshalb, in der Art des Trabanten eines Planeten. Die Astronomen werden dann den Aufgang und den Untergang des Beiles ausrechnen. Gatzuk wird das in seinen Kalender aufnehmen, und das ist auch alles.“

„Du bist dumm, du bist furchtbar dumm!“ sprach widerspenstig Iwan. „Lüge gescheiter, sonst werde ich dich gar nicht anhören. Du willst mich mit Realismus bekämpfen, mich überzeugen, daß du bist, ich will aber gar nicht glauben, daß du bist! Ich werde es nicht glauben!“

„Ja, ich lüge ja gar nicht, alles ist ja die Wahrheit; leider Got-

tes ist die Wahrheit fast immer wenig geistvoll. Du, ich sehe das, erwartest entschieden von mir irgend etwas Großes und vielleicht auch Schönes. Das ist sehr schade, weil ich nur das gebe, was ich zu geben vermag . . .“

„Philosophiere doch nicht, du Esel!“

„Was ist denn da für eine Philosophie dabei, wenn mir die ganze rechte Seite steif ward, ich ächzte und brüllte. Ich war bei der ganzen Medizin: etwas zu erkennen vermögen sie vortrefflich, die ganze Krankheit werden sie dir wie an den Fingern herzählen, nun, aber sie ausheilen, das verstehen sie gar nicht. Es war da zufällig ein begeistertes Studentchen dabei. ‚Wenn Sie‘, spricht er, ‚auch sterben werden, so werden Sie dafür durchaus wissen, an welcher Krankheit Sie gestorben sind!‘ Da ist ferner diese ihre Manier, einen zu den Spezialisten zu senden. ‚Wir,‘ so soll das heißen, ‚wir erkennen bloß die Krankheit, dann aber gehen Sie zu dem und dem Spezialisten, er wird Sie schon heilen.‘ Ganz und gar, ich will es dir sagen, verschwand der frühere Arzt, der von allen Krankheiten kurierte. Jetzt gibt es nichts als Spezialisten, und alle zeigen sich in den Zeitungen an . . . Finge dir die Nase an weh zu tun, so schickt man dich nach Paris; dort, so soll das heißen, ist ein Spezialist von europäischem Ruf, der heilt Nasen. Wirst du aber nach Paris kommen, so wird er deine Nase untersuchen und sagen: ‚Ich vermag nur Ihren rechten Nasenflügel zu heilen, weil ich linke Nasenflügel nicht heile, das ist nicht meine Spezialität; fahren Sie aber von hier nach Wien, dort wird Ihnen ein besonderer Spezialist den linken Nasenflügel heilen.‘ Was soll man tun? Ich nahm meine Zuflucht zu den Volksmitteln; ein deutscher Arzt riet mir, im Bad auf der Schwizbank mich mit Honig und Salz abzureiben. Ich tat das einzig und allein, um nur noch einmal ins Bad zu gehen; am ganzen Körper habe ich mich eingeschmiert, aber

feinerlei Nutzen gehabt. In meiner Verzweiflung habe ich dem Grafen Mattei nach Mailand geschrieben; er sandte ein Buch und Tropfen. Gott mit ihm! Und stelle dir vor: Hoff's Malz-extrakt half! Ich kaufte ihn zufällig, trank anderthalb Fläschchen aus, und ich hätte dann tanzen können, alles war wie mit der Hand weggenommen! Ich beschloß, ihm unbedingt einen Dank in den Zeitungen drucken zu lassen, das Gefühl der Dankbarkeit sprach in mir, und da, stelle dir nur einmal vor, da hat es schon eine andere Geschichte gegeben: in keiner einzigen Redaktion nimmt man es an. ‚Schon gar zu rückständig wird das sein,‘ spricht man, ‚niemand wird es glauben, le diable n'existe point. Lassen Sie das lieber anonym drucken!‘ riet man mir. Nun, was ist das aber schon für ein Dank, wenn er anonym erscheint! Ich scherze mit den Kontorangestellten: ‚Rückständig ist es,‘ spreche ich, ‚in unserm Jahrhunderte an Gott zu glauben; ich bin aber ja der Teufel, an mich darf man schon glauben!‘ ‚Wir begreifen das,‘ sprechen sie, ‚wer wird denn nicht an den Teufel glauben? Aber gleichwohl geht das nicht an, es kann der ‚Richtung‘ schaden. Es sei denn etwa in der Art eines Scherzes?‘ Nun, als Scherz, dachte ich, wird das wenig geistreich sein. So hat man es denn auch nicht gedruckt. Und, glaubst du es wohl, dies ist mir sogar wie eine Last auf dem Herzen geblieben. Meine allerbesten Gefühle, wie zum Beispiel Dankbarkeit, sind mir formell verboten, einzig und allein durch meine soziale Lage.“

„Wiederum bist du bei der Philosophie angelangt?“ knirschte Iwan gehässig.

„Gott behüte mich davor, es ist ja aber bisweilen ganz unmöglich, sich nicht zu beklagen. Ich bin ein verleumdeter Mensch. Du sagst mir ja jeden Augenblick, ich sei dumm. Daran erkennt man aber auch den jungen Menschen. Mein Freund, nicht

auf den Verstand allein kommt es an! Ich habe zum Beispiel von Hause aus ein gutes und frohes Herz. Ich mache ja gleichfalls verschiedentliche Vaudevilles. Du, scheint es, hältst mich entschieden für den ergrauten Chlestakoff, mein Schicksal ist aber bei weitem ernster. Durch irgendeine veraltete Bestimmung, die ich niemals begreifen konnte, ward ich definiert als einer, der verneint, dabei bin ich aber aufrichtig gut und durchaus unfähig zum Verneinen. Nein, verneine nur immerzu, ohne Verneinung wird es keine Kritik geben; aber was ist das denn für eine Zeitschrift, wenn es da keine ‚Abteilung für Kritik‘ gibt? Ohne Kritik wird es ja ein einziges ‚Hosianna‘ sein. Für das Leben ist es aber nötig, daß dies Hosianna durch ein Feuer von Zweifeln hindurchgeht, nun und so weiter, in dieser Art. Ich mische mich übrigens in dieses alles gar nicht ein, nicht ich schuf es ja, nicht ich bin dafür Rechenschaft schuldig. Nun, so hat man denn einen Sündenbock erwählt, man zwang ihn, in der Abteilung für Kritik zu schreiben, und man erhielt Leben. Wir verstehen diese Komödie. Ich zum Beispiel verlange geradeswegs und einfach Erniedrigung für mich. ‚Nein, lebe du,‘ spricht man, ‚weil ohne dich gar nichts sein wird. Wenn auf der Erde alles vernünftig wäre, so wäre auch gar nichts vorgefallen. Ohne dich wird es gar keine Geschehnisse geben, es ist aber nötig, daß es sie gibt.‘ Nun, und da diene ich denn, sehr gegen meinen Willen, dazu, daß es Ereignisse gibt, und ich schaffe auf Befehl das Unvernünftige. Die Menschen halten diese ganze Komödie für etwas Ernsthaftes, ungeachtet sogar allen ihres unbestreitbaren Verstandes. Darin beruht ja auch gerade ihre Tragödie. Nun, und sie leiden, natürlich, aber . . . gleichwohl leben sie dafür wenigstens, leben sie in Wirklichkeit, nicht in der Phantasie; denn gerade das Leiden, das ist auch das Leben. Ohne Leiden, was wäre da in ihm für ein Vergnügen: alles würde sich in

einen einzigen endlosen Gottesdienst verwandeln; das wäre heilig, aber recht langweilig. Nun aber ich? Ich leide, aber trotzdem lebe ich nicht. Ich bin das X in einer unbestimmten Gleichung, ich bin eine Art Gespenst des Lebens, das alle Enden und Anfänge verlor, und sogar selber habe ich endlich vergessen, wie ich mich nennen soll. Du lachst . . . nein, du lachst nicht, du zürnst wiederum; du zürnst ewig, für dich soll alles nur für den Verstand sein, ich aber wiederhole dir gleichwohl, daß ich dieses ganze Leben über den Sternen hergeben würde, alle Ränge und Ehren, nur dafür, um mich in der Seele einer sieben Pud schweren Kaufmannsfrau zu verkörpern und Gott Lichtchen aufzustellen.“

„So glaubst auch du schon nicht an Gott?“ grinste Iwan gehässig.

„Das heißt, wie soll ich es dir denn nur sagen, wenn du nur im Ernste . . .“

„Gibt es Gott oder nicht?“ schrie wiederum Iwan mit wilder Hartnäckigkeit.

„Wie aber, so fragst du wirklich im Ernste? Mein Täubchen, bei Gott, ich weiß es nicht, damit habe ich dir denn ein großes Wort gesagt.“

„Du weißt es nicht, aber du siehst Gott? Nein, du bist nicht ‚du‘, du bist — ‚ich‘, du bist ‚ich‘ und weiter auch gar nichts! Du bist ein Dreck! Du bist meine Phantasie!“

„Das heißt, wenn du willst, bin ich von der gleichen Philosophie wie du, siehst du, dies wird gerecht sein. Je pense, donc je suis, dies weiß ich ganz gewiß; das übrige aber, was um mich herum ist, alle diese Welten, Gott und sogar der Satan selber — alles dies ist für mich nicht bewiesen, existiert es an und für sich, oder ist es nur eine Ausströmung von mir, eine folgerichtige Entwicklung meines ‚Ich‘, das in der Endlichkeit lebt und in

einer Person . . . mit einem Worte, ich unterbreche mich schleunigst, weil es so scheint, als ob du sogleich auffspringen und zu raufen anfangen wirst.“

„Besser wäre es, du erzähltest irgendeine Anekdote!“ murmelte Iwan mit krankhafter Miene.

„Eine Anekdote weiß ich und gerade auf unser Thema; das heißt, das ist eigentlich keine Anekdote, vielmehr so eine Legende. Du wirfst mir ja Unglauben vor: ‚Du siehst ja und glaubst dabei nicht.‘ Aber, mein Freund, ich bin ja nicht allein ein solcher, bei uns haben sich jetzt alle dort verwirrt, und alles infolge eurer Wissenschaften. Solange es erst Atome gab, fünf Sinne, vier Elemente, nun, da hat sich noch alles irgendwie zusammengereimt. Die Atome hat es ja auch schon in der alten Zeit gegeben. Als man aber nur eben bei uns erfuhr, daß ihr dort bei euch ‚das chemische Molekül‘ entdeckt, ja, das ‚Protoplasma‘, ja, und der Teufel weiß was noch — da haben sie bei uns auch die Schwänze zwischen die Beine genommen. Es erhob sich einfach ein Durcheinander; die Hauptsache — Aberglaube, Klatschereien; Klatschereien gibt es ja auch bei uns ganz ebenso viele wie bei euch, sogar um ein Tröpfchen mehr, aber endlich auch Angebereien; es gibt ja auch bei uns so eine Abteilung, wo man gewisse ‚Nachrichten‘ in Empfang nimmt. Das ist denn auch diese wilde Legende, noch aus unseren mittleren Jahrhunderten stammt sie — nicht euren, vielmehr unsern — und niemand glaubt an sie, sogar bei uns, außer sieben Pud schweren Kaufmannsfrauen, das heißt, wiederum nicht von den eurigen, vielmehr von unsern Kaufmannsfrauen. Alles was bei euch ist — ist auch bei uns; auch da enthülle ich dir schon aus Freundschaft ein Geheimnis von uns, wenn das auch verboten ist. Diese Legende handelt aber vom Paradiese. Es war sozusagen hier bei euch auf der Erde ein solcher Denker und Philo-

soph, alles verneinte er: Geseze, Gewissen, Glauben, aber die Hauptsache — das zukünftige Leben. Er starb, er dachte, er werde geradeſwegs in Finſternis und Tod eingehen, aber vor ihm iſt — das zukünftige Leben. Er erſtaunte und ward unwillig. ‚Dies‘, ſpricht er, ‚widerspricht meinen Überzeugungen.‘ Gerade dafür hat man ihn denn auch gerichtet — das heißt, ſiehſt du, verzeihe du mir, ich gebe ja nur wieder, was ich ſelber hörte, das iſt ja nur eine Legende — man verurteilte ihn, ſiehſt du, dazu, er ſolle im Finſtern eine Quadrillion Kilometer durchſchreiten (bei uns zählt man ja jezt nach Kilometern), und wenn dieſe Quadrillion zu Ende ſei, dann werde man ihm die Paradiesſporten öffnen und ihm alles verzeihen . . .“

„Aber was gibt es denn für Qualen bei euch in jener Welt, außer dieſer Quadrillion da?“

„Was für Qualen? Ach, frage lieber gar nicht. Früher gab es dieſe und jene, jezt aber ſind immer mehr die moralischen in Aufnahme gekommen, die ‚Gewiffensbiſſe‘ und dieſer ganze Schwindel. Dies iſt gleichfalls von euch zu uns herübergekommen, mit ‚der Milderung eurer Sitten.‘ Nun, und wer hat denn dabei gewonnen? Einzig und allein die Gewiffenloſen; denn was bedeuten ihm denn Gewiffensbiſſe, da er doch überhaupt kein Gewiffen hat? Dafür haben aber die anſtändigen Leute gelitten, die ſich noch Gewiffen und Ehre erhalten hatten . . . Da haſt du denn Reformen, für die die Grundlage nicht vorbereitet ward, ja, und die dazu noch fremden Einrichtungen entlehnt ſind — nichts kommt dabei heraus als ein einziger Schaden! Das frühere Höllefeuer wäre beſſer. Nun, ſo ſtand denn jener zu einer Quadrillion Verurteilte, ſah etwas vor ſich hin und legte ſich dann quer über den Weg. ‚Ich will nicht gehen, aus Grundſatz will ich nicht gehen!‘ Nimm die Seele eines aufgeklärten ruffiſchen Atheiſten und miſche ſie mit der Seele des

Propheten Jonas, der drei Tage und drei Nächte im Bauche eines Walfisches schmollte — da hast du den Charakter jenes Denkers, der sich auf dem Wege niedergelegt hatte.“

„Auf was hat er sich denn aber da hingelegt?“

„Nun, da war wahrscheinlich schon etwas da. Du machst dich nicht lustig über mich?“

„Du Teufelskerl!“ rief Iwan aus, immer in der gleichen seltsamen Erregung. Jetzt lauschte er schon mit ganz überraschender Neugier. — „Nun, wie denn, liegt er auch jetzt noch dort?“

„Das ist ja gerade die Geschichte, daß das nicht der Fall ist. Er lag fast tausend Jahre dort, dann stand er aber plötzlich auf und machte sich auf den Weg.“

„Das ist einmal ein Esel!“ rief Iwan aus, und er lachte nervös, wobei es immer so schien, als ob er sich alle Mühe gebe, sich irgend etwas klar vorzustellen. — „Ist es denn nicht einerlei, ewig zu liegen oder eine Quadrillion Werst zu gehen? Dazu muß man wohl eine Billion Jahre gehen?“

„Sogar bei weitem mehr; da habe ich nur eben keinen Bleistift und kein Zettelchen bei mir, sonst könnte man es sogleich ausrechnen. Er ist ja schon längst zu seinem Ziele gelangt, und da fängt auch gerade erst die Anekdote an.“

„Wie ist er denn an sein Ziel gelangt? Ja, wo hat er denn die Billion Jahre hergenommen?“

„Ja, du denkst da ja immer an unsere jetzige Erde! Ja, aber unsere jetzige Erde hat sich vielleicht selber billionenmal wiederholt; nun, sie ward altersschwach, sie vereiste, sprang entzwei, fiel auseinander, zerlegte sich in ihre Elemente, wiederum war da das Wasser ‚über dem Festen‘, darauf wiederum der Komet, wiederum die Sonne, wiederum aus der Sonne die Erde — diese Entwicklung wiederholt sich ja vielleicht schon unendlich

oft, und alles auf eine und dieselbe Weise bis zum kleinsten Strichelchen . . . Das ist ja allerunanständigste Langeweile!"

„Nun, nun, was ist aber dann geschehen, als er sein Ziel erreicht hatte?“

„Kaum hatte man ihm aber die Pforte des Paradieses geöffnet, und er war nur eben eingetreten, da, noch nicht zwei Sekunden hatte er dort verweilt, und das nach der Uhr, nach der Uhr (wiewohl meiner Meinung nach seine Uhr sich schon längst hätte in ihre Elemente auflösen müssen, unterwegs in seiner Tasche), bevor er also noch zwei Sekunden dort verweilt hatte, rief er aus, man könne für diese zwei Sekunden nicht nur eine Quadrillion, vielmehr eine Quadrillion von Quadrillionen durchwandern, ja, wenn man sie auch noch in die quadrillionste Potenz erhebe! Mit einem Worte, er sang ‚Hosianna!‘ ja, und er ‚übersalzte‘ das noch, so daß einige, die eine vornehmere Denkart hatten, ihm sogar dort in der ersten Zeit nicht einmal die Hand geben wollten: allzu eifrig war er schon zu den Konservativen übergesprungen. Ein russisches Naturell! Ich wiederhole: das ist nur eine Legende. Wofür er gekauft hatte, dafür hat er es auch verkauft. So siehst du denn, was für Begriffe dort bei uns über alle diese Gegenstände im Umlauf sind.“

„Ich habe dich erwischt!“ rief Iwan mit einer fast ganz kindlichen Freude, gleich als ob er sich schon endgültig an irgend etwas erinnern könne. — „Diese Anekdote über die Quadrillion Jahre — dies habe ich selber erfunden! Ich war damals siebzehn Jahre alt, ich war auf dem Gymnasium . . . Ich verfaßte damals diese Anekdote und erzählte sie einem Schulkameraden! Er hieß Korowkin, das war in Moskau . . . Diese Anekdote ist so charakteristisch, daß ich sie von nirgend woher hätte nehmen können. Ich hatte sie schon fast vergessen . . . sie ist mir aber jetzt unbewußt wieder eingefallen — ganz von selber, nicht du

hast sie mir erzählt! Wie man sich ja bisweilen unbewußt an tausend Dinge erinnert, sogar noch wenn man zum Schafott gefahren wird . . . im Traume ist es mir eingefallen. Du hier, du bist auch gerade dieser Traum! Du bist ein Traum, und du existierst gar nicht!"

„Nach der Frechheit zu urteilen, mit der du mich bestreitest,“ und der Gentleman lachte, „bin ich überzeugt davon, daß du gleichwohl an mich glaubst!"

„Nicht im geringsten! Nicht um ein Hundertstel glaube ich!"

„Aber um ein Tausendstel glaubst du wohl. Die geometrischen Beziehungen sind ja vielleicht die allermächtigsten. Gesteh, daß du glaubst, nun, um ein Zehntausendstel!"

„Nicht eine Minute!" schrie wütend Iwan. — „Ich möchte übrigens an dich glauben!" fügte er plötzlich seltsam hinzu.

„Oho! Das ist doch eine Weichte! Ich bin aber gut, ich werde dir auch da helfen. Höre: da habe ich dich erwischt, aber nicht du mich! Ich habe dir absichtlich deine eigene Anekdote erzählt, die du schon vergessen hattest, damit du endgültig den Glauben an mich verlieren solltest!"

„Du lügst! Der Zweck deines Erscheinens ist ja gerade der, mich zu überzeugen, daß du wirklich bist."

„Durchaus. Aber die Schwankungen, aber die Unruhe, aber der Kampf des Glaubens und des Unglaubens — das ist ja bisweilen eine solche Qual für einen gewissenhaften Menschen, gerade so einen wie du, daß man sich lieber erhängen möchte. Gerade weil ich weiß, daß du um ein Tröpfchen an mich glaubst, habe ich dir schon endgültig Mißtrauen eingeflößt, indem ich diese Anekdote erzählte. Ich führe dich unaufhörlich zwischen Glauben und Unglauben hin und her, und da habe ich meine ganz bestimmte Absicht dabei. Eine neue Methode ist das; wenn du ja völlig allen Glauben an mich verlieren wirst, so wirst du

folgleich auch anfangen, mir ins Gesicht zu versichern, daß ich durchaus kein Traum bin, vielmehr tatsächlich lebe, ich kenne dich schon. Und dann werde ich gerade auch mein Ziel erreichen! Mein Ziel ist aber edel: ich werde nur ein winziges Samenkörnchen Glauben auf dich werfen, aus dem wird aber ein Eichbaum emporkwachsen — ja, und noch dazu ein solcher Eichbaum, daß, wenn du auf ihm sitzen wirst, dich Sehnsucht erfassen wird, dich ‚den Vätern Einsiedlern und den lasterlosen Weibern‘ anzuschließen; denn es verlangt dich gar sehr, gar sehr im geheimen danach, du wirst Heuschrecken essen und dich in die Wüste schleppen, um deine Seele zu retten.“

„So bemüht du Nichtsnutz dich denn um die Rettung meiner Seele?“

„Man muß doch wohl irgendwann einmal auch ein gutes Werk tun. Du ärgerst dich, du ärgerst dich, wie ich sehe!“

„Hanswurst du! Hast du denn irgendwann einen von denen in Versuchung geführt, die gerade Heuschrecken essen, ja, siebzehn Jahre in der nackten Wüste beten und Moos ansetzen?“

„Mein Läubchen, nur dies eine habe ich bis jetzt getan. Die ganze Welt und alle Welten wirst du vergessen, und an einen solchen wirst du dich festkleben, weil dieser Brillant schon gar sehr wertvoll ist; eine einzige solche Seele ist ja bisweilen ein ganzes Sternbild wert — wir haben ja unsere eigene Arithmetik. Gerade der Sieg da, der ist ja so wertvoll! Da sind aber einige von ihnen, bei Gott, nicht niedriger als du in ihrer geistigen Entwicklung, magst du daran auch nicht glauben. Solche Abgründe des Glaubens und Unglaubens können sie anschauen in einem und demselben Augenblick, daß es wahrlich bisweilen so scheint, als hinge es nur an einem Härchen, und dieser Mensch wird hinabfliegen ‚mit den Beinen nach oben‘, wie der Schauspieler Gorbinoſſſ sagt.“

„Nun, und was denn, bist du mit langer Nase abgezogen?“

„Mein Freund,“ bemerkte anzüglich der Gast, „gleichwohl ist es bisweilen besser, mit langer Nase abzuziehen, als völlig ohne Nase, wie noch unlängst ein kranker Marquis (ihn muß wohl ein Spezialist geheilt haben) in der Beichte seinem jesuitischen Beichtvater sagte. Ich war dabei — das war einfach entzückend: ‚Geben Sie mir,‘ spricht er, ‚meine Nase zurück!‘ Und er schlägt sich auf seine Brust. ‚Mein Sohn,‘ sucht sich der Pater herauszureden, ‚alles erfüllt sich nach dem unerforschlichen Walten der Vorsehung, und ein sichtbares Übel zieht bisweilen einen außerordentlichen, wenn auch unsichtbaren Vorteil nach sich. Wenn ein strenges Schicksal Sie der Nase beraubte, so besteht Ihr Vorteil darin, daß es schon niemand in Ihrem ganzen Leben wagen wird, Ihnen vorzuwerfen, Sie seien mit langer Nase abgezogen.‘ — ‚Heiliger Vater, das ist kein Trost!‘ ruft der Verzweifelte aus. ‚Ich wäre im Gegenteil entzückt davon, mein ganzes Leben lang jeden Tag mit einer langen Nase abzuziehen, wenn sie sich bei mir nur da befände, wo sie hingehört!‘ ‚Mein Sohn,‘ seufzt der Pater, ‚alle Wohltaten kann man nicht auf einmal verlangen, und dies ist bereits Murren gegen die Vorsehung, die sogar auch hierbei Sie nicht vergaß; denn wenn Sie ausrufen, wie Sie soeben taten, Sie seien mit Freuden bereit, Ihr ganzes Leben mit langer Nase abzuziehen, so ist hier schon mittelbar Ihr Wunsch erfüllt: denn da Sie Ihre Nase verloren haben, so sind Sie gerade dadurch gleichwohl sozusagen mit langer Nase abgezogen. . . .“

„Pfui, wie dumm!“ rief Iwan aus.

„Mein Freund, ich wollte dich nur zum Lachen bringen, aber ich schwöre dir, dies ist echte jesuitische Kasuistik, und ich schwöre dir auch, dies alles ist wörtlich so vorgefallen, wie ich es dir erzählte. Dieser Vorfall trug sich unlängst zu und verursachte mir

viel Mühe. Als nämlich dieser unglückliche junge Mensch nach Hause zurückkehrte, hat er sich noch in derselben Nacht erschossen; ich wich nicht von seiner Seite bis zum letzten Augenblick. . . Was aber diese jesuitischen Beichtstühlchen anbetrifft, so sind sie tatsächlich meine allerliebste Zerstreuung in den traurigen Augenblicken meines Lebens. Hier hast du zum Beispiel noch einen Fall, der sich schon in unseren Tagen abspielt: Es kommt da zu einem greisen Pater ein Blondinchen, eine kleine Normannin, ein Mädchen von zwanzig Jahren. Eine Schönheit, ein Körper, eine Natur — der Speichel läuft einem nur so! Sie beugt sich nieder und flüstert dem Vater durch das Fensterchen ihre Sünden zu. — ‚Wie denn, meine Tochter, sind Sie wirklich schon wiederum gefallen?‘ ruft der Vater aus. — ‚O Sancta Maria, was höre ich: schon nicht mehr mit jenem! Aber wie lange soll das denn noch so weitergehen, und wie schämen Sie sich denn nicht!‘ — ‚Ach, mon père,‘ antwortet die Sünderin, ganz in Reuetränen, ‚Ç’a lui fait tant de plaisir et à moi si peu de peine!‘ Nun stelle dir einmal vor, was ist das für eine Antwort! Da bin sogar ich schon zurückgetreten; das ist ja der Schrei der Natur selber, das ist, wenn du willst, besser als die Unschuld selbst! Ich habe ihr dort schon die Sünden vergeben und wollte schon hinausgehen, ich war aber sogleich schon genötigt umzukehren: ich höre, der Vater macht durch das Beichtfensterchen mit ihr für den Abend ein Stelldichein aus — aber er ist ja ein Greis — ein Kieselstein, und da fiel auch er in einem Augenblick! Die Natur, das Recht der Natur nahm das Seinige! Was rümpfst du denn wiederum die Nase, was erobst du dich wiederum? Ich weiß schon nicht, womit ich dir angenehm sein kann. . .“

„Laß mich in Ruh! Du kloppst in meinem Hirn wie ein Fiebertraum, den man nicht loswerden kann“, seufzte krankhaft Iwan, in Machtlosigkeit vor seinem Gespenst. — „Es ist mir

langweilig mit dir, unerträglich und qualvoll! Ich würde viel dafür geben, wenn ich dich wegzagen könnte!"

„Ich wiederhole es, mäßige deine Forderungen, verlange nicht von mir ‚alles Große und Schöne‘, und du wirst sehen, wie freundschaftlich wir uns miteinander einleben werden“, murmelte der Gentleman belehrend. — „In Wahrheit zürnst du nur deshalb, weil ich dir nicht irgendwie in rotem Lichte erschien, ‚donnernd und blickend‘ mit versengten Flügeln, ich vielmehr in so bescheidener Gestalt vor dich hintrat. Du bist beleidigt, erstens in deinen ästhetischen Empfindungen, zweitens aber in deinem Stolz. Wie konnte nur, so meinst du, einem so großen Mann ein so gemeiner Teufel erscheinen? Nein, in dir ist gleichwohl jene romantische Ader, die schon Bjelinsky so verlachte. Was soll man tun, junger Mann? Ich beabsichtigte ja gerade erst vorhin, als ich mich zu dir auf den Weg machte, zum Scherz dir in der Gestalt eines ‚wirklichen Staatsrates außer Dienst‘ zu erscheinen, der im Kaukasus gedient hatte, mit dem Stern des Löwen und der Sonne am Fraß; ich fürchtete mich aber entschieden, weil du mich durchgeprügelt hättest dafür, daß ich es wagte, den Löwen und die Sonne an den Fraß zu stecken und nicht zum mindesten den Polarstern oder den Sirius. Noch immer bestehst du ja darauf, ich sei dumm. Aber, mein Gott, ich erhebe ja auch keinen Anspruch darauf, mich mit dir an Geist zu messen. Als Mephistopheles bei Faust erschien, bezeugte er von sich, daß er das Böse wolle, aber nur das Gute tue. Nun, wie er das will, mit mir ist das aber durchaus umgekehrt. Ich bin vielleicht der einzige Mensch in der ganzen Natur, der die Wahrheit liebt und aufrichtig das Gute will. Ich war dabei, als das am Kreuze verschiedene ‚Wort‘ zum Himmel auffuhr, in seinen Armen haltend die Seele des ihm zur Rechten gekreuzigten Räubers; ich hörte das frohe Jauchzen der Cherubim,

die sangen und jubelten ‚Hosianna!‘ und den lauten Aufschrei des Entzückens der Seraphime, und der Himmel erbebte davon und das ganze Weltgebäude. Und da, ich schwöre es dir bei allem Heiligen, was es gibt, ich wollte mich dem Chore anschließen und mit allen ‚Hosianna‘ schreien! Schon wollte der Ruf empordringen in mir, schon rang er sich aus meiner Brust hervor — ich bin ja, du weißt es, sehr eindrucksfähig und künstlerisch empfänglich. Aber die gesunde Vernunft — oh, das ist die allerunseligste Eigenart meiner Natur — hielt mich auch da in den gebotenen Grenzen zurück, und ich ließ den Augenblick verstreichen! Denn was, dachte ich in diesem selben Augenblicke, was wäre denn die Folge dieses meines Hosianna? Sogleich wäre schon alles auf der Welt erloschen, und keine Ereignisse würden sich mehr zutragen. Und siehst du, einzig und allein durch meine Pflichttreue und wegen meiner sozialen Stellung war ich genötigt, in mir diesen schönen Augenblick zu unterdrücken und bei Schweinereien zu bleiben. Die Ehre für das Gute nimmt irgendwer völlig für sich in Anspruch, mir aber sind nur die Schweinereien für mein Teil geblieben. Ich beneide ihn aber auch nicht, mit solcher billigen Ehre zu leben, ich bin nicht ehrgeizig. Weshalb ward aber von allen Geschöpfen in der Welt ich allein dazu bestimmt, von allen anständigen Menschen verflucht und sogar mit Füßen und Stiefeln getreten zu werden; denn da ich mich verkörpere, muß ich bisweilen auch solche Folgen auf mich nehmen? Ich weiß es ja, das ist ein Geheimnis, aber dies Geheimnis will man mir eben um keinen Preis eröffnen, weil ich dann am Ende gar, wenn ich erraten habe, um was es sich da eigentlich handelt, aufbrüllen werde ‚Hosianna‘, und dann würde sogleich schon das unentbehrliche Minus entschwinden, und damit würde natürlich alles ein Ende haben, sogar die Zeitungen und die Journale,

denn wer wird dann noch auf sie abonnieren? Ich weiß es ja, schließlich werde auch ich mich versöhnen, auch ich werde meine Quadrillion zu Ende schreiten, und ich werde dann auch das Geheimnis erfahren. Bis das aber geschehen wird, schmolle ich und erfülle widerstrebenden Herzens meine Bestimmung: Tausende zugrunde zu richten, damit sich ein einziger retten kann! Wieviel Seelen muß man zum Beispiel zugrunde richten und wieviel ehrenhafte Rufe zuschanden machen, um nur einen einzigen gerechten Hiob zu erhalten, um dessentwillen man mich so böse hineinlegte in jener Zeit! Nein, bevor ich nicht hinter das Geheimnis komme, bestehen für mich zwei Wahrheiten: eine dort, die ihrige, die mir vorerst völlig unbekannt ist, und dann die meinige. Und es ist noch nicht erwiesen, welche die reinere sein wird. . . Du bist eingeschlafen?"

„Wie sollte ich!“ stöhnte Iwan wütend, „was es auch nur in meiner Natur gibt, was dumm ist, längst schon überlebt, längst schon verarbeitet in meinem Geiste, was ich verwarf wie Aas, das gerade bietest du mir, als sei es eine Neuheit!“

„Auch hier habe ich es also nicht recht gemacht! Und ich dachte dich schon zu bestechen durch meine literarische Ausdrucksweise; dies ‚Hosianna‘ im Himmel, das ist aber doch wirklich nicht schlecht bei mir herausgekommen? Dann aber auch soeben erst dieser satirische Ton à la Heine, nicht wahr?“

„Nein, ich war niemals ein solcher Knecht! Wie konnte dann aber meine Seele einen solchen Lakaien wie dich gebären?“

„Mein Freund, ich kenne ein gar reizendes und gar liebes russisches Herrensdhnen, einen jungen Denker und großen Liebhaber der Literatur und ausgesuchter Dinge, den Autor einer Dichtung, die viel verspricht unter dem Titel: ‚Der Großinquisitor . . .‘ Ihn habe ich ja auch nur im Sinne gehabt!“

„Ich verbiete es dir, von dem ‚Großinquisitor‘ zu sprechen“, rief Iwan aus, ganz rot vor Scham.

„Nun, aber die ‚geologische Umwälzung‘? Erinnerst du dich? Das ist aber doch schon ein kleines Gedicht!“

„Schweig, oder ich schlage dich tot!“

„Da willst du mich nun auch gleich totschiagen? Nein, verzeih mir schon, ich werde alles aussprechen. Ich bin ja auch nur deshalb gekommen, um mich an diesem Vergnügen zu erlaben. Oh, wie liebe ich die Träume meiner feurigen, jungen, von Lebensdurst zitternden Freunde! ‚Dort gibt es neue Menschen‘, entschiedest du noch im verflossenen Frühjahr, als du dich hierher aufmachtest. Sie haben die Absicht, alles zu zerstören und mit der Menschenfresserei zu beginnen. Die Schafsköpfe, mich haben sie nicht um Erlaubnis gefragt! Meiner Ansicht nach brauchte man auch gar nichts niederzureißen, man muß nur einzig und allein im Menschen die Gedanken an Gott zerstören, das ist es, womit man zu beginnen hat! Damit, damit muß man den Anfang machen. — O ihr Blinden, die ihr gar nichts begreift! Wenn sich erst einmal die Menschheit durchweg von Gott los sagen wird (ich aber glaube, daß diese Periode, eine Parallelbewegung zu den geologischen Perioden, sich auch tatsächlich vollziehen wird), so wird ganz von selber, ohne jede Menschenfresserei, die ganze frühere Weltanschauung zusammenbrechen, und die Hauptsache, die ganze frühere Sittlichkeit, und es wird alles Neue anbrechen. Die Menschen werden sich vereinigen, um vom Leben alles zu nehmen, was es geben kann, aber zweifellos einzig und allein für das Glück und die Freude in dieser Welt! Der Mensch wird sich erhöhen durch den Geist göttlichen, titanischen Stolzes, und der Mensch-Gott wird auftreten. Indem der Mensch stündlich, und schon ohne Grenzen zu finden, durch seine Willenskraft und die Wissenschaft die Natur

besiegt, wird er gerade dadurch zu jeder Stunde ein so hohes Entzücken empfinden, daß das ihm alle früheren Hoffnungen auf himmlische Seligkeit ersetzen wird. Ein jeder wird erkennen, daß er durchaus sterblich ist, auch ohne Auferstehung, und er wird den Tod stolz empfangen und ruhig wie Gott. Er wird aus Stolz begreifen, daß er durchaus keine Veranlassung hat, deswegen zu murren, daß das Leben nur ein Augenblick ist, und er wird dann seinen Bruder schon ohne jeden Lohn lieben. Die Liebe wird nur den Augenblick des Lebens befriedigen; aber schon allein das Bewußtsein ihrer Augenblicklichkeit wird ihr Feuer um so viel verstärken, als sie vordem auseinanderfiel in Hoffnungen auf die Liebe jenseits des Grabes und in alle Unendlichkeit . . . nun, und so weiter, und so weiter in dieser Art. Das ist allerliebste."

Iwan saß da, hielt sich mit den Händen die Ohren zu, und blickte zur Erde, er begann aber am ganzen Körper zu zittern. Die Stimme sprach weiter:

„Die Frage ist jetzt die: glaubte mein junger Denker, es sei möglich, daß eine solche Periode irgendwann hereinbrechen werde, oder glaubte er das nicht? Wenn sie hereinbrechen wird, dann ist alles entschieden, und die Menschheit wird sich endgültig auf Erden einrichten. Da das aber in Hinsicht auf die eingewurzelte Dummheit der Menschen am Ende gar auch in tausend Jahren nicht erreicht werden wird, so ist es jedem, der jetzt schon diese Wahrheit erkennt, erlaubt, sich ganz so, wie es ihm beliebt, auf neuen Grundlagen sein Leben aufzubauen. In diesem Sinne ist ihm ‚alles erlaubt‘. Nicht nur das; wenn sogar auch diese Periode niemals hereinbrechen wird, so wird es, da es ja gleichwohl weder Gott gibt noch eine Unsterblichkeit, dem neuen Menschen erlaubt sein, Mensch=Gott zu werden, wenn sogar auch nur einem einzigen in der ganzen Welt, und er wird natürlich

schon in seiner neuen Stellung mit leichtem Herzen jede frühere sittliche Hemmung des früheren Knecht-Menschen einfach überspringen, wenn das erforderlich sein sollte. Für Gott gibt es kein Gesetz! Wo Gott erscheinen wird — dort ist der Ort schon ein göttlicher! Wo ich hintreten werde, da wird auch sogleich schon der erste Platz sein . . . ,alles ist erlaubt‘ und damit basta! Dies alles ist allerliebste; nur wenn du schon einmal betrügen wolltest, wozu brauchst du denn da noch, so sollte man meinen, die Sanktion der Wahrheit? Aber so ist schon unser heutiger russischer Mensch: ohne Sanktion entschließt er sich nicht einmal, Betrügereien zu machen, bis zu dem Grade hat er schon die Wahrheit liebgewonnen . . .“

Der Gast ergözte sich augenscheinlich an seiner eigenen Beredsamkeit, immer mehr erhöhte er seine Stimme, und er schaute dabei höhnisch auf den Hausherrn; es gelang ihm aber nicht, zu Ende zu kommen. Iwan ergriff plötzlich vom Tisch ein Glas und warf es weit ausholend auf den Redner.

„Ach, mais c'est bête enfin!“ rief jener aus, indem er von dem Divan aufsprang und die Teetrophen abschüttelte. — „Luthers Tintenfaß ist dir in den Kopf gekommen! Er hält mich für einen Traum, und dabei wirft er mit Gläsern nach mir! Das ist Weiberart! Ich habe ja aber auch gleich vermutet, daß du nur so tatest, als habest du dir die Ohren zugestopft, du hast aber doch gehört . . .“

Gegen den Fensterrahmen ward plötzlich vom Hofe aus fest und beharrlich geklopft. Iwan Fjedorowitsch sprang vom Divan auf.

„Hörst du, öffne lieber!“ schrie der Gast. „Das ist dein Bruder Mescha mit der allerunerwartetsten und interessantesten Nachricht, dafür bürgе ich dir schon!“

„Schweig, Betrüger, ich habe früher als du gewußt, daß dies Mescha ist, ich habe ihn vorausgeahnt; und natürlich kommt er

nicht umsonst, natürlich mit einer Nachricht . . ." rief Iwan außer sich.

„Öffne doch, so öffne doch! Auf dem Hof herrscht Schneegestöber, und er ist doch dein Bruder! Monsieur, *sait-il* le temps, qu'il fait? C'est à ne pas mettre un chien dehors . . .“

Das Klopfen hielt an. Iwan wollte gerade eben zum Fenster stürzen, es war aber so, als ob ihm plötzlich irgend etwas Hände und Füße gefesselt habe. Er strengte alle seine Kräfte an, um seine Fesseln zu durchbrechen, aber vergeblich. Das Klopfen an das Fenster ward immer rascher und lauter. Plötzlich brachen die Fesseln, und Iwan Fjedorowitsch erhob sich vom Diwan. Er schaute wild um sich. Beide Lichter waren fast niedergebrannt; das Glas, das er eben erst auf seinen Gast geworfen hatte, stand vor ihm auf dem Tische, auf dem gegenüberstehenden Diwan saß aber überhaupt niemand. Wenn nun auch das Klopfen an den Fensterrahmen durchaus nicht aufhörte, so war es doch keineswegs so laut, wie es ihm soeben noch im Traum geschienen hatte, im Gegenteil, es war sehr gehalten.

„Das ist kein Traum! Nein, ich schwöre, das war kein Traum, alles dies ist soeben auch tatsächlich so gewesen!“ rief Iwan Fjedorowitsch aus, stürzte zum Fenster hin und öffnete es.

„Alescha, ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht kommen!“ schrie er wild dem Bruder zu. — „In zwei Worten, was willst du denn? In zwei Worten, hörst du!“

„Vor einer Stunde hat sich Smerdjakoff erhängt“, antwortete vom Hofe aus Alescha.

„Komm zur Haustür, ich werde dir sogleich öffnen“, sprach Iwan; und er ging, Alescha hereinzulassen.

„Das hat er gesagt!“

Als Alescha eintrat, teilte er Iwan Fjedorowitsch mit, vor kaum einer Stunde sei Marja Kondratjewna zu ihm in seine Wohnung gelaufen gekommen und habe ihm eröffnet, Smerdjakoff habe Selbstmord verübt. ‚Ich gehe da zu ihm hinein, die Leemaschine fortzutragen, er aber hängt an der Mauer an einem Nagel.‘ Auf Aleschas Frage, ob sie das denn am entsprechenden Orte angezeigt habe, antwortete sie, sie habe das niemandem mitgeteilt. ‚Ich bin vielmehr geradeswegs zu allererst zu Ihnen hingestürzt und den ganzen Weg nur so gelaufen!‘ Sie war wie von Sinnen, erzählte Alescha, und sie zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub. Als aber er, Alescha, mit ihr zu ihrer Hütte gelaufen sei, da habe er den Smerdjakoff noch immer hängend angetroffen. Auf dem Tische lag folgender Zettel: ‚Ich vernichte mein Leben freiwillig und gerne, um niemanden zu beschuldigen.‘ Alescha ließ auch diesen Zettel auf dem Tische liegen und ging geradeswegs zum Kreisrichter und machte ihm über alles Mitteilung. „Von ihm aber ging ich geradeswegs zu dir“, schloß Alescha, und er schaute Iwan starr ins Gesicht. Die ganze Zeit über, während er erzählte, hatte er seine Augen nicht von ihm abgewandt, gleich als ob er durch etwas im Ausdruck seines Gesichtes erschüttert sei.

„Bruder,“ schrie er plötzlich, „du bist wirklich schwer krank! Du schaust mich an, und es ist dabei so, als ob du gar nicht verstehst, was ich spreche!“

„Es ist gut, daß du gekommen bist“, murmelte wie in Gedanken versunken Iwan und so, als ob er den Ausruf Aleschas über-

haupt nicht vernommen habe. „Ich wußte ja aber, daß er sich erhängte.“

„Von wem denn?“

„Ich weiß es nicht, ich wußte es aber. Wußte ich es? Ja, er hatte es mir gesagt. Er hatte es mir eben erst gesagt . . .“

Iwan stand mitten im Zimmer und sprach immer ebenso, in Gedanken versunken und den Blick zur Erde gerichtet.

„Wer denn ‚er‘?“ fragte Alescha, und unwillkürlich schaute er sich nach allen Seiten um.

„Er hat Reißaus genommen.“

Iwan erhob den Kopf und sprach leise lächelnd:

„Er hat sich vor dir erschreckt, vor dir, einer Taube. Du bist ein ‚reiner Cherub‘. Dich nennt Dmitri Cherub . . . Das donnerartige Jauchzen des Entzückens der Seraphim! Was ist das denn, ein Seraph? Vielleicht ein ganzes Sternbild. Aber vielleicht ist jenes ganze Sternbild gar nichts anderes als irgendein chemisches Molekül . . . Gibt es ein Sternbild des Löwen und der Sonne, weißt du das nicht?“

„Bruder, setze dich doch“, murmelte entsetzt Alescha. „Setze dich doch um Gottes willen auf den Diwan. Du bist im Fieberwahn, lege dich auf das Kissen, so. Willst du ein nasses Handtuch auf den Kopf? Vielleicht wird es dir dann besser?“

„Gib ein Handtuch, siehst du, da auf dem Tische liegt es, ich habe es vorhin dahin geworfen.“

„Nein, dort ist es nicht. Beunruhige dich nicht, ich weiß, wo es liegt; da ist es“, sprach Alescha, der in der anderen Zimmerede, bei dem Toilettetischen Iwans, ein reines, noch zusammengefaltetes und ungebrauchtes Handtuch gefunden hatte. Iwan blickte mit seltsamem Ausdruck auf das Handtuch; es war so, als sei ihm für einen Augenblick die Besinnung zurückgekehrt.

„Halt einmal“, und er erhob sich von dem Divan. „Ich habe vorhin, vor etwa einer Stunde, dieses Handtuch gerade von dort auch genommen und es ins Wasser getaucht. Ich habe es nur auf den Kopf gelegt und dann hierhin geworfen . . . wie ist es denn nur trocken geblieben? Ein anderes war aber gar nicht da!“

„Du hast dir dies Handtuch auf den Kopf gelegt?“ fragte Alescha.

„Ja, ich ging im Zimmer auf und ab, vor einer Stunde . . . Weshalb sind denn die Lichter so heruntergebrannt? Wieviel Uhr ist es?“

„Bald Mitternacht.“

„Nein, nein, nein!“ schrie plötzlich Iwan. „Das war kein Traum! Er war da, er hat dort gegessen, dort auf jenem Divan. Als du ans Fenster klopftest, habe ich mein Glas nach ihm geworfen . . . siehst du, dies hier . . . Wart einmal, ich habe auch vordem schon Traumgesichte gehabt, aber dieser Traum ist kein Traum. Auch vordem gab es das. Alescha, ich habe jetzt solche Träume . . . es sind aber gar keine Träume, ich bin vielmehr in wachem Zustande, ich gehe, spreche und sehe . . . dabei schlaf ich aber. Er hat aber dort gegessen, er war da, siehst du, auf diesem Sofa . . . Er ist furchtbar dumm, Alescha, furchtbar dumm.“ Und Iwan brach plötzlich in Lachen aus und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Wer ist denn dumm? Von wem sprichst du denn, Bruder?“ fragte wiederum kummervoll Alescha.

„Der Teufel! Er hat die Gewohnheit angenommen, zu mir zu kommen. Zweimal war er da, sogar fast dreimal. Er neckte mich damit, daß ich darüber zürne, daß er einfach der Teufel sei, nicht aber Satanas mit versengten Flügeln, in Donner und Blitz. Er ist aber gar nicht Satanas, da lügt er nur. Er hat sich einen

falschen Titel angemacht. Er ist einfach ein Teufel, ein jämmerlicher, unbedeutender Teufel. Er pflegt ins Bad zu gehen. Wenn man ihn auskleidet, wird man wahrscheinlich einen Schwanz finden, einen langen, ekligen, wie bei einer dänischen Dogge, meterlang, dunkelbraun . . . Alescha, dir ist es kalt geworden, du warst ja im Schnee da draußen, willst du Tee? Wie? Ist es dir kalt? Willst du, so laß ich die Teemaschine aufstellen? C'est à ne pas mettre un chien dehors . . .“

Alescha lief rasch zum Waschtisch hin, tauchte ein Handtuch ein, überredete Iwan, sich zu setzen, und legte es ihm um den Kopf. Selber setzte er sich neben ihn.

„Was hast du mir vorhin von Lisa erzählt?“ begann wiederum Iwan. (Er war plötzlich sehr gesprächig geworden.) „Mir gefällt Lisa. Ich habe dir über sie etwas Häßliches gesagt. Ich log, sie gefällt mir . . . Ich fürchte morgen für Katja, mehr als für alle. In Hinsicht auf die Zukunft. Sie wird mir morgen den Laufpaß geben und mich mit Füßen treten. Sie glaubte, ich werde aus Eifersucht auf sie Mitja zugrunde richten! Ja, das glaubt sie! So ist es ja aber gar nicht! Morgen gibt es ein Kreuz, aber keinen Galgen. Nein, ich werde mich nicht erhängen! Weißt du denn, daß ich niemals imstande bin, Selbstmord zu verüben, Alescha! Aus Gemeinheit, wie? Ich bin aber doch sonst kein Feigling. Aus Durst zu leben! Weshalb habe ich es denn gewußt, daß Smerdjakoff sich erhängt hat? Ja, das hat er mir gesagt . . .“

„Du bist wirklich fest davon überzeugt, daß irgendwer hier saß?“ fragte Alescha.

„Hier, auf diesem Diwan, in der Ecke. Du mußt ihn gerade verjagt haben. Ja, du hast ihn auch verjagt; er ist verschwunden, als du erschienst. Ich liebe dein Gesicht, Alescha. Wußtest du, daß ich dein Gesicht liebe? Er aber — das bin ich, Alescha, ich

selber. Alles das von mir, was niedrig, alles das, was gemein und verächtlich in mir ist! Ja, ich bin ein ‚Romantiker‘, er hat das bemerkt . . . wenn dies auch Verleumdung ist. Er ist furchtbar dumm, aber gerade dadurch gewinnt er einen. Er ist schlau, tierisch schlau, er wußte, womit er mich in Naserei versehen konnte. Er zog mich die ganze Zeit über damit auf, daß ich an ihn glaube, und dadurch zwang er mich, ihn anzuhören. Er führte mich an der Nase herum wie einen kleinen Knaben. Er hat mir dabei übrigens viel Wahres über mich selber gesagt. Ich hätte mir das niemals selber gesagt. Weißt du, Alescha, weißt du,“ fügte Iwan furchtbar ernst hinzu und so, als mache er ein intimes Geständnis, „ich wünsche gar sehr, daß er tatsächlich ‚er‘ wäre, und nicht ich!“

„Er hat dich bis aufs Blut gepeinigt“, sprach Alescha, indem er den Bruder mitleidsvoll ansah.

„Genedt hat er mich! Und weißt du, geschickt, wie geschickt. ‚Gewissen! Was ist Gewissen? Ich mache es ja selber! Weshalb quäle ich mich dann aber? Aus Gewohnheit. Weil die Menschen auf der ganzen Welt sich seit sieben Jahrtausenden daran gewöhnten. So laßt uns uns das wiederum abgewöhnen, und wir werden Götter sein!‘ — Das hat er gesagt, das hat er gesagt!“

„Nicht aber du, nicht du?“ rief Alescha aus, ohne an sich halten zu können, indem er den Bruder fest anschaute. — „Nun, und möge auch er es gewesen sein, laß ihn laufen und vergiß ihn! Möge er mit sich fortnehmen alles, was du jetzt verfluchst, und möge er niemals wiederkommen!“

„Ja, er ist aber böse. Er hat über mich gelacht. Er war frech, Alescha“, murmelte Iwan, und er zitterte nur so, so fühlte er sich gekränkt. — „Er hat mich aber verleumdet, in vielem hat er mich einfach verleumdet. Er log mir über mich selber

ins Gesicht. „Oh, du wirst gehen und eine Heldentat der Jugend vollbringen, du wirst erklären, daß du den Vater mordetest, daß der Diener, von dir dazu aufgeheßt, den Vater tötete.“

„Bruder,“ unterbrach ihn Alescha, „halt ein; nicht du warst es, der den Mord beging. Da hat er unrecht!“

„Das sagt er, er, und er weiß das. Du wirst gehen und eine Großtat der Jugend vollbringen, und dabei glaubst du gar nicht an die Jugend; das ist es ja gerade, was dich böse macht und quält, deshalb bist du ja auch so rachsüchtig.“ — Das hat er mir von mir gesagt, und er weiß, was er spricht. . .“

„Das sagst du, aber gar nicht er“, rief kummervoll Alescha aus. „Und du sagst das, weil du krank bist, indem du im Fieberwahn dich selber quälst!“

„Nein, er weiß, was er spricht. Du“, spricht er, „wirst aus Stolz diesen Schritt tun, du wirst auftreten und sprechen: Da habe ich den Mord begangen; was krümmt ihr euch aber vor Entsetzen, ihr lügt! Eure Meinung verachte ich, ich verachte euer Entsetzen!“ Das sagt er in bezug auf mich, und plötzlich spricht er: „Weißt du aber auch, daß es dich danach verlangt, daß man dich loben soll: Ein Verbrecher ist er, sozusagen, ein Mörder gar, aber was hegt er für großmütige Empfindungen! Seinen Bruder wollte er retten, und da legte er denn ein völliges Geständnis ab!“ Siehst du, dies gerade ist auch eine Lüge, Alescha!“ schrie plötzlich Iwan aus, und seine Augen funkelten. „Ich will gar nicht, daß mich das Lumpenpaar da loben soll! Da hat er gelogen, Alescha, er hat gelogen, ich schwöre es dir. Ich habe deswegen auch auf ihn ein Glas geworfen, und es zerbrach an seiner Fresse!“

„Bruder, beruhige dich, höre doch auf!“ beschwichtigte Alescha.

„Nein, er versteht es, einen zu quälen, er ist grausam“, fuhr Iwan fort, ohne auf ihn zu hören. „Ich habe immer voraus-

geföhlt, weshalb er kommt. ‚Mögeft du‘, fo fpricht er, ‚auch aus Stolz gegangen fein, es war ja aber gleichwohl in dir Hoffnung, daß man Smerdjakoff überführen und ins Zuchthaus werfen, Mitja freifprechen, dich aber nur ‚moralifch‘ verurtheilen werde (hörft du, er hat dabei gelacht!) — die andern dich aber auch loben werden. Aber da ift ja jetzt Smerdjakoff geftorben, er hat fich erhängt — nun, und wer wird dir denn dort vor Gericht glauben, jetzt, wo du allein bißt? Aber du wirft ja gehen, du wirft gehen, du wirft gleichwohl gehen, du haft beſchloſſen, daß du gehen wirft! Wozu wirft du aber gehen nach alledem? Das ift furchtbar, Aleſcha, ich kann ſolche Fragen nicht ertragen. Wer wagt es denn, mir ſolche Fragen zu ſtellen?“

„Bruder,“ unterbrach ihn Aleſcha, außer ſich vor Entſetzen, aber gleichwohl immer noch wie in der Hoffnung, Iwan zur Vernunft zurückzubringen, „wie konnte er dir denn vom Tode des Smerdjakoff erzählen, vor meiner Ankunft, als noch niemand etwas davon wußte, ja, und auch niemand die Zeit gehabt hatte, es zu erfahren?“

„Er ſagte es“, beſtätigte Iwan mit Feſtigkeit, ohne irgendwelche Zweifel aufkommen zu laſſen. „Er hat auch nur davon geſprochen, wenn du willſt: ‚Und wenn du dabei noch‘, ſpricht er, ‚an die Tugend geglaubt hätτεſt. Möge man mir auch nicht glauben, aus Grundſatz werde ich gehen! Aber du bißt ja ein Ferkel wie Fjedor Pawlowitſch, und was bedeutet dir die Tugend? Wozu wirft du dich denn dahin ſchleppen, wenn dein Opfer auch zu gar nichts dient? Nur deſhalb, weil du ſelber nicht weißt, weshalb du gehen wirft! Als ob du dich wirklich entſchloſſen hätτεſt? Noch haſt du dich gar nicht entſchloſſen! Du wirft die ganze Nacht ſitzen und entſcheiden: ſoll ich gehen oder nicht? Du wirft aber gleichwohl gehen, und du weißt, daß du gehen wirft, ſelber weißt du auch, daß, wie du dich auch ent-

scheiden mögest, die Entscheidung schon nicht von dir abhängt. Du wirst gehen. Weshalb du es aber nicht wagst — das errate du schon selber, da hast du auch ein Rätsel!' Er stand auf und ging. Du kamst, er aber entfernte sich. Er nannte mich einen Feigling, Alescha! Le mot de l'enigme: ich sei ein Feigling! ,Nicht solchen Ablersn ist es beschieden, sich über die Erde emporzuschwingen!' Das hat er noch hinzugefügt, das hat er noch hinzugefügt! Auch Smerdjakoff hat gerade dies gesagt. Man muß ihn totschlagen! Katja verachtet mich, ich sehe das bereits einen Monat, ja, und auch Lisa beginnt mich zu verachten! ,Du wirst gehen, damit man dich lobt!' Das ist eine viehische Lüge! Und auch du verachtest mich, Alescha. Jetzt habe ich dich wiederum zu hassen begonnen! Auch jenes Ungetüm hasse ich! Ich will das Ungetüm nicht retten, möge es nur im Zuchthause faulen! Eine Hymne hat er da angestimmt! O, morgen werde ich gehen, vor alle hintreten und ihnen allen ins Gesicht spucken."

Außer sich sprang er auf, riß sich das Handtuch herunter und begann wiederum im Zimmer auf und ab zu gehen. Alescha kamen seine Worte von vorhin in den Sinn: „Es ist mir so, als ob ich schlafe bei offenen Augen . . . Ich gehe, spreche und sehe, ich schlafe aber.“ Gerade dies schien auch jetzt eben der Fall zu sein. Alescha verließ ihn nicht. Nur flüchtig war ihm der Gedanke gekommen, zum Arzt zu laufen und ihn hierher zu führen, er fürchtete aber, den Bruder allein zu lassen; es war ja niemand da, dem man ihn bis dahin hätte anvertrauen können. Endlich begann Iwan ganz allmählich in Bewußtlosigkeit zu verfallen. Er fuhr immer noch fort zu sprechen, er sprach ohne Unterlaß, aber schon völlig ohne Sinn. Er begann sogar die Worte schlecht auszusprechen und plötzlich heftig auf seinem Plaze zu schwanke. Alescha vermochte ihn aber gerade noch aufzufangen. Iwan ließ sich zu seinem Bette führen,

Allescha kleidete ihn irgendwie aus und legte ihn nieder. Er saß dann noch zwei Stunden bei ihm. Der Kranke schlief fest, ohne sich zu regen, und er atmete ruhig und gleichmäßig. Allescha nahm ein Kissen und legte sich angekleidet auf den Divan. Beim Einschlafen betete er für Mitja und Iwan. Ihm ward die Krankheit Iwans klar: „Das sind die Qualen eines stolzen Entschlusses, das ist das Gewissen in der Tiefe! Gott, an den er nicht glaubte, und ‚seine‘ Wahrheit haben endlich sein Herz übermannt, das sich immer noch nicht hatte fügen wollen. — Ja,“ flog es Allescha durch den Kopf, als er schon auf dem Kissen lag, „ja, da Smerdjakoff starb, so wird schon niemand mehr den Aussagen Iwans glauben; er wird aber doch gehen und seine Aussagen machen!“ Allescha lächelte sanft. „Gott wird siegen!“ dachte er. „Entweder er wird erstehen im Lichte der Wahrheit, oder . . . er wird zugrunde gehen im Hass, indem er sich an sich selber und an allen anderen dafür rächt, daß er dem diene, woran man nicht glauben kann“, fügte Allescha bitter hinzu und betete wiederum für Iwan.

Zwölftes Buch

Ein Justizirrtum

1

Der verhängnisvolle Tag

Am Tage nach den von mir beschriebenen Ereignissen, um zehn Uhr morgens, ward die Sitzung unseres Kreisgerichtes eröffnet, und das Gericht über Dmitri Karamasoff begann.

Ich werde es im voraus sagen und tue das mit Nachdruck: ich bin weit davon entfernt, mir die Kraft zuzutrauen, alles das wiederzugeben, was vor Gericht vorfiel. Nicht nur in der nötigen Vollständigkeit vermag ich das, nein, nicht einmal in der erforderlichen Reihenfolge. Mir scheint es immer, wenn ich an alles erinnern und alles, wie es sich gehört, wiedergeben wollte, daß dazu ein ganzes Buch nötig wäre, und sogar ein sehr umfangreiches. Deshalb möge man aber nicht auf mich böse sein, daß ich nur das erzählen werde, was mich besonders persönlich erschütterte, und was mir besonders im Gedächtnis haften blieb. Ich konnte sehr wohl Nebensächliches für die Hauptsache halten und sogar die am allermeisten in die Augen fallenden und unentbehrlichsten Züge völlig auslassen . . . Ich sehe aber übrigens, daß es am besten ist, mich gar nicht zu entschuldigen. Ich werde es so machen, wie ich es verstehe, und die Leser werden selber begreifen, daß ich es nur so machte, wie ich es verstand.

Zuerst nun, bevor wir den Gerichtssaal betreten, werde ich das erwähnen, was mich an diesem Tage besonders erstaunte. Im übrigen erstaunte dies nicht mich allein, vielmehr, wie es

sich in der Folge erwies, alle. Nämlich: alle mußten, daß diese Verhandlung schon allzu viele interessierte, daß alle vor Ungeduld brannten, wann das Gericht beginnen werde; daß man in unserer Gesellschaft viel sprach, vermutete, voraus sagte, sich ausdachte, schon zwei Monate lang. Alle wußten gleichfalls, daß dieser „Fall“ allrussische Berühmtheit erlangt hatte; aber gleichwohl vermuteten sie nicht, daß er bis zu einem solchen Grade brennender Erregung alle und jeden erschüttert hatte, ja, und nicht nur bei uns, vielmehr überall, wie sich das bei der Gerichtsverhandlung selber erwies. Zu diesem Tage waren ja zu uns nicht nur aus unserer Gouvernementsstadt Gäste angefahren gekommen, vielmehr auch aus einigen anderen Städtchen Rußlands, und endlich auch aus Moskau und aus Petersburg. Gefommen waren Juristen, gekommen waren sogar einige berühmte Persönlichkeiten und sogar auch Damen. Alle Eintrittskarten waren im Sturm vergeben. Für besonders geehrte und berühmte Persönlichkeiten unter den Männern waren sogar schon völlig ungewöhnliche Plätze hergerichtet worden, hinter dem Tische, an dem das Gericht Platz genommen hatte; dort sah man eine ganze Reihe Sessel, die von sehr verschiedenen Persönlichkeiten eingenommen waren, und das war vordem niemals bei uns zugelassen worden. Besonders viel Damen waren anwesend — von den unsrigen und zugereiste, ich glaube sogar, nicht weniger als die Hälfte des ganzen Publikums bestand aus ihnen. Es erwies sich, daß es allein der von überallher zugereisten Juristen so viele waren, daß man nicht wußte, wo man sie alle unterbringen solle, da ja längst schon alle Eintrittskarten verteilt, erbeten und erfleht waren. Ich sah selber, wie am Ende des Saales, hinter der Estrade, für diesen Fall ein besonderer Verschlag rasch angefertigt worden war, hinter dem man alle zugereisten Juristen unterbrachte; und sie erachteten

es sogar noch für ein Glück, daß sie dort, wenn auch stehend, verweilen durften, denn um Platz zu gewinnen, waren alle Stühle dort hinausgetragen worden, und die ganze Menge, die sich hier zusammengefunden hatte, stand während der ganzen Verhandlung in dichtgedrängtem Haufen, Schulter an Schulter. Einige von den Damen, besonders von den zugereiften, erschienen auf den Galerien des Saales außerordentlich herausgeputzt, die Mehrzahl der Damen hatte aber sogar das vergessen. Auf ihren Gesichtern konnte man eine hysterische, durstige, fast schon krankhafte Neugier lesen. Eine von den charakteristischen Besonderheiten der ganzen Gesellschaft, die sich in diesem Saale versammelt hatte — man muß das unbedingt betonen —, bestand darin, daß, wie es sich auch später aus vielen Beobachtungen ergab, wenigstens ihre überwiegende Mehrzahl, fast alle Damen, für Mitja waren und für seine Freisprechung. Vielleicht hauptsächlich deshalb, weil sich die Vorstellung gebildet hatte, er sei ein Bezwinger von Frauenherzen. Man wußte ja, daß zwei Nebenbuhlerinnen auftreten würden. Eine von ihnen, das heißt Katharina Iwanowna, interessierte besonders alle: von ihr erzählte man außerordentlich viel Ungewöhnliches über ihre Leidenschaft für Mitja, ungeachtet sogar seines Verbrechens. Man erzählte sich da erstaunliche Anekdoten. Besonders betont ward ihr Stolz (sie hatte fast niemandem in unsrer Stadt Besuch gemacht), ihre „aristokratischen Verbindungen“. Man sagte, sie habe die Absicht, die Regierung um die Erlaubnis zu bitten, dem Verbrecher ins Zuchthaus folgen zu dürfen und sich mit ihm trauen zu lassen, irgendwo in den Bergwerken unter der Erde. Mit nicht geringerer Aufregung erwartete man auch das Erscheinen der Gruschenka vor Gericht, als der Nebenbuhlerin der Katharina Iwanowna. Mit qualvoller Neugierde erwartete man die Begegnung der beiden

Nebenbuhlerinnen vor Gericht — des aristokratischen, stolzen Mädchens und der „Hetäre“. Gruschenka war übrigens unsern Damen bekannter als Katharina Iwanowna. Sie, „die eigentliche Mörderin des Fjedor Pawlowitsch und seines unglücklichen Sohnes“, hatten unsere Damen auch vordem schon gesehen, und alle, fast ohne jede Ausnahme, wunderten sich darüber, wie sich in eine solche „allergewöhnlichste“, sogar durchaus nicht hübsche russische Kleinbürgerin bis zu einem solchen Grade Vater und Sohn verlieben konnten. Mit einem Worte, der Gerüchte gab es viele. Mir ist es tatsächlich bekannt, daß es gerade in unserer Stadt sogar einige ernste Familienstreitigkeiten wegen des Mitja gab. Viele Damen verzankten sich heftig mit ihren Männern wegen der Verschiedenheit der Ansichten über diese ganze furchtbare Angelegenheit, und es war danach natürlich, daß alle Männer dieser Damen, die den Gerichtssaal betraten, dem Angeklagten nicht nur nicht günstig gesinnt, vielmehr sogar gegen ihn erzürnt waren. Überhaupt konnte man mit Entschiedenheit behaupten, daß im Gegensatz zu den Damen das ganze männliche Element gegen den Angeklagten gestimmt war. Man sah strenge, finstere Gesichter, manche hatten sogar einen durchaus zornigen Ausdruck, und ihrer war die Mehrzahl. Wahr ist es auch, daß es Mitja fertiggebracht hatte, während seines Aufenthaltes bei uns viele von ihnen persönlich zu beleidigen. Natürlich waren auch manche von den Besuchern fast lustig und völlig teilnahmslos, gerade was das Schicksal des Mitja anbetraf, aber gleichwohl durchaus nicht in Hinsicht auf den zu verhandelnden Fall als solchen; alle waren beschäftigt mit seinem Ausgang, und die Mehrzahl der Männer wünschte entschieden dem Verbrecher die Bestrafung, mit Ausnahme höchstens der Juristen, denen nicht die moralische Seite der Sache teuer war, vielmehr, sozusagen, die „modern juristische“. Alle erregte die Ankunft des berühmten

Fetjukowitsch. Sein Talent war überall bekannt, und es war nicht zum ersten Male, daß er in der Provinz auftrat, um bei berühmt gewordenen Kriminalfällen zu verteidigen. Und nach seiner Verteidigung wurden solche Fälle immer in ganz Rußland berühmt und hielten sich lange im Gedächtnis. Es waren einige Anekdoten im Umlauf auch über unsern Staatsanwalt und den Gerichtspräsidenten. Man erzählte sich, unser Staatsanwalt zittere vor einer Begegnung mit Fetjukowitsch; sie seien alte Feinde schon von Petersburg her, noch vom Anfang ihrer Karriere. Unser ehrgeiziger Hippolyt Kirillowitsch, der sich ständig von irgendwem beleidigt vorkomme, ständig der Meinung sei, daß seine Talente nicht nach Gebühr gewürdigt würden, sei wie „auferstanden am Geiste“ durch den Fall Karamasoff und habe sogar davon geträumt, durch diesen Fall „seinen verwelkenden Ruhm wiederaufzurichten“, es habe ihn nur Fetjukowitsch erschreckt. Indes waren darüber, daß er vor Fetjukowitsch zittere, die Urteile nicht völlig gerecht. Unser Staatsanwalt gehörte durchaus nicht zu den Charakteren, die vor der Gefahr den Mut verlieren, vielmehr im Gegenteil zu denen, deren Ehrgeiz wächst und förmlich Schwingen erhält, je größer gerade die Gefahr ist, die sich erhebt. Man muß dabei auch bemerken, daß unser Staatsanwalt überhaupt allzu heftig war und allzu krankhaft eindrucksvoll. Bisweilen legte er in irgendeine Sache seine ganze Seele und führte sie so, als hinge von ihrer Entscheidung sein ganzes Geschick und sein ganzes Vermögen ab. In der juristischen Welt lachte man etwas darüber, denn unser Staatsanwalt hatte gerade durch diese seine Eigenart sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt, wenn auch bei weitem nicht überall, so doch durchaus eine größere, als man annehmen konnte in Hinsicht auf seine bescheidene Stellung bei unserem Gericht. Besonders lachte man über seine Leidenschaft

zur Psychologie. Meines Erachtens irrten da alle; unser Staatsanwalt, so scheint mir, war als Mensch und Charakter bei weitem ernster zu nehmen, als alle von ihm dachten. Aber so hatte es eben dieser kränkliche Mensch nicht verstanden, sich eine Stellung zu verschaffen, von seinen allerersten Schritten an, noch im Anfange seiner Laufbahn, und darauf auch in seinem ganzen Leben.

Was aber den Präsidenten unseres Gerichtes anbetrifft, so kann man von ihm nur so viel sagen, daß dies ein gebildeter, humaner Mann war, der seine Sache und die allermodernsten Ideen sehr wohl verstand. Er war zwar ziemlich ehrgeizig, kümmerte sich aber nicht allzusehr um seine Karriere. Das Hauptziel seines Lebens bestand darin, ein fortschrittlicher Mann zu sein. Zudem hatte er Verbindungen und Vermögen. Auf den Fall Karamasoff blickte er, wie es sich in der Folge erwies, zwar mit ziemlicher Leidenschaft, indes nur ganz von grundsätzlicher Seite aus. Ihn beschäftigte diese Erscheinung, ihre Klassifikation, der Hinblick auf sie wie auf ein Ergebnis unserer sozialen Grundlagen, wie auf eine Charakteristik des russischen Elementes und so weiter, und so weiter. Zu dem persönlichen Charakter dieser Angelegenheit, zu ihrer Tragödie, ebenso wie auch zu den Persönlichkeiten der Mitspielenden, angefangen von dem Angeklagten selber, verhielt er sich ziemlich unpersönlich und sachlich, wie es sich übrigens vielleicht auch so gehört.

Noch lange vor dem Auftreten des Gerichtshofes war der Saal schon überfüllt. Bei uns ist der Gerichtssaal der beste in der ganzen Stadt, geräumig, hoch und mit guter Akustik. Zur Rechten von den Mitgliedern des Gerichtes, die auf einer Erhöhung Platz genommen hatten, war ein Tisch und zwei Reihen von Sesseln für die Geschworenen aufgestellt. Zur Linken befand sich der Platz des Angeklagten und seines Verteidigers. In der Mitte des Saales, nahe bei dem Gerichtshofe, stand ein

Tisch mit den „Sachbeweisen“. Auf ihm lag der blutbefleckte, weißseidene Schlafrock des Fjedor Pawlowitsch, der verhängnisvolle Kupferstößel, mit dem der Mord vermutlich begangen wurde, das Hemd des Mitja mit blutbeflecktem Armel, sein Rock, der ebenfalls ganz voller Blutsflecken war, und zwar dort, wo die Tasche sich befindet, in die er damals sein blutgetränktes Taschentuch gesteckt hatte. Ferner dies Taschentuch selber, das ganz von Blut verhärtet und jetzt schon völlig gelb geworden war, die Pistole, die Mitja zur Vollführung seines Selbstmordes bei Perhotin geladen hatte, und die ihm in Mokroje unbemerkt Triphon Borisowitsch abgenommen hatte, das Kuvert mit Aufschrift, in dem für Gruschenka Dreitausend vorbereitet waren, und das feine rosa Bändchen, womit es umbunden war, und viele andere Gegenstände, die ich gar nicht mehr erwähnen werde. Des weiteren begannen in einer gewissen Entfernung, in der Tiefe des Saales, die Plätze für das Publikum; aber noch vor der Balustrade standen einige Sessel für diejenigen Zeugen, die bereits ihre Aussagen gemacht haben, und die man im Saale bleiben läßt. Um zehn Uhr erschien das Gericht, bestehend aus dem Präsidenten, einem Beisitzer und einem Ehrenfriedensrichter. Bersteht sich, sogleich erschien auch schon der Staatsanwalt. Der Präsident war ein kräftiger, untersehter Mann, weniger als mittelgroß, mit dem Gesichtsausdruck eines Hämorrhoidariers, fünfzig Jahre alt, mit dunklen, graudurchsehten, kurzgeschnittenen Haaren und dem roten Bändchen — ich weiß schon nicht mehr welchen Ordens. Der Staatsanwalt kam mir aber — ja, und nicht mir allein, vielmehr auch allen andern — so vor, als ob sein Gesicht schon gar sehr bleich, fast grün geworden und es aus irgendeinem Grunde plötzlich, vielleicht in einer Nacht, ganz abgemagert sei, da ich ihn ja vor nicht mehr als zwei Tagen noch völlig wie immer aussehend angetroffen hatte. Der

Präsident begann damit, den Gerichtsvollzieher zu fragen, ob alle Geschworenen zur Stelle seien . . . Ich sehe indes, daß ich so nicht fortfahren kann, schon allein deshalb, weil ich vieles gar nicht verstanden habe, für anderes mich zu interessieren unterließ, wieder anderes völlig vergaß, hauptsächlich aber, weil, wie ich es schon weiter oben sagte, wenn ich alles erwähnen würde, was da gesagt ward und vor sich ging, mir buchstäblich dafür weder die Zeit noch der Platz reichen würde. Ich weiß nur, daß von den Geschworenen, von dieser und jener Seite, das heißt, von dem Verteidiger und dem Staatsanwalt, nicht sehr viele abgelehnt wurden. Die Zusammensetzung aber der zwölf Geschworenen habe ich sehr wohl im Gedächtnis behalten: vier von ihnen waren Beamte, zwei Kaufleute und sechs Bauern und Kleinbürger, sämtlich aus unserer Stadt. Bei uns in der Gesellschaft, ich entsinne mich dessen genau, hatte man sich schon lange vor dem Gerichtstermin mit einem gewissen Staunen gefragt, besonders die Damen: Wird denn wirklich eine so feine, so verwickelte und rein psychologische Angelegenheit zu verhängnisvoller Entscheidung irgendwelchen Beamten übergeben werden und endlich auch gar Bauern, und „was wird denn da irgendein solcher Beamter begreifen und noch gar ein Bauer?“ In der That waren alle diese vier Beamten, die unter die Geschworenen geraten waren, kleine Leute, von geringem Range, bereits ergraut — nur einer von ihnen war etwas jünger. In unserer Gesellschaft waren sie wenig bekannt: bei kleinem Gehalt hinvegetierend, mußten sie wohl alle Frauen haben, die man nirgends zeigen kann, und jeder einen Haufen Kinder, die vielleicht sogar barfuß laufen. Es waren dies Leute, die, wenn es hoch kommt, sich in ihrer freien Zeit irgendwie mit einem Kartenspielchen zu zerstreuen suchten und schon natürlich niemals irgendein Buch lasen. Wenn aber auch die zwei Kaufleute ein

ehrwürdiges Ansehen hatten, so waren sie doch schon auffallend schweigsam und unbeweglich; einer von ihnen trug den Bart geschnitten und kleidete sich auf deutsche Art; der andere trug ein graues Bärtchen und am Halse an rotem Bande irgendeine Medaille. Über die Kleinbürger und die Bauern ist schon gar nichts zu sagen. Die Kleinbürger unseres Städtchens sind ja fast ebensolche Bauern, sie pflügen sogar selber. Zwei von ihnen waren ebenfalls auf deutsche Art gekleidet und sahen deshalb vielleicht schmutziger und unansehnlicher aus als die vier übrigen. So konnte einem denn auch tatsächlich der Gedanke kommen, wie das zum Beispiel mir geschah, als ich sie nur eben erschaut hatte: „Was können denn solche Menschen in einer solchen Angelegenheit begreifen?“ Dessenungeachtet machten ihre Gesichter einen ganz seltsamen, gespannten und fast drohenden Eindruck; sie waren streng und in finstere Falten gezogen.

Endlich erklärte der Präsident, es werde jetzt verhandelt über den Fall der Ermordung des Titularrates außer Dienst Fjedor Pawlowitsch Karamasoff — ich entsinne mich nicht ganz genau, wie er sich damals ausdrückte. Dem Gerichtsvollzieher ward befohlen, den Angeklagten hereinzuführen — und da erschien denn Mitja. Alles verstummte im Saale, man hätte eine Fliege summen hören können. Ich weiß nicht, welchen Eindruck die Erscheinung des Mitja auf andere machte, auf mich war es aber der allerunangenehmste. Die Hauptsache, er erschien als ein furchtbarer Geß in einem funkelnagelneuen Rock. Ich erfuhr später, er habe sich eigens für diesen Tag diesen Rock bestellt, in Moskau bei seinem früheren Schneider, der noch sein Maß hatte. Er trug gleichfalls funkelnagelneue schwarze Glacéhandschuhe und hatte elegante Wäsche an. Er trat mit seinen meterlangen Schritten heran, wobei er fast unbeweglich vor sich hinschaute, und setzte sich auf seinen Platz mit der alleruner-

schroffensten Miene. Dort erschien auch sogleich schon der Verteidiger, der berühmte Fetjukowitsch, und es war, als ob eine unterdrückte Bewegung durch den Saal gehe. Das war ein langer, hagerer Mensch, mit langen, dünnen Beinen, mit außerordentlich langen, blassen und schmalen Fingern, mit rasiertem Gesicht, mit bescheiden gekämmten, ziemlich kurzen Haaren und mit schmalen Lippen, die sich nur selten kräuselten, sei es zum Hohn, sei es zu einem Lächeln. Er war anscheinend vierzig Jahre alt. Sein Gesicht wäre sogar angenehm gewesen, wenn nicht seine Augen, an und für sich nicht groß und nicht ausdrucksvoll, in ganz auffallender Weise nahe beieinander gestanden hätten, so daß sie einzig und allein das feine Knöchelchen seiner länglichen feinen Nase voneinander trennte. Mit einem Worte, es war etwas in diesem Gesichte, das in schon auffallender Weise an einen Vogel erinnerte. Er war in Frack und weißer Halsbinde. Ich entsinne mich an die erste Frage des Präsidenten, die an Mitja gerichtet war: nach seinem Namen, Stand und so weiter. Mitja antwortete mit scharfer und ganz unerwartet lauter Stimme, so daß der Präsident sogar seinen Kopf schüttelte und fast mit Staunen auf ihn hinblickte. Darauf ward die Liste der Persönlichkeiten verlesen, die zur Vernehmung berufen waren, das heißt der Zeugen und Experten. Das Verzeichnis war lang; vier von den Zeugen waren nicht erschienen: Musssoff, der im gegenwärtigen Augenblicke schon in Paris weilte, von dem aber eine Aussage noch von der Voruntersuchung her vorhanden war, Frau Chochlakoff und der Gutsbesitzer Maksimoff wegen Krankheit und Smerdjakoff wegen plötzlichen Todes, worüber ein Polizeizeugnis beigefügt war. Die Nachricht über Smerdjakoff rief heftige Bewegung und Flüstern im Saale hervor. Natürlich wußten viele im Publikum überhaupt noch gar nichts von diesem unerwarteten Selbstmord. Was aber besonders

Eindruck machte — das war der plötzliche Ausfall Mitjas. Kaum hatte man die Mitteilung über Smerdjakoff gemacht, als er plötzlich von seinem Plaze aus in den Saal rief:

„Dem Hunde ein Hundetod!“

Ich entsinne mich, wie sich da sein Verteidiger auf ihn warf, und wie sich der Präsident an ihn mit der Drohung wandte, er werde strenge Maßregeln ergreifen, wenn sich noch einmal etwas Ähnliches ereignen sollte. Mitja stammelte stockend und mit dem Haupt nickend, aber so, als ob er keineswegs bereue:

„Ich werde nicht, ich werde nicht! Das ist mir nur so entschlüpft! Ich werde das nicht wieder tun!“

Und schon natürlich diente dieser kurze Zwischenfall nicht gerade zu seinen Gunsten in der Meinung der Geschworenen und des Publikums. Es hatte sich da sein Charakter offenbart und sich sozusagen selber empfohlen. Gerade unter diesem Eindruck ward denn auch von dem Gerichtsekretär der Anklageakt verlesen.

Er war ziemlich kurz, aber inhaltschwer. Es waren nur die Hauptgründe auseinandergesetzt, weshalb dieser Mensch da beschuldigt werde, weshalb man ihn dem Gerichte überweisen müsse, und so weiter. Dessenungeachtet machte dieses Schriftstück auf mich einen starken Eindruck. Der Sekretär las deutlich, klangvoll und mit Ausdruck. Es war so, als ob diese ganze Tragödie von neuem allen vor die Augen trete, plastisch zusammengefaßt und beleuchtet von einem verhängnisvollen, unerbittlichen Lichte. Ich entsinne mich, wie sogleich nach dieser Verlesung der Präsident laut und eindringlich Mitja fragte:

„Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?“

Mitja erhob sich plötzlich von seinem Plaze:

„Ich bekenne mich schuldig getrunken und gewüßt zu haben!“ rief er aus, wiederum mit einer ganz unerwarteten Stimme, fast so, als sei er außer sich. „Der Faulheit und der Liederlichkeit

beschuldige ich mich. Ich wollte auf ewig ein ehrlicher Mensch werden, gerade in dem Augenblick, als das Schicksal mich am Schopfe faßte. Aber am Tode des alten Mannes, meines Feindes und Vaters — bin ich unschuldig! — auch an seiner Verraubung — nein, nein da bin ich unschuldig, ja, und ich kann da auch gar nicht schuldig sein: Dmitri Karamasoff ist ein Schuft, aber kein Dieb!"

Als er dies ausgesprochen hatte, setzte er sich auf seinen Platz, sichtlich am ganzen Körper zitternd. Der Präsident wandte sich wiederum an ihn mit einer kurzen, aber eindringlichen Ermahnung, er möchte nur auf Fragen antworten, nicht zur Sache gehörige und leidenschaftliche Ausrufe aber unterlassen. Darauf befahl er zur Untersuchung überzugehen. Man führte alle Zeugen zur Vereidigung herein. Da erschaute ich alle auf einmal. Ubrigens wurden die Brüder des Angeklagten zur Zeugenaussage ohne Eid zugelassen. Nach der Ermahnung des Geistlichen und des Präsidenten führte man die Zeugen hinaus und trennte sie nach Möglichkeit voneinander. Darauf begann man sie einzeln wieder hereinzurufen.

2

Gefährliche Zeugen

Ich weiß nicht, ob die Zeugen des Staatsanwalts und der Verteidigung von dem Präsidenten irgendwie in Gruppen geteilt waren, und in welcher Ordnung es gerade vorgeschlagen war, sie aufzurufen. Es muß aber wohl so sein, daß dies alles der Fall war. Ich weiß nur, daß man zuerst die Zeugen des Staatsanwalts aufrief. Ich wiederhole dabei, ich hege keineswegs die Absicht, alle Verhöre Schritt für Schritt zu be-

schreiben. Außerdem würde sich aber mein Bestreben zum Teil auch als überflüssig erweisen, weil in den Reden des Staatsanwalts und des Verteidigers, als man zu den Anklage- und Verteidigungsreden überging, der ganze Gang und Sinn aller gegebenen und angehörten Zeugenaussagen gleichsam zu einem Ganzen vereinigt wurde, unter greller und charakteristischer Beleuchtung, und ich diese zwei bemerkenswerten Reden wenigstens bruchstückweise genau nachschrieb und zu ihrer Zeit wiedergeben werde. Ebenso werde ich auch eine außergewöhnliche und völlig unerwartete Episode des Prozesses anführen, die sich plötzlich abspielte, noch vor den Debatten der Verhandlung, und zweifellos Einfluß hatte auf ihren furchtbaren und verhängnisvollen Ausgang. Ich will nur noch bemerken, daß schon von den allerersten Augenblicken der Verhandlung an sich ein ganz besonderer Charakterzug dieser „Sache“ in grellem Lichte offenbarte und auch von allen bemerkt ward, nämlich die außerordentliche Kraft der Anklage im Verhältnis zu den Mitteln, über die die Verteidigung verfügte. Das begriffen alle auf den ersten Augenblick, als man in diesem furchtbaren Saale mit der Verhandlung begann, als sich die Tatsachen vereinigten und gruppieren, und allmählich dieses ganze Entsetzen und alles dieses vergossene Blut sich zu offenbaren anfang. Vielleicht ward es allen schon von den allerersten Worten an begreiflich, daß dies sogar ganz und gar nicht eine zweifelhafte Sache sei, daß dort überhaupt kein Zweifel walten könne, daß es eigentlich gar keiner Anklage- und Verteidigungsreden bedürfe, daß diese einzig und allein nur um der Form zu genügen stattfinden würden, daß der Verbrecher vielmehr schuldig sei, schuldig vor aller Augen, endgültig schuldig. Ich glaube sogar, daß auch alle Damen, alle ohne Ausnahme, die doch mit solcher Ungeduld die Freisprechung des interessanten Verbrechers erwarteten, zu gleicher Zeit sogar durchaus über-

zeugt waren von seiner völligen Schuld. Nicht genug damit, es scheint mir, es hätte sie sogar betrübt, wenn sich seine Schuld nicht derart bestätigt hätte; denn dann würde ja kein solcher Effekt in der Lösung sein, wenn man den Verbrecher freispricht. Daß man ihn aber freisprechen werde — davon waren seltsamerweise alle Damen völlig überzeugt, fast bis zur allerletzten Minute. Schuldig ist er, man wird ihn aber freisprechen aus Humanität, um der neuen Ideen willen, der neuen Gefühle, die jetzt in Aufnahme gekommen sind usw. Gerade deswegen waren sie auch mit solcher Ungeduld hierher gelaufen. Die Mannspersonen interessierten sich aber am meisten für den Kampf des Staatsanwalts und des berühmten Fetjukowitsch. Alle waren erstaunt und fragten sich: „Was kann denn aus einer solchen verlorenen Sache, aus einem solchen ‚ausgeessenen Ei‘ selbst ein solches Talent machen wie Fetjukowitsch?“ Darum folgten sie auch mit gespannter Aufmerksamkeit Schritt für Schritt seinem Tun. Fetjukowitsch blieb aber bis ganz zum Schlusse, bis zu seiner Rede, für alle ein Rätsel. Erfahrene Leute fühlten voraus, daß er ein System befolge, das bei ihm schon irgendeine feste Form angenommen habe, daß eine Absicht vor ihm liege, was für eine aber — das zu erraten war fast unmöglich. Seine Sicherheit und sein Selbstvertrauen waren indes auffällig. Außerdem bemerkten alle sogleich mit Staunen, daß er während eines so kurzen Aufenthaltes bei uns — im ganzen war er so etwas wie vielleicht drei Tage hier — es in staunenswerter Weise fertiggebracht hatte, sich mit der Sache bekannt zu machen, und sie „bis zu den letzten Feinheiten erforscht hatte“. Mit Entzücken erzählte man zum Beispiel, daß er es fertiggebracht habe, alle Zeugen der Anklage zu seiner Zeit „hineinzulegen“, sie nach Möglichkeit aus der Fassung zu bringen und, die Hauptsache, ihren sittlichen Ruf an sich zu

beschmieren, und demnach auch ihre Aussagen zu beschmutzen. Man vermutete übrigens, daß er dies in hohem Grade nur so zum Spiele tue, sozusagen um rein juristisch zu glänzen, damit auch nichts vergessen sei von den üblichen Advokatenkniffen; denn alle waren ja davon überzeugt, daß er irgendeinen großen und endgültigen Nutzen mit allen diesen „Beschmutzungen“ nicht erzielen könne, und er das auch wahrscheinlich selber am allerbesten wisse, wenn er da auch irgendeine besondere Idee im Sinne habe, irgendein vorderhand noch verborgenes Mittel der Verteidigung, das er plötzlich enthüllen werde, wenn die Zeit gekommen sei. Vorderhand aber war es gleichwohl so, als ob er im Bewußtsein seiner Kraft gleichsam spiele und seinen Mutwillen treibe. So zum Beispiel als man Grigori Wassiljewitsch ausfragte, den ehemaligen Diener des Fjedor Pawlowitsch, der die allerbelastendste Aussage gemacht hatte „über die zum Garten hin geöffnete Tür“, da krallte sich förmlich der Verteidiger nur so in ihn ein, als die Reihe an ihn kam, ihm Fragen vorzulegen. Man muß dabei bemerken, daß Grigori Wassiljewitsch in den Saal trat ohne im geringsten verwirrt zu werden, weder durch die Hoheit des Gerichtes noch durch die Anwesenheit eines gewaltigen ihm zuhörenden Publikums. Mit ruhiger und fast hoheitsvoller Miene trat er auf. Er machte seine Aussagen mit solcher Sicherheit, als unterhalte er sich unter vier Augen mit seiner Marpha Ignatjewna, höchstens nur ehrerbietiger. Ihn aus der Fassung zu bringen war unmöglich. Zunächst fragte ihn lange Zeit der Staatsanwalt über alle möglichen Einzelheiten der Familie Karamasoff aus. Das Familienbild trat in greller Beleuchtung hervor. Man hörte und sah, daß der Zeuge aufrichtig und leidenschaftslos war. Bei aller seiner tiefen Ehrerbietung für das Andenken seines verstorbenen Herrn erklärte er gleichwohl zum Beispiel, dieser sei zu Mitja

ungerecht gewesen und „habe seine Kinder nicht so erzogen, wie es sich gehört“. „Als Mitja ein kleiner Knabe war, hätten ihn ohne mich die Läuse gefressen“, fügte er hinzu, als er von den Kinderjahren Mitjas erzählte. „Gleichfalls hätte es sich für den Vater nicht geziemt, seinen Sohn hinsichtlich des ihm von seiner leiblichen Mutter hinterlassenen Gutes zu beleidigen.“ Als ihn aber der Staatsanwalt fragte, was er denn für Veranlassungen habe zu behaupten, daß Fjedor Pawlowitsch seinen Sohn bei der Abrechnung gekränkt habe, da führte Grigori Wassiljewitsch zum Staunen aller überhaupt keinerlei begründete Tatsachen an, bestand aber gleichwohl darauf, daß die Abrechnung mit dem Sohne „ungerecht“ war, und daß das genau so sei: „einige Tausende hätte man ihm zuzählen müssen.“ Ich bemerke übrigens bei dieser Gelegenheit, daß diese Frage, ob nämlich Fjedor Pawlowitsch tatsächlich Mitja schuldig geblieben sei, der Staatsanwalt mit besonderer Hartnäckigkeit auch allen andern Zeugen stellte, denen er sie überhaupt stellen konnte, ohne weder Alescha noch Iwan Fjedorowitsch auszunehmen, daß er aber von keinem der Zeugen irgendeine genaue Angabe erhielt; alle bestätigten die Tatsache, niemand vermochte aber auch nur den geringsten klaren Beweis für sie vorzubringen. Nachdem Grigori die Szene bei Tisch beschrieben hatte, als Dmitri Fjedorowitsch eindrang und seinen Vater durchprügelte und drohte, er werde wiederkommen und ihn totschlagen — da rief das einen finsternen Eindruck im Saale hervor, um so mehr, als der alte Diener ruhig sprach, ohne überflüssige Worte zu machen, in seiner eigenartigen Ausdrucksweise, und dabei alles außerordentlich eindrucksvoll herauskam. Hinsichtlich der Beleidigung, die ihm Mitja zugefügt hatte, da er ihn ja damals ins Gesicht schlug und ihn zu Boden warf, bemerkte er nur, daß er nicht zürne und längst schon verziehen habe. Was endlich

den verstorbenen Smerdjakoff anbetrifft, erklärte er, indem er sich bekreuzte, der Bursche habe zwar Fähigkeiten gehabt, sei aber dumm und durch seine Krankheit niedergedrückt gewesen, vor allem aber ungläubig, und hierin hätten ihn Fjedor Pawlowitsch und sein ältester Sohn bestärkt. Für die Ehrlichkeit des Smerdjakoff trat er fast mit Feuer ein und erzählte denn auch sogleich, wie Smerdjakoff einstmals verlorene Gelder seines Herrn gefunden, sie nicht versteckt, sie vielmehr seinem Herrn gebracht habe, und daß jener ihm dafür „mit einem Goldstück gedankt und ihm hinfort in allem zu vertrauen begonnen habe“. Daß aber die Türe in den Garten offen gewesen sei, bestätigte er mit eigensinniger Hartnäckigkeit. Man stellte ihm übrigens so viele Fragen, daß ich mich gar nicht an alles erinnern kann. Endlich kam die Reihe zu fragen an den Verteidiger, und der begann sich zu allererst über das Paket zu erkundigen, in dem, „wie man sagt“, Fjedor Pawlowitsch dreitausend Rubel verborgen habe für „eine gewisse Persönlichkeit“. „Haben Sie es selber gesehen — Sie, der Sie so viele Jahre Ihrem Herrn nahe standen?“ Grigori antwortete, er habe es nicht gesehen, ja, und er habe überhaupt auch von niemandem von diesem Gelde gehört „bis gerade zu dieser Zeit, als jetzt gerade alle davon zu sprechen begannen“. Diese Frage hinsichtlich des Paketes stellte Fetjukowitsch seinerseits gleichfalls allen, wen er nur von den Zeugen danach fragen konnte, mit ebensolcher Hartnäckigkeit, wie der Staatsanwalt seine Frage über die Abrechnung des Gutes; und von allen erhielt er gleichfalls nur die eine Antwort, daß niemand das Paket gesehen habe, wenn auch sehr viele von ihm gehört hatten. Dieses Beharren des Verteidigers bei dieser Frage fiel allen ganz von Anfang an auf.

„Kann ich mich jetzt, wenn Sie es erlauben, mit der Frage an Sie wenden,“ fragte plötzlich und völlig unerwartet Fetjuko-

witsch, „woraus bestand denn eigentlich jener Balsam, oder sozusagen jener Aufguß, mittels dessen Sie sich an jenem Abend vor dem Schlafengehen, wie es aus der Voruntersuchung hervorgeht, Ihr schmerzendes Kreuz einrieben, in der Hoffnung sich dadurch zu heilen?“

Grigori sah stumpf auf den Fragenden und murmelte nach kurzem Schweigen: „Es war Salbei drin“.

„Nur Salbei? Werden Sie sich nicht noch an irgend etwas erinnern?“

„Wegerich war gleichfalls drin“.

„Auch Pfeffer vielleicht?“ fragte neugierig Fetjukowitsch.

„Auch Pfeffer war dabei.“

„Und so weiter. Und dies alles in Brantwein?“

„In Spiritus.“

Im Saale erhob sich ein ganz kleines Gelächter.

„Sehen Sie, sogar in Spiritus. Nachdem Sie den Rücken eingerieben hatten, ruhten Sie ja den in der Flasche verbliebenen Inhalt unter einem gewissen frommen Gebete, das nur Ihrer Gattin bekannt ist, auszutrinken, das ist doch so?“

„Sawohl!“

„Haben Sie etwa viel getrunken? Zum Beispiel ein Schnapsgläschen, noch eines?“

„Es wird etwa ein Wasserglas voll gewesen sein.“

„Sogar etwa ein Wasserglas. Vielleicht auch zwei Gläschen?“

Grigori schwieg. Es war, als habe er da irgend etwas begriffen.

„Anderthalb Gläschen reinen Spirituschen — das ist ja gar nicht schlecht, wie glauben Sie wohl? Man kann dann selbst ‚die Pforten des Paradieses‘ offen sehen, nicht nur eine Lüre in den Garten!“

Grigori schwieg noch immer. Wiederum schallte ein kleines Lachen durch den Saal. Der Präsident rührte sich.

„Wissen Sie es nicht mit Bestimmtheit?“ sog sich förmlich Fetjukowitsch mehr und mehr in ihn ein. „Haben Sie geschlafen oder nicht in dem Augenblick, als Sie die nach dem Garten offenstehende Türe sahen?“

„Ich stand auf meinen Füßen.“

„Das beweist noch nicht, daß Sie nicht doch schliefen (wieder und wieder erschallte ein kleines Lachen im Saale). Hätten Sie zum Beispiele Rede stehen können, wenn Sie in diesem Augenblicke irgendwer über irgend etwas gefragt hätte — zum Beispiel darüber, was wir jetzt für ein Jahr zählen?“

„Dies weiß ich nicht.“

„Aber was haben wir denn jetzt für ein Jahr, in unserer Zeitrechnung, seit der Geburt Christi, wissen Sie das nicht?“

Grigori stand da mit verwirrter Miene, indem er seinem Peiniger gerade in die Augen schaute. Seltsam war es; es schien, als wisse er tatsächlich nicht, was für ein Jahr jetzt ist.

„Wissen Sie indes vielleicht, wieviel Finger Sie an den Händen haben?“

„Ich bin nur ein untergeordneter Mensch,“ sprach plötzlich laut und deutlich Grigori, „wenn es der Obrigkeit beliebt, mich zu verhöhnen, so muß ich es eben ertragen.“

Es war, als habe das Fetjukowitsch ein wenig betroffen gemacht; es mischte sich aber auch der Präsident ein und ermahnte den Verteidiger nachdrücklich, daß es sich zieme, mehr zur Sache gehörige Fragen zu stellen. Als Fetjukowitsch dies vernommen hatte, verbeugte er sich mit Würde und erklärte, er habe keine Fragen mehr zu stellen. Natürlich konnte im Publikum und bei den Geschworenen ein kleines Würmchen des Zweifels bleiben an den Aussagen eines Menschen, der in einem

gewissen Zustand seiner Heilung die Möglichkeit gehabt hatte, „die Paradiespforten offen zu sehen“, und der zudem sogar nicht wußte, was wir jetzt für ein Jahr haben seit der Geburt Christi, so daß der Verteidiger gleichwohl sein Ziel erreicht hatte. Aber bevor noch Grigori abtrat, ereignete sich noch ein Zwischenfall. Der Präsident wandte sich an den Angeklagten und fragte ihn, ob er nicht irgend etwas zu bemerken habe hinsichtlich der eben gemachten Aussagen?

„Mit Ausnahme der Lüge hat er in allem die Wahrheit gesagt,“ schrie laut Mitja, „daß er mir die Läuse herauskämmt — dafür danke ich ihm; daß er mir seine Mißhandlung verzeiht — dafür danke ich ihm; der alte Mann war ehrlich sein ganzes Leben lang und meinem Vater ergeben wie siebenhundert Pudel.“

„Angeklagter, wählen Sie Ihre Worte besser!“ sprach streng der Präsident.

„Ich bin doch kein Pudel!“ brummte auch Grigori.

„Nun, so bin ich denn der Pudel, ich selber!“ rief Mitja. „Wenn es beleidigend ist, so nehme ich es auf mich, ihn aber bitte ich um Verzeihung: ich war ein Vieh und roh mit ihm! Mit dem Asop war ich gleichfalls roh!“

„Mit welchem Asop?“ begann wiederum der Präsident.

„Nun, mit dem Pierrot . . . mit meinem Vater, mit Sjedor Pawlowitsch.“

Der Präsident schärfte Mitja wieder und wieder eindringlich und schon aufs strengste ein, „er möchte seine Worte ‚vorsichtiger‘ wählen“.

„Sie schaden sich nur selber in den Augen Ihrer Richter.“

Ebenso außerordentlich geschickt verfuhr der Verteidiger auch bei dem Verhör des Zeugen Rakitin. Ich bemerkte dabei, daß Rakitin zu den allerwichtigsten Zeugen gehörte, und daß ihm

der Staatsanwalt unstreitig große Bedeutung beimaß. Es erwies sich, daß er alles wußte, ganz erstaunlich viel wußte, bei allem war er gewesen, alles hatte er gesehen, mit allen hatte er gesprochen, bis in die geringsten Einzelheiten kannte er die Lebensgeschichte des Fjedor Pawlowitsch und aller Karamasoff. Freilich von dem Paket mit den Dreitausend hatte er ebenfalls nur von Mitja selber erfahren. Dafür beschrieb er aber genau die Laten des Mitja im Wirtshause „Zur Hauptstadt“, alle jene ihn so bloßstellenden Ausrufe und Laten, und er erzählte auch die Geschichte vom „Badebast“, dem Stabskapitän Snegirjoff. Betreffs aber dieses besonderen Punktes — ob nämlich Fjedor Pawlowitsch Mitja etwas schuldig geblieben war bei der Abrechnung über das Gut — konnte sogar selbst Rakitin nichts sagen, und erging er sich nur in Gemeinplätzen verächtlicher Art: „Wer konnte denn, sozusagen, herausbekommen, wer von ihnen etwas schuldig war, und herausrechnen, wem er Geld schuldete bei der Karamasoff'schen Kopflosigkeit, wo ja niemand sich selber weder zu begreifen noch zu bestimmen vermochte?“ Die ganze Tragödie des vorliegenden Verbrechens schilderte er als das Ergebnis der veralteten Sitten der Leibeigenschaft und begründet in der Unordnung, die auf Rußland lastete, das zum Leiden bestimmt sei ohne entsprechende Einrichtungen. Mit einem Worte, man ließ ihn dieses und jenes aussagen. Bei diesem Prozesse zeigte sich Herr Rakitin zum ersten Male und begann bemerkt zu werden; der Staatsanwalt wußte, daß der Zeuge einen Artikel für eine Zeitschrift über das vorliegende Verbrechen vorbereite, und er zitierte schon in seiner Rede (wir werden das weiter unten sehen) einige Gedanken aus diesem Artikel, und das beweist doch, daß er bereits mit ihm bekannt war. Das Bild, das der Zeuge entwarf, kam finster und verhängnisvoll heraus und bestärkte mächtig „die Anklage“. Überhaupt aber

bestach die Rede des Rakitin das Publikum durch die Unabhängigkeit des Gedankens und die ungewöhnliche Bornehmheit seines Fluges. Man hörte sogar zwei, dreimal plötzlich verstummendes Beifallklatschen, nämlich an den Stellen, wo die Rede war von der Leibeigenschaft, und wie Rußland unter seiner Unordnung leide. Rakitin beging aber gleichwohl als ein junger Mensch einen kleinen Fehler, woraus schon auf der Stelle der Verteidiger vortrefflich Nutzen zu ziehen verstand. Als er nämlich auf die bekannten Fragen hinsichtlich der Gruschenka antwortete, erlaubte er sich, hingerissen von seinem Erfolg, den er natürlich schon selber erkannt hatte, und mit jener Höhe des Edelmuten, auf die er sich emporgeschwungen hatte, sich etwas verächtlich über Agraphena Alexandrowna auszudrücken wie über die „Mätresse des Kaufmanns Samsónoff“. Viel hätte er in der Folge gegeben, um dies Wörtchen zurückzunehmen, denn gerade an ihm erwischte ihn sogleich schon Fetjukowitsch. Und alles deshalb, weil Rakitin durchaus nicht darauf gerechnet hatte, daß jener in einer so kurzen Frist sich bis zu solchen intimen Einzelheiten mit der Sache bekannt machen konnte.

„Erlauben Sie zu erfahren,“ begann der Verteidiger mit dem allerliebenswertigsten und sogar mit ehrerbietigem Lächeln, als an ihn die Reihe kam, Fragen zu stellen, „Sie sind natürlich jener Rakitin, dessen von der bischöflichen Behörde herausgegebene Broschüre ‚Das Leben des in Gott verschiedenen Greises, des Vaters Sosima‘, die voll ist von tiefen und religiösen Gedanken, mit einer vorzüglichen und gottesfürchtigen Widmung an Seine Eminenz, ich unlängst mit solchem Vergnügen las?“

„Ich schrieb das nicht für den Druck. . . das hat man später gedruckt“, murmelte Rakitin, als ob er plötzlich durch irgend etwas verblüfft sei, und sogar fast als ob er sich schäme.

„O, das ist trefflich! Ein Denker wie Sie kann und muß sich sogar äußerst weitherzig zu jeder gesellschaftlichen Erscheinung verhalten. Durch die Protektion Seiner Eminenz fand Ihre so äußerst nützliche Broschüre Absatz und hat wohl entsprechenden Nutzen gebracht . . . Aber sehen Sie, ich möchte da gerade hauptsächlich darüber von Ihnen unterrichtet werden: Sie haben soeben erst erklärt, Sie seien sehr nahe bekannt gewesen mit Fräulein Swjetloff?“ (Notabene: Es erwies sich, daß dies der Familienname der Gruschenka war. Ich habe dies tatsächlich zum ersten Male an diesem Tage erfahren, während dieser Gerichtsverhandlung.)

„Ich kann nicht für alle meine Bekanntschaften verantworten . . . Ich bin ein junger Mensch . . . und wer kann denn für alle die eintreten, denen er begegnet!“ brauste Rakitin auf.

„Ich verstehe, allzu gut verstehe ich das!“ rief Fetjukowitsch aus, als sei er selber verlegen geworden und beeile sich angelegentlich, sich zu entschuldigen. „Sie, wie auch jeder andere, konnten ja ganz persönlich interessiert sein an der Bekanntschaft mit einem jungen und schönen Weibe, die gern die Blüte der hiesigen Jugend bei sich empfing; aber . . . ich wollte mich nur erkundigen: es ist uns bekannt, daß die Swjetloff vor zwei Monaten außerordentlich wünschte, mit dem jüngsten Karamasoff, Alexej Fjedorowitsch, bekannt zu werden, und daß sie Ihnen dafür, daß Sie ihn zu ihr bringen möchten, und gerade in seinem damaligen klösterlichen Gewande, fünf- undzwanzig Rubel versprach, wenn Sie das fertigbringen. Dies ereignete sich, wie es uns bekannt ist, gerade an dem Abend des Tages, der mit jener tragischen Katastrophe endigte, die der vorliegenden Sache zur Grundlage dient. Sie führten damals Alexej Karamasoff zu Fräulein Swjetloff — empfangen Sie aber damals diese fünf- undzwanzig Rubel Belohnung

von der Swjetloff? Das ist es, was ich von Ihnen hören möchte."

„Das war nur ein Scherz . . . Ich sehe nicht, weshalb Sie das interessieren könnte. Ich nahm das Geld zum Scherz . . . und um es später zurückzugeben . . ."

„Sie haben demnach das Geld genommen. Sie haben es ja aber bis jetzt nicht zurückerstattet . . . oder haben Sie es zurückerstattet?"

„Das ist nichtig . . ." murmelte Rafitin. „Ich kann nicht antworten auf solche Fragen . . . Ich werde das Geld natürlich zurückgeben . . ."

Schon wollte sich der Präsident einmischen, der Verteidiger bemerkte aber, er habe Herrn Rafitin keine Fragen mehr zu stellen. Herr Rafitin trat etwas „beschmiert" von der Szene ab. Der Eindruck des höchsten Edelmut's seiner Rede war gleichwohl verdorben, und Fetjukowitsch folgte ihm mit den Augen, als ob er sagen wollte, indem er das Publikum auf ihn hinwies: „Seht ihr, das sind eure edlen Ankläger!" Ich entsinne mich, auch hier ging es nicht ohne einen Zwischenfall von seiten des Mitja ab: In Raserei versetzt durch den Ton, in dem sich Rafitin über Gruschenka äußerte, schrie er plötzlich von seinem Plaze aus: „Bernard!" Als aber der Präsident nach Beendigung des ganzen Verhörs des Rafitin sich an den Angeklagten mit der Frage wandte, ob er nicht seinerseits irgend etwas zu bemerken wünsche, da rief Mitja mit lauter Stimme:

„Er hat von mir, als ich schon unter Anklage stand, Geld auf Pump weggeschleppt. Er ist ein verächtlicher Bernard und Streber; auch an Gott glaubt er nicht, darin hat er Seine Eminenz angeführt!"

Mitja brachte man natürlich wiederum zur Vernunft wegen der Heftigkeit seiner Ausdrucksweise, aber Herr Rafitin war gleichwohl abgefertigt.

Auch das Verhör des Stabskapitäns Snegirjeff hatte keinen Erfolg, aber schon durchaus aus einem anderen Grunde. Er trat ganz abgerissen auf, in schmutziger Kleidung, in schmutzigen Stiefeln und ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln und der vorhergegangenen „Expertise“ erwies er sich plötzlich als völlig angefaßelt. Auf die Frage nach der Beleidigung, die ihm Mitja zugefügt habe, weigerte er sich plötzlich zu antworten.

„Gott mit ihm! Njuschtschka hat es nicht erlaubt. Mir wird Gott dort heimzahlen.“

„Wer hat Ihnen nicht erlaubt zu sprechen? Wen meinen Sie denn da?“

„Njuschtschka, mein Schöhnchen: Väterchen, Väterchen, wie hat er dich doch erniedrigt! Bei dem Steinchen dort sagte er das. Jetzt liegt er im Sterben . . .“

Der Stabskapitän brach plötzlich in Schluchzen aus und warf sich mit Schwung dem Präsidenten zu Füßen. Man führte ihn rasch ab, unter dem Gelächter des Publikums. Der von dem Staatsanwalt vorbereitete Eindruck blieb völlig aus.

Der Verteidiger fuhr aber damit fort, alle Mittel anzuwenden, und erregte mehr und mehr Staunen dadurch, daß er den „Fall“ bis in seine kleinsten Einzelheiten kannte. So machte zum Beispiel die Aussage des Triphon Borisowitsch einen äußerst starken Eindruck, und sie war schon natürlich äußerst ungünstig für Mitja. Er rechnete nämlich fast an den Fingern nach, daß Mitja bei seinem ersten Besuche in Mokroje, fast einen Monat vor der Katastrophe, nicht weniger als Dreitausend ausgegeben haben konnte. „Es sei denn um ein sehr, sehr Geringes weniger. Wieviel wurde allein für diese Zigeunerinnen hinausgeworfen! Aber unsere Bauern, gerade unsere verlausten Bauern hat er nicht gerade mit halben Rubeln auf der Straße beworfen, er hat vielmehr jeden von ihnen wenigstens mit einem Fünfundzwanzig-

rubelschein beschenkt, weniger gab er nicht. Und wieviel ward ihm damals einfach gestohlen? Denn wer stahl, der ließ die Hände nicht in seinen Taschen zurück; wo soll man ihn aber ertappen, den Dieb meine ich, wenn man doch selber in alle Winde das Geld verschleudert! Bei uns ist ja das Volk ein Räuber, nicht einmal ihre Seele bewahren sie. Aber den Mädchen, unsern Dorfmädchen, was ist denn ihnen nicht alles zugefallen! Man ist bei uns reich geworden seit jener Zeit, vorher war eine einzige Armut.“ Mit einem Worte, er entsann sich an jede Ausgabe und rechnete alles genau wie auf der Rechenmaschine zusammen. Auf diese Weise ward die Annahme, daß nur Underthalbtausend verausgabte, das andere aber in jenes Säckchen eingenaht worden sei, einfach sinnlos. „Selber sah ich es ja, in seinen Händen sah ich ja dreitausend, wie eine Kopeke, mit den Augen zählte ich es zusammen; sollten wir denn nicht zu rechnen verstehen!“ rief Triphon Borisowitsch aus, der sich aus aller Kraft bemühte, der „Obigkeit“ gefällig zu sein. Als aber die Reihe zu verhören an den Verteidiger kam, da brachte der, fast ohne es zu versuchen, die Aussage zu widerlegen, die Rede darauf, daß der Fuhrmann Timofei und ein anderer Bauer, Akim, bei diesem ersten Trinkgelage in Mokroje, noch einen Monat vor Mitjas Verhaftung, im Borraum auf dem Boden hundert Rubel, die Mitja in seiner Trunkenheit verloren hatte, aufhoben und sie Triphon Borisowitsch abgaben, dieser aber dafür jedem einen Rubel gab. „Nun, so haben Sie damals doch diese hundert Rubel Herrn Karamasoff zurückgegeben oder nicht?“ Wie sehr auch Triphon Borisowitsch Ausflüchte machte, gestand er doch nach dem Verhör der Bauern ein, daß er den gefundenen Hundertrubelschein tatsächlich an sich nahm; er fügte nur hinzu, er habe gleich damals noch dem Dmitri Sjedorowitsch alles „heilig“ zurückerstattet und eingehändigt, in aller Ehrlichkeit, und nur werde der selber, da

er zu dieser Zeit völlig betrunken war, sich dessen kaum entsinnen können. Da er aber gleichwohl bis zum Verhör der Bauern den Fund der hundert Rubel geleugnet hatte, so begegnete natürlich auch seine Aussage, daß er diese Summe dem betrunkenen Mitja zurückerstattet habe, großen Zweifeln. So trat wiederum einer von den gefährlichen Zeugen, die die Staatsanwaltschaft aufgestellt hatte, verdächtig und schwer in seinem Rufe beschmutzt von der Bildfläche. Das gleiche widerfuhr den Polen. Die traten stolz und unabhängig auf. Laut bezeugten sie, daß sie erstens „beide der Krone dienten“, daß „Pan Mitja“ ihnen dreitausend angeboten habe, um ihre Ehre zu erkaufen, und daß sie selber große Summen in seinen Händen gesehen hätten. Pan Mussjalowitsch fügte furchtbar viel polnische Worte seinen Phrasen ein, und da er sah, daß dies ihn nur in den Augen des Präsidenten und des Staatsanwalts erhöhe, faßte er endlich endgültig Mut und begann schon völlig polnisch zu sprechen. Aber Fetjukowitsch fing auch sie in seine Netze. Welche Ausflüchte auch der wiederum aufgerufene Triphon Borisowitsch machte, er mußte gleichwohl bekennen, daß sein Spiel Karten von Pan Brublewsky durch das seinige ersetzt worden war, und daß Pan Mussjalowitsch, als er die Bank hielt, eine falsche Karte aufgeschlagen habe. Dies bezeugte auch schon Kalganoff, als er seinerseits verhört ward, und beide Pane entfernten sich mit ein wenig Schmach bedeckt und sogar unter dem Gelächter des Publikums.

Darauf ging es fast genau so mit allen gefährlichsten Zeugen. Jeden von ihnen verstand Fetjukowitsch moralisch zu beschmutzen, so daß sie mit langer Nase abziehen mußten. Die Laien und die Juristen hatten ihre Lust daran und waren nur gleichwohl im unklaren, zu welchem Großen und Entscheidenden eigentlich dies alles dienen konnte, denn, ich wiederhole es, alle fühlten

die Unabwendbarkeit der Beschuldigung, die immer höher und immer tragischer empormuchs. An der Sicherheit aber des großen Magiers erkannte man, daß er ruhig war, und man wartete: nicht umsonst ist doch ein „solcher Mann“ aus Petersburg gekommen, er ist auch nicht der Mann dazu, mit leeren Händen abzuziehen.

3

Die ärztliche Expertise und ein Pfund Nüsse

Die ärztliche Expertise war gleichfalls nicht sehr zum Vorteil des Angeklagten. Ja, und auch Fetjukowitsch selber, so schien es, rechnete gar nicht sehr auf sie, was sich auch in der Folge erwies. Im Grunde geschah sie einzig und allein deshalb, weil Katharina Iwanowna auf ihr bestand, und sie zu diesem Zweck einen berühmten Arzt aus Moskau verschrieben hatte. Die Verteidigung konnte natürlich durch die ärztliche Expertise nichts verlieren, hingegen bestenfalls sogar irgend etwas gewinnen. Übrigens kam teilweise sogar so etwas wie Komik dabei heraus, eben infolge einer gewissen Unstimmigkeit der Ärzte. Als Experten traten auf: der zugereiste berühmte Arzt, ferner unser Doktor Herzenstube und endlich der junge Doktor Barwinsky. Die beiden letzteren figurierten gleichfalls auch einfach als vom Staatsanwalt berufene Zeugen. Als erster ward in seiner Eigenschaft als Expert der Doktor Herzenstube verhört. Das war ein siebenzigjähriger Greis, grau und kahlköpfig, von mittlerem Wuchs und kräftigem Körperbau. Ihn schätzten alle in unserer Stadt, und alle hegten Achtung vor ihm. Er war ein gewissenhafter Arzt, ein guter und gottesfürchtiger Mensch, irgendein Herrnhuter oder „Mährischer Bruder“ — ich weiß es

nicht mehr genau. Er lebte schon sehr lange bei uns und hielt sich mit außerordentlicher Würde. Er war gut und menschenfreundlich, er heilte die armen Patienten und die Bauern umsonst, selber ging er in ihre „Höhlen“ und Hütten und ließ Geld zurück für die Arznei, dabei war er aber eigensinnig wie ein Maultier. Es war ganz unmöglich, ihn von einem Gedanken abzubringen, wenn der sich einmal in seinem Kopf festgesetzt hatte. Es war übrigens schon fast allen bekannt, daß der zugereiste berühmte Arzt sich in den zwei bis drei Tagen seines Verweilens bei uns einige äußerst beleidigende Urtheile erlaubt hatte hinsichtlich der Begabung des Doktors Herzenstube. Die Sache war nämlich die, daß, wenn auch der Moskauer Arzt für den Besuch nicht weniger als fünfundzwanzig Rubel nahm, gleichwohl einige Bewohner unserer Stadt über seine Ankunft froh waren, ihr Geld nicht sparten und ihn mit Bitten um ärztlichen Rat bestürmten. Alle diese Patienten hatte natürlich bis zu seiner Ankunft Doktor Herzenstube behandelt, und da kritisierte denn der berühmte Arzt mit außerordentlicher Schärfe überall dessen Art der Behandlung. Schließlich hatte er sogar, wenn er bei einem Patienten erschien, geradeswegs gefragt: „Nun, wer hat Sie hier geschmiert, Herzenstube? Hiji!“ Doktor Herzenstube hatte natürlich dies alles erfahren. Und da traten denn jetzt alle drei Ärzte, einer nach dem andern, zum Verhör an. Doktor Herzenstube erklärte geradeheraus, die Unnormalität der geistigen Fähigkeiten des Angeklagten ergebe sich ganz von selber. Darauf legte er seine Gründe dar, die ich hier auslasse, und fügte hinzu, diese Unnormalität offenbare sich — und das sei die Hauptsache — nicht nur in vielen früheren Handlungen des Angeklagten, vielmehr auch jetzt, sogar in diesem selben Augenblicke; und als man ihn dann bat zu erklären, worin sie sich denn jetzt fundgebe, in diesem Augenblicke, da wies der

greise Arzt mit der ganzen Geradheit seiner Aufrichtigkeit darauf hin, daß, als der Angeklagte in den Saal trat, er „ein ganz außerordentliches und in Hinsicht auf die Umstände wunderbares Aussehen hatte, er Schritte machte wie ein Soldat, und er seinen Blick starr vor sich hingERICHTET hielt, während es doch seinem Wesen weit mehr entspreche, nach links zu blicken, wo im Publikum die Damen sitzen, denn er war ja ein großer Freund des weiblichen Geschlechts und mußte wohl sehr viel daran denken, was jetzt die Damen von ihm sagen werden“, schloß der Greis in seiner eigenartigen Redeweise. Man muß dabei bemerken, daß er viel und gern Russisch sprach, aber gleichwohl kam jeder Satz bei ihm irgendwie auf deutsche Art heraus, was ihn übrigens niemals verwirrte, denn er hegte sein ganzes Leben hindurch die Schwäche, sein Russisch für musterhaft zu halten, „für besser selbst als bei den Russen“, und er liebte es sogar sehr, russische Sprichwörter anzuwenden, wobei er jedesmal versicherte, die russischen Sprichwörter seien die besten und ausdrucksvollsten von allen Sprichwörtern in der Welt. Ich will noch hinzufügen, daß er in seiner Unterhaltung infolge seiner Zerstreuung oft die allergewöhnlichsten Worte vergaß, die er durchaus kannte, die ihm aber plötzlich aus irgendeinem Grunde aus dem Gedächtnis verschwunden waren. Ganz dasselbe kam übrigens auch vor, wenn er Deutsch sprach, und dabei fuhr er sich immer mit der Hand vor seinem Gesichte herum, als suche er das verlorene Wort zu erfassen, und niemand vermochte ihn dann zu veranlassen, in einer angefangenen Rede fortzufahren, bevor er nicht das verlorene Wort gefunden hatte. Seine Bemerkung darüber, daß der Angeklagte, als er den Saal betrat, auf die Damen hätte blicken müssen, rief im Publikum eine heitere Bewegung hervor. Unser altes Männchen liebten ja alle Damen gar sehr bei uns, auch wußten sie, daß er, sein Leben

lang ein Junggeselle, dabei gottesfürchtig und weise, auf die Frauen hinblickte wie auf die höchsten und idealsten Geschöpfe. Und deshalb kam auch seine unerwartete Bemerkung allen furchtbar seltsam vor.

Als der Moskauer Arzt seinerseits gefragt wurde, bestätigte er scharf und eindringlich, daß er den Geisteszustand des Angeklagten für unnormal halte, „sogar im allerhöchsten Grade“. Er sprach viel und klug von „Affekt“ und „Manie“ und kam zu dem Schluß, daß sich nach allen vorliegenden Tatsachen der Angeklagte vor seiner Verhaftung, selbst schon einige Tage vor dem, zweifellos in einem krankhaften Affekte befunden, und wenn er das Verbrechen tatsächlich begangen habe, so sei er dabei zwar bei Bewußtsein gewesen, er habe aber fast unfreiwillig gehandelt, durchaus ohne die Kraft, mit dem krankhaften moralischen Anreiz zu kämpfen, der ihn übermannt hatte. Aber außer dem Affekt stellte der Doktor auch noch eine Manie fest, was schon im voraus nach seinen Worten auf den geraden Weg zu einer schon ausgesprochenen Geisteskrankheit hinweise. (Ich gebe das mit meinen Worten wieder; der Doktor drückte sich aber in einer sehr gelehrten und mit Fachausdrücken gespickten Sprache aus.) „Alle seine Handlungen sind gegen alle Vernunft und Logik“, fuhr er fort. „Ich spreche nicht von dem, was ich nicht sah, das heißt von dem Verbrechen selber und dieser ganzen Katastrophe, aber sogar noch vorgestern, während er sich mit mir unterhielt, hatte er einen unerklärlichen, unbeweglichen Blick. Er lachte völlig überraschend auf, wo das gar nicht hinpaßte. Eine unverständliche, beständige Erregtheit, seltsame Worte: Bernard, Ethil und andere, die da gar nicht hingehören.“ Besonders aber erkannte der Doktor diese Manie auch darin, daß der Angeklagte sogar nicht einmal von diesen dreitausend Rubeln, um die er sich betrogen glaubt, sprechen könne, ohne eine ganz

ungewöhnliche Erregung an den Tag zu legen, während er über alle anderen Mißerfolge und Beleidigungen mit einer ziemlichen Leichtigkeit spricht. Endlich sei er, nach angestellten Erkundigungen, ganz genau ebenso vordem, jedesmal wenn von diesen dreitausend die Rede war, fast außer sich geraten, und dabei bezeuge man von ihm, daß er uneigennützig und selbstlos sei. „Was aber die Meinung meines gelehrten Kollegen betrifft,“ — faßte der Moskauer Arzt am Schlusse seiner Rede alles zusammen — „daß nämlich der Angeklagte, als er den Saal betrat, nach den Damen hätte schauen müssen, nicht aber gerade vor sich, so will ich nur das eine sagen, daß ein solches Urteil, ganz abgesehen von seiner Scherzhaftigkeit, auch auf radikalem Irrtum beruht. Denn wenn ich auch durchaus zugebe, daß der Angeklagte, als er den Gerichtssaal betrat, in dem sich sein Los entscheiden soll, nicht so unbeweglich vor sich hinschauen mußte, und daß dies tatsächlich für ein Zeichen seines unnormalen Seelenzustandes im gegebenen Augenblicke gelten könnte, so behaupte ich aber gleichzeitig, daß er nicht nach links auf die Damen hätte schauen müssen, vielmehr im Gegenteil gerade nach rechts, indem er mit den Augen seinen Verteidiger suchte, auf dessen Hilfe jetzt seine ganze Hoffnung beruht, und von dessen Verteidigung jetzt sein ganzes Schicksal abhängt.“ Seine Schlüsse äußerte der Doktor mit Entschiedenheit und mit Nachdruck. Aber etwas besonders Komisches gab der Unstimmigkeit der beiden gelehrten Experten ein unerwarteter Schluß des nach ihnen verhörten Doktors Warwinsky. Seiner Ansicht nach befinde sich der Angeklagte wie jetzt so auch vordem in völlig normalem Zustande, und wenn er sich auch tatsächlich vor der Verhaftung in nervöser und außerordentlich erregter Stimmung befinden mußte, so konnte das doch aus vielen und offensichtlichen Ursachen der Fall sein: aus Eifersucht, Wut, ununterbrochener Trunkenheit

usw. Dieser nervöse Zustand könne indes keinerlei besonderen „Affekt“ in sich schließen, von dem soeben die Rede war. „Was das aber betrifft, ob der Angeklagte, als er den Saal betrat, nach links oder nach rechts hätte blicken müssen, so mußte, meiner bescheidenen Meinung nach‘ der Angeklagte, als er den Saal betrat, gerade eben vor sich hinblicken, wie er das tatsächlich tat, denn gerade vor ihm saßen ja der Präsident und die Mitglieder des Gerichtes, von denen jetzt sein ganzes Schicksal abhängt, so daß, indem er gerade vor sich hinsah, er eben dadurch auch den völlig normalen Zustand seines Geistes in der gegebenen Minute erwiesen hat“, beschloß etwas feurig der junge Arzt seine „bescheidene“ Aussage.

„Bravo, Arzt!“ rief Mitja von seinem Platze aus. „So ist es auch gerade!“

Mitja gebot man natürlich Schweigen; die Meinung des jüngsten Arztes hatte aber die allerentscheidendste Wirkung sowohl auf das Gericht wie auch auf das Publikum, denn wie es sich später erwies, waren alle mit ihm einverstanden. Als übrigens Doktor Herzenstube schon als Zeuge vernommen ward, diente seine Aussage völlig unerwarteterweise Mitja zum Vorteil. Als ein alter Bewohner der Stadt, der längst schon die Familie Karamasoff kannte, machte er nämlich einige für die „Anklage“ außerordentlich interessante Aussagen, und er schloß plötzlich, als ob er irgend etwas im Sinne habe:

„Und gleichwohl hätte der arme junge Mensch ein unvergleichlich besseres Schicksal haben können, denn er war von gutem Herzen, in seiner Kindheit und auch später, ich weiß das ja. Ein russisches Sprichwort sagt: Wenn jemand Verstand hat, so ist das gut, kommt aber noch ein gescheiter Mensch zu ihm zu Gaste, so wird das noch besser sein, dann werden es zwei Verstande sein, und nicht nur einer.“

„Ein Verstand ist gut, zwei aber — besser“, soufflierte mit Ungeduld der Staatsanwalt, der längst schon die Gewohnheit des alten Männchens kannte, langsam und bedächtig zu sprechen, ohne weder an den Eindruck zu denken, den er hervorrief, noch daran, daß doch die anderen auf ihn warten müssen, indem er vielmehr im Gegenteil seine schwerfällige, kartoffelhafte und immer heiter selbstzufriedene deutsche Wigigkeit noch besonders schätzte. Das alte Männchen liebte es ja sehr, zu scherzen.

„O ja, ja, ich sage es ja auch“, rief er eigensinnig aus. „Ein Verstand ist gut, zwei aber bei weitem besser. Zu ihm ist aber kein anderer mit seinem Verstand gekommen, und da hat er denn den eigenen losgelassen . . . Wie ist das doch, wohin hat er ihn denn losgelassen? Dieses Wort, wohin er seinen Verstand losließ, habe ich vergessen,“ fuhr er fort, indem er sich mit der Hand vor den Augen herumsuhr — „ach ja, ‚spazieren‘ (deutsch im Original).“

„Spazierenzugehen?“

„Nun ja, Spazierenzugehen, auch ich sage dies ja. Da ist denn auch sein Verstand spazierengegangen und an eine so tiefe Stelle geraten, an der er sich denn auch verlor. Dabei war das aber ein edler und empfänglicher Jüngling. O, ich entsinne mich gar sehr an ihn, als er noch ein so kleines Bübchen war — sein Vater hielt ihn fern von sich in dem Hof hinter dem Hause — als er auf der Erde lief ohne Schuhchen und mit Höschen nur an einem Knopf . . .“

Ein empfindsames und eindringliches Nötchen klang in der Stimme des ehrlichen alten Männchens. Fetjukowitsch fuhr nur so zusammen, als ob er irgend etwas vorausfühle, und auf der Stelle war er ganz Ohr.

„O ja, ich war damals selber noch ein junger Mensch . . . Ich war, nun ja, ich war damals fünfundvierzig Jahre alt, und ich

war eben erst hierher gekommen . . . Und es tat mir damals leid um den Knaben, und ich fragte mich: weshalb soll ich ihm nicht ein Pfund kaufen . . . Nun ja, wovon denn ein Pfund? Ich vergaß, wie das genannt wird . . . ein Pfund von dem, was die Kinder sehr lieben, wie ist das — nun, wie ist das . . .“ wiederum fuchtelte der Doktor mit den Händen umher — „das wächst am Baum, man sammelt es und schenkt es allen . . .“

„Apfel?“

„O nein! Ein Pfund, ein Pfund, Apfel verkauft man zu zehn Stück, aber nicht zu einem Pfund . . . nein, ihrer gibt es viele, und alle sind sie klein, man nimmt sie in den Mund und kr-r-ach!“

„Nüsse?“

„Nun ja, Nüsse, das sage ich ja auch“, bestätigte auf die aller ruhigste Art der Doktor, als ob er überhaupt kein Wort gesucht habe. „Und so brachte ich ihm ein Pfund Nüsse, denn dem Knaben hatte noch niemand jemals ein Pfund Nüsse gebracht, und ich erhob meinen Finger und sagte ihm: ‚Knabe! Gott der Vater¹, er lachte und spricht: ‚Gott der Vater¹ — ‚Gott der Sohn¹. Er lachte noch einmal und lispelte: ‚Gott der Sohn¹. ‚Gott der heilige Geist¹. Da lachte er noch einmal und murmelte so gut er konnte: ‚Gott der heilige Geist¹. Und ich ging weg. Am dritten Tage gehe ich vorüber, er aber ruft mir selber zu: ‚Onkel, Gott der Vater, Gott der Sohn¹, und er hatte nur vergessen: ‚Gott der heilige Geist¹, ich aber erinnerte ihn daran, und es ward mir wieder sehr leid um ihn. Man brachte ihn aber fort, und ich habe ihn dann nicht mehr gesehen. Und da sind jetzt dreiundzwanzig Jahre verflossen, ich sitze eines Morgens in meinem Kabinett, schon mit weißem Kopfe, und

¹ Im Original deutsch.

plötzlich kommt ein blühender junger Mensch herein, den ich durchaus nicht erkennen kann, er erhob aber den Finger und spricht lächelnd: ‚Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist¹. Ich bin eben angekommen erst und besuche Sie, um Ihnen für das Pfund Nüsse zu danken; denn mir kaufte damals niemand jemals ein Pfund Nüsse, Sie allein taten das!‘ Und da entsann ich mich denn an meine glückliche Jugend und an den armen Knaben auf dem Hofe ohne Schuhen, und es drehte sich mir das Herz um, und ich sagte: ‚Du bist ein edler junger Mensch, denn dein ganzes Leben hindurch hast du dich an jenes Pfund Nüsse erinnert, das ich dir in deiner Kindheit brachte.‘ Und ich umarmte ihn und segnete ihn. Und ich weinte. Er lacht aber, und auch er weint. . . der Russe lacht ja außerordentlich oft da, wo man weinen mußte. Aber er weinte auch, ich sah das. Jetzt aber, o weh!“

„Auch jetzt weine ich, Deutscher, auch jetzt weine ich, du Gottesmensch!“ rief Mitja plötzlich von seinem Platz.

Wie das auch war, diese kleine Anekdote machte im Publikum einen ganz angenehmen Eindruck. Der Haupteffekt aber zum Vorteil des Mitja ward durch die Aussage der Katharina Iwanowna hervorgerufen, wovon ich sogleich erzählen werde. Ja, und überhaupt, als die Zeugen à decharge begannen, das heißt die von der Verteidigung aufgerufenen, da war es, als ob plötzlich und sogar ganz im Ernste das Glück dem Mitja lachte, und was dabei am allermerkwürdigsten war — das kam sogar der Verteidigung selber ganz unerwartet. Aber noch vor Katharina Iwanowna ward Mlescha verhört, und der erinnerte plötzlich an eine Tatsache, die sogar ein tatsächliches Zeugnis zu sein schien gegen einen der wichtigsten Punkte der Anklage.

¹ Im Original deutsch.

Das Glück lächelt dem Mitja

Das ereignete sich völlig unerwartet, sogar für Mescha selber. Er ward aufgerufen, ohne vereidigt zu werden, und ich entfinne mich, daß sich zu ihm beide Parteien von den allerersten Worten des Verhörs an mit außerordentlicher Weichheit und Sympathie verhielten. Es war zu erkennen, daß ihm ein guter Ruf vorausging. Mescha machte seine Aussagen bescheiden und gemessen, aber trotzdem kam dabei deutlich seine warme Sympathie für den unglücklichen Bruder zum Ausdruck. Bei der Beantwortung einer Frage zeichnete er den Charakter seines Bruders als eines Menschen, der vielleicht zum Jähzorn neigt und von Leidenschaften beherrscht wird, dabei aber auch edel ist, stolz und großmütig, bereit sogar zum Opfer, wenn man es von ihm verlangen würde. Er bekannte zwar, sein Bruder sei die letzten Tage aus Leidenschaft zur Gruschenka und wegen der Nebenbuhlerschaft zu seinem Vater in einer unerträglichen Lage gewesen. Er wies aber mit Unwillen sogar auch nur die Vermutung von sich, daß sein Bruder mit der Absicht des Raubes einen Mord hätte begehen können, wenn er auch zugab, daß diese dreitausend im Geiste des Mitja fast zu einer Manie geworden waren, daß er sie für sein ihm durch den Betrug seines Vaters nicht ausgezahltes Erbe gehalten habe, und daß er, obgleich er ganz und gar nicht habfüchtig war, von diesen dreitausend nicht einmal sprechen konnte, ohne außer sich und wie von Sinnen zu geraten. Über die Nebenbuhlerschaft aber der zwei „Personen“, wie sich der Staatsanwalt ausdrückte, das heißt der Gruschenka und der Katja, antwortete er ausweichend, und

er wünschte sogar auf eine oder zwei Fragen gar nicht zu antworten.

„Hat Ihnen denn wenigstens Ihr Bruder gesagt, daß er die Absicht habe, seinen Vater zu ermorden?“ fragte der Staatsanwalt. „Sie brauchen nicht zu antworten, wenn Sie das für nötig finden“, fügte er hinzu.

„Geradeheraus hat er es nicht gesagt“, antwortete Alescha.

„Wie denn? Indirekt?“

„Er sprach mir einst von seinem persönlichen Hasse zu seinem Vater, und daß er fürchte, daß er . . . in einem äußersten Augenblick . . . in der Minute des Widerwillens . . . vielleicht ihn auch töten könnte.“

„Und Sie glaubten dem, als Sie es vernahmen?“

„Ich scheue mich auszusprechen, daß ich es glaubte. Ich war aber stets überzeugt davon, daß ein gewisses höchstes Gefühl ihn immer retten werde in dem verhängnisvollen Augenblick, wie es ihn ja auch tatsächlich rettete, denn nicht er mordete ja meinen Vater“, schloß Alescha mit fester und lauter Stimme, wobei er sich nach dem ganzen Saale wandte. Der Staatsanwalt fuhr zusammen wie ein Schlachtpferd, wenn es das Trompetensignal vernimmt.

„Seien Sie überzeugt, daß ich an die allervollste Aufrichtigkeit Ihrer Überzeugung durchaus glaube, ohne sie irgendwie in Abhängigkeit noch in irgendeine Beziehung zu Ihrer Liebe für Ihren unglücklichen Bruder zu bringen. Ihr eigenartiger Hinblick auf diese ganze tragische Begebenheit, die sich in Ihrer Familie abspielte, ist uns schon von der Voruntersuchung her bekannt. Ich werde Ihnen nicht verheimlichen, daß dieser Ihr Hinblick im höchsten Grade einzig dasteht und allen übrigen Aussagen widerspricht, welche die Staatsanwaltschaft erhielt. Deshalb halte ich es aber auch für notwendig, Sie schon ein-

dringlich zu fragen, was es denn eigentlich für Thatfachen sind, die Ihren Gedanken leiteten und ihn zu der endgültigen Überzeugung hinführten von der Unschuld Ihres Bruders, und von der Schuld einer andern Person, auf die Sie bei der Voruntersuchung schon geradeswegs hindeuteten?"

„Bei der Voruntersuchung antwortete ich bloß auf Fragen“, antwortete leise und ruhig Mlescha. „Ich brachte aber nicht selber die Beschuldigung des Smerdjakoff vor.“

„Sie haben aber doch gleichwohl auf ihn hingewiesen!“

„Ich tat das nach den Worten meines Bruders. Man hatte mir schon vor dem Verhör von dem erzählt, was sich bei seiner Verhaftung zutrug, und wie er selber damals auf Smerdjakoff hinwies. Ich glaube durchaus, daß mein Bruder unschuldig ist. Wenn aber nicht er den Mord beging, dann . . .“

„Dann Smerdjakoff? Weshalb aber gerade Smerdjakoff? Und weshalb haben gerade Sie sich so endgültig überzeugt von der Unschuld Ihres Bruders?“

„Ich glaube meinem Bruder. Ich weiß, daß er mir nichts vorlügen werde. Ich sah es ihm an seinem Gesichte an, daß er mir da nichts vorlügt.“

„Nur an seinem Gesichte? Sind darin alle Ihre Beweise beschlossen?“

„Weiter habe ich keine!“

„Auch hinsichtlich der Schuld des Smerdjakoff, gründen Sie sich denn da — wenn auch nur auf den geringsten anderen Beweis als die Worte Ihres Bruders und den Eindruck seines Gesichtes?“

„Ja, einen andern Beweis habe ich nicht.“

Hiermit stellte der Staatsanwalt seine Fragen ein. Die Aussagen Mleschas riefen im Publikum nur die größte Enttäuschung hervor. Über Smerdjakoff hatte man bei uns schon

vor der Gerichtsverhandlung getuschelt, irgendwer hatte da irgend etwas gehört, irgendwer hatte auf irgend etwas hingewiesen; man hatte von Alescha behauptet, er habe irgendwelche außergewöhnliche Beweisgründe zugunsten seines Bruders und für die Schuld des Dieners gesammelt — und da ist es auf einmal gar nichts, keinerlei Beweise hat er außer irgendwelchen sittlichen Überzeugungen, die so natürlich sind bei seiner Eigenschaft als leiblicher Bruder des Angeklagten.

Es begann aber auch Fetjukowitsch Fragen zu stellen. Auf seine Frage, wann denn eigentlich der Angeklagte ihm, Alescha, von seinem Hasse auf seinen Vater erzählt habe und davon, daß er ihn ermorden könnte, und was er von ihm zum Beispiel bei seiner letzten Begegnung mit ihm vor der Katastrophe vernommen habe — als Alescha darauf antwortete, war es plötzlich, als ob er zusammenfahre, als erinnere er sich jetzt erst an etwas ganz Bestimmtes, und habe es sich vorgestellt.

„Ich entsinne mich jetzt an einen Umstand, den ich selber völlig vergessen hatte; damals war er mir auch nicht so klar, jetzt aber . . .“

Und Alescha erinnerte mit Feuer daran — es war zu ersehen, daß er selber erst jetzt plötzlich auf die Idee gekommen war —, wie bei seiner letzten Begegnung mit Mitja, am Abend, bei jenem Baume, auf dem Wege zum Kloster, sich Mitja auf die Brust geschlagen habe, „auf den oberen Teil der Brust“, und dabei ihm einige Male wiederholt habe, er habe ein Mittel, seine Ehre wiederherzustellen; dieses Mittel sei hier, grade hier, auf seiner Brust . . . „Ich dachte damals, er habe von seinem Herzen gesprochen, als er sich auf seine Brust schlug,“ fuhr Alescha fort, „darüber, daß er in seinem Herzen Kräfte ausfindig machen könnte, um irgendeiner furchtbaren Schmach zu entgehen, die

ihm bevorstehe, und von der er sogar mir nicht zu beichten wagte. Ich gestehe es, ich dachte damals gerade, er spreche vom Vater, und er erbebe wie vor einer Schmach bei dem Gedanken, zum Vater zu gehen und an ihm irgendwelche Gewalttat zu begehen. Dabei wies er aber gerade damals, so schien es mir, auf etwas hin, das auf seiner Brust sei, so daß mir, ich entsinne mich, gerade eben damals irgendwie der Gedanke durch den Kopf flog, daß das Herz doch durchaus nicht auf dieser Seite der Brust liegt, vielmehr niedriger, er sich aber bei weitem höher schlage, gerade hier, gleich unter dem Hals, und er nur immer hinweise auf diese Stelle. Mein Gedanke kam mir damals dumm vor, er hat aber vielleicht gerade damals auf jenes Säckchen hingewiesen, in dem diese anderthalbtausend eingenäht waren!"

„So ist es!“ rief plötzlich Mitja von seinem Plaze aus. „Das ist so, Alescha, ich habe damals mit der Faust an dies Säckchen geschlagen!“

Fetjukowitsch stürzte eiligst zu ihm hin und flehte ihn an, sich zu beruhigen, und in demselben Augenblick krallte er sich förmlich in Alescha ein. Alescha aber, hingerissen durch seinen Einfall, äußerte mit Feuer seine Vermutung, daß jene Schmach am allerwahrscheinlichsten gerade darin bestanden habe, daß er, obgleich er diese anderthalbtausend bei sich trug, und er sie Katharina Iwanowna hätte zurückerstatten können als die Hälfte seiner Schuld an sie, er gleichwohl beschloffen hatte, ihr diese Hälfte nicht zurückzugeben und sie für etwas anderes zu verwenden, das heißt, um Gruschenka zu entführen, wenn die dazu bereit wäre . . .

„Das ist so, das ist gerade so“, rief immer wieder in plötzlicher Erregung Alescha. „Mein Bruder hat damals vor mir ausgerufen, daß er die Hälfte seiner Schmach (er sprach mehr

mals aus: ‚die Hälfte‘) sogleich von sich nehmen könne; er sei aber bis zu dem Grade unglücklich durch die Schwäche seines Charakters, daß er dies nicht tun werde . . . er wisse im voraus, daß er dies nicht könne und nicht die Kraft dazu habe!“

„Und Sie erinnern sich bestimmt und deutlich daran, daß er sich gerade auf jene Stelle seiner Brust schlug?“ fragte noch einmal gierig Fetjukowitsch.

„Bestimmt und deutlich erinnere ich mich, weil es mir damals gerade in den Sinn kam: weshalb schlägt er denn so hoch, während doch das Herz niedriger liegt, und mir kam damals schon mein Gedanke dumm vor . . . das bligte mir nur so durch den Kopf. Das ist mir gerade jetzt aus irgendeinem Grunde eingefallen. Aber, wie habe ich es denn nur vergessen können bis gerade eben jetzt! Gerade auf dies Säckchen hat er hingewiesen wie darauf, daß er zwar Mittel habe, daß er aber diese anderthalbtausend nicht zurückerstatten werde! Bei seiner Verhaftung in Mokroje hat er dann gerade auch ausgerufen — ich weiß das, man hat es mir wiedererzählt —, er halte es für die allerschmählichste Tat seines ganzen Lebens, daß, obgleich er die Mittel hatte, die Hälfte (gerade die Hälfte sagte er) seiner Schuld an Katharina Swanowna zurückzugeben und vor ihr nicht als Dieb dazustehen, er sich gleichwohl nicht dazu entschlossen, es vielmehr vorgezogen habe, in ihren Augen lieber ein Dieb zu bleiben, als sich von seinem Gelde zu trennen! Wie qualte er sich aber, wie qualte er sich über diese Schuld!“

Mit diesem Ausruf schloß Mescha seine Ausfagen. Es versteht sich, es mischte sich auch der Staatsanwalt ein. Er bat Mescha, noch einmal zu beschreiben, wie das alles war, und er bestand dann einige Male auf der Frage, ob es wirklich so gewesen sei, als ob der Angeklagte, indem er sich an seine Brust

schlug, auf irgend etwas hingewiesen habe. Vielleicht schlug er sich nur einfach mit der Faust auf die Brust?

„Ja, gar nicht mit der Faust!“ rief Alescha aus. „Er wies vielmehr gerade mit den Fingern hin und zeigte hierher, sehr hoch . . . Aber, wie konnte ich das denn nur so völlig vergessen bis erst zu diesem Augenblicke!“

Der Präsident wandte sich an Mitja mit der Frage, was er hinsichtlich der eben gemachten Aussagen sagen könne. Mitja bestätigte, daß gerade so auch alles gewesen sei, und daß er eben auf seine anderthalbtausend hingewiesen habe, die bei ihm auf der Brust waren, unmittelbar unter dem Halse, und daß dies natürlich eine Schmach war. „Eine Schmach, die ich gar nicht in Abrede stelle, die schmachvollste That in meinem ganzen Leben!“ rief Mitja aus. „Ich konnte das Geld zurückgeben oder nicht. Ich zog es aber vor, in ihren Augen ein Dieb zu bleiben, und gab es nicht zurück; die allergrößte Schmach lag aber darin, daß ich auch schon im voraus wußte, daß ich es nicht zurückerstatten werde! Du hast recht, Alescha! Danke, Alescha!“

Hiermit endigte das Verhör Aleschas. Wichtig und charakteristisch war gerade der Umstand, daß irgendeine Tatsache herausgefunden, wenigstens, nehmen wir an, der allerunbedeutendste Beweis erbracht war, fast nur ein Hinweis auf einen Beweis, der aber gleichwohl, wenn auch nur um ein Tröpfchen, dafür sprach, daß dieses Säckchen tatsächlich vorhanden war, daß anderthalbtausend Rubel in ihm lagen, und daß der Angeklagte nicht gelogen hatte, als er auf der Voruntersuchung in Mokroje erklärte, ‚diese anderthalbtausend gehörten mir‘. Alescha war froh; ganz rot im Gesichte nahm er den ihm angewiesenen Platz ein. Er wunderte sich noch lange für sich: „Wie habe ich das denn nur vergessen? Wie konnte ich es nur

vergessen? Und wie ist das mir so plötzlich erst jetzt wieder in die Erinnerung gekommen!"

Es begann das Verhör der Katharina Iwanowna. Als sie erschien, verbreitete sich im Saale eine ungewöhnliche Erregung. Die Damen faßten nach ihren Lorgnetten und Operngläsern, auch die Männer rührten sich, einige standen auf, um besser zu sehen. Alle bestätigten dann, daß Mitja plötzlich weiß ward „wie ein Luch“, als sie nur eben eintrat. Ganz in Schwarz näherte sie sich bescheiden und fast schüchtern dem ihr zugewiesenen Platze. Man konnte zwar nicht an ihrem Gesichte erraten, daß sie erregt sei, wohl aber funkelte Entschlossenheit in ihrem dunklen, finstern Blicke. Man muß erwähnen, später bemerkten gar viele, sie sei in diesem Augenblicke außerordentlich schön gewesen. Sie sprach zwar leise, aber so deutlich, daß es im ganzen Saale zu verstehen war. Sie drückte sich außerordentlich ruhig aus, oder sie gab sich wenigstens alle Mühe, ruhig zu erscheinen. Der Präsident begann seine Fragen vorsichtig, fast ehrerbietig, gleich als fürchte er, „gewisse Saiten“ zu berühren, und als habe er Ehrfurcht vor ihrem großen Unglück. Katharina Iwanowna erklärte aber schon bei ihren allerersten Worten mit Festigkeit auf eine der ihr vorgelegten Fragen, sie sei die erklärte Braut des Angeklagten gewesen „bis zu dem Augenblick, da er selbst mich verließ . . .“ fügte sie leise hinzu. Als man sie ausfragte über die dreitausend, die sie Mitja anvertraut habe, damit er sie mit der Post ihren Verwandten senden solle, bemerkte sie mit Festigkeit: „Ich gab sie ihm nicht geradeswegs für die Post; ich fühlte damals voraus, daß er Geld sehr nötig habe . . . in diesem Augenblicke . . . Ich gab ihm diese dreitausend unter der Bedingung, daß er sie, wenn er wolle, im Laufe eines Monats absenden solle. Ganz ohne Grund hat er sich späterhin so gequält wegen dieser Schuld . . .“

Ich werde nicht alle Fragen wiederholen und auch nicht bis ins einzelne alle ihre Antworten, ich gebe nur den eigentlichen Inhalt ihrer Aussagen wieder.

„Ich war fest davon überzeugt, daß er immer noch Gelegenheit finden werde, diese dreitausend abzusenden, sobald er sie nur von seinem Vater empfangen werde“, fuhr sie in ihren Aussagen fort. „Ich war stets überzeugt von seiner Uneigennützigkeit und seiner Ehrenhaftigkeit . . . seiner hohen Ehrenhaftigkeit . . . in Geldangelegenheiten. Er war fest davon überzeugt, daß er von seinem Vater dreitausend Rubel erhalten werde, und er hat mir mehrere Male davon gesprochen. Ich wußte, daß er mit seinem Vater einen Streit hat, und ich war immer und bis auf den heutigen Tag überzeugt, daß er von seinem Vater beleidigt ward. Ich erinnere mich nicht, daß er irgendwelche Drohungen gegen seinen Vater geäußert habe. Wenigstens in meiner Gegenwart ist nichts dergleichen geschehen. Wenn er damals zu mir gekommen wäre, so hätte ich auf der Stelle seine Aufregung beschwichtigt wegen dieser unseligen dreitausend, die er mir schuldete, er kam aber nicht mehr zu mir . . . ich selber aber . . . ich war in eine solche Lage gebracht worden . . . daß ich ihn nicht zu mir rufen konnte . . . Ja, und ich hatte auch keinerlei Recht, wegen dieser Schuld strenge zu sein“ — fügte sie plötzlich hinzu, und irgend etwas wie ein Entschluß klang aus ihrer Stimme — „ich selber bekam ja auch Geld geliehen von ihm, noch mehr als dreitausend, und ich nahm es an ungeachtet dessen, daß ich damals auch gar nicht voraussehen konnte, ob ich auch nur irgendwann in der Lage sein werde, ihm meine Schuld zurückzuzahlen . . .“

Es war, als liege in dem Klang ihrer Stimme etwas wie eine Herausforderung. Gerade in diesem Augenblicke kam die Reihe zu verhören an Fetjukowitsch.

„Das war wohl nicht hier, vielmehr zu Beginn Ihrer Bekanntschaft?“ griff sogleich Fetjukowitsch auf, vorsichtig nähertretend, da er augenblicklich etwas Günstiges vorausfühlte. (Ich bemerke in Klammern, daß Fetjukowitsch, obgleich er aus Petersburg unter Mitwirkung von Katharina Iwanowna berufen war, gleichwohl gar nichts wußte, weder von dem Vorfall mit den fünftausend, die ihr Mitja noch in jener Stadt gegeben hatte, noch von „jenem Fußfalle“. Sie hatte ihm das nicht gesagt, es vielmehr verheimlicht! Und das war erstaunlich. Man kann mit Sicherheit vermuten, daß sie selber bis zum allerletzten Augenblicke nicht wußte, ob sie diesen Vorfall vor Gericht erzählen werde oder nicht, und daß sie hierüber irgendeine Erleuchtung erwartet hatte.)

„Nein, niemals kann ich diese Augenblicke vergessen!“ so begann sie ihre Erzählung; sie erzählte alles, diese ganze Episode, die Mitja Alescha gebeichtet hatte, auch von dem Fußfall und seinen Ursachen, von ihrem Vater erzählte sie und ihrem Erscheinen bei Mitja, und nicht mit einem Worte, nicht mit der geringsten Anspielung erinnerte sie daran, daß Mitja durch ihre Schwester selber den Vorschlag gemacht hatte, „man möchte Katharina Iwanowna zu ihm wegen des Geldes senden“. Das hatte sie großmütig verschwiegen; und sie hegte keine Scham, offen zu bekennen, daß sie selber damals zu dem jungen Offizier gelaufen sei, in ihrem eigenen Gefühlsdrange, indem sie auf irgend etwas hoffte . . . um bei ihm Geld auszubitten . . . Darin lag etwas Erschütterndes. Mir wenigstens lief es kalt über den Rücken, und ich zitterte, als ich das hörte; der Saal war wie erstorben, jedes Wort fing er auf. Es lag auch etwas Beispiellooses darin, da es fast unmöglich war, von einem so eigenmächtigen und bis zum Verachten stolzen Mädchen ein so hoch aufrichtiges Bekenntnis zu erwarten, ein solches Opfer,

eine solche Selbsthinrichtung. Und wozu, wozu eigentlich? Um den zu erretten, der sie verraten und beleidigt hatte, um, wenn auch nur irgendwie, wenn auch nur im geringsten, zu seiner Rettung beizutragen, indem sie zu seinen Gunsten einen guten Eindruck hervorrief! Und in der That: das Bild eines Offiziers, der seine letzten fünftausend hergibt — alles das, was ihm an Geld im Leben geblieben war — und sich ehrerbietig verneigt vor dem unschuldigen Mädchen, offenbarte sich äußerst sympathisch und anziehend, aber . . . mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen! Ich fühlte ja, daß in der Folge (ja, und es kam dann auch so, es kam so) eine Verleumdung daraus hervorgehen könne! Mit bösem Spott sprach man denn auch später in der ganzen Stadt, daß die Erzählung vielleicht nicht ganz vollständig gewesen sei, nämlich an der Stelle, wo der Offizier das Mädchen entließ „angeblich nur mit einer ehrerbietigen Verneigung“. Man deutete an, hier sei irgend etwas „ausgelassen“. „Ja, und wenn auch gar nichts ausgelassen war, wenn auch alles Wahrheit war,“ sprachen sogar unsere aller Ehrenwertesten Damen, „auch dann ist es noch fraglich, ob es für ein Fräulein sehr vornehm war, so zu handeln, sogar wenn sie dabei auch ihren Vater retten wollte!“ Und hat denn wirklich Katharina Iwanowna bei ihrem Verstande, bei ihrem geradezu krankhaften Scharfsinn gar nicht vorausgeföhlt, daß man so sprechen werde? Zweifellos hatte sie das, und trotzdem hatte sie sich entschlossen, alles zu sagen! Es versteht sich, alle diese schmierigen Zweifel an der Wahrheit der Erzählung begannen erst später erhoben zu werden; im ersten Augenblicke waren alle nur erschüttert. Was aber die Mitglieder des Gerichtes anbetrifft, so lauschten sie auf Katharina Iwanowna mit ehrfürchtigem, sozusagen sogar schamvollem Schweigen. Der Staatsanwalt erlaubte sich nicht eine einzige weitere Frage zu

diesem Thema. Fetjukowitsch verneigte sich vor ihr tief. O, er triumphierte fast. Viel war schon gewonnen: ein Mensch, der in einem Anfälle von Edelmut seine letzten fünftausend hingibt, und dann derselbe Mensch, seinen Vater ermordend, um ihn um dreitausend zu berauben — das war eigentlich sogar etwas, was sich gar nicht zusammenreimte. Wenigstens den Raub konnte Fetjukowitsch jetzt „abfertigen“. „Der Fall“ war plötzlich von einem ganz neuen Lichte überstrahlt. Es verbreitete sich sogar etwas wie Sympathie zugunsten des Mitja. Er selber aber . . . von ihm erzählte man, daß er ein- oder zweimal, während Katharina Iwanowna ihre Aussagen machte, aufgesprungen, dann aber wieder auf seine Bank zurückgefallen sei und mit beiden Händen sein Gesicht bedeckt habe. Als sie aber geendet hatte, da rief er aus, indem er die Hände nach ihr ausstreckte:

„Katja, weshalb hast du mich denn zugrunde gerichtet!“ Und er fing an, laut durch den ganzen Saal zu schluchzen. Er hielt übrigens sofort an sich und schrie wiederum:

„Jetzt bin ich gerichtet!“

Darauf war es aber, als sei er völlig erstarrt auf seinem Platze, er preßte die Zähne aufeinander und hielt krampfhaft die Arme über die Brust gekreuzt. Katharina Iwanowna blieb im Saale und setzte sich auf den ihr angewiesenen Stuhl. Sie war bleich und saß da mit gesenktem Haupte. Die, welche ihr nahe saßen, erzählten dann später, sie habe am ganzen Körper gezittert wie im Fieber. Zum Verhör schritt Gruschenka.

Ich nähere mich jetzt der Katastrophe, die, ganz plötzlich eintretend, vielleicht tatsächlich Mitja zugrunde richtete. Denn ich bin überzeugt davon, ja, und auch alle anderen, alle Juristen haben sich auch später in diesem Sinne geäußert, daß, wenn dieser Vorfall nicht eingetreten wäre, man dem Verbrecher

wenigstens mildernde Umstände zugebilligt hätte. Davon aber später. Nur zwei Worte vorher über Gruschenka.

Sie erschien im Saale gleichfalls ganz in Schwarz, mit ihrem schönen schwarzen Schal auf den Schultern. Leichtem Schrittes, mit ihrem unhörbaren Gang, ein ganz klein wenig schaukelnd, wie bisweilen volle Frauen gehen, näherte sie sich der Balustrade, wobei sie starr auf den Präsidenten blickte und kein einziges Mal weder nach rechts noch nach links schaute. Meiner Ansicht nach war sie sehr schön in diesem Augenblicke und durchaus nicht bleich, wie unsere Damen später versicherten. Sie sagten gleichfalls, sie habe ein ganz in sich gefehrtes und böses Gesicht gemacht. Ich glaube aber nur, daß sie erregt war und schwer litt unter den auf sie gerichteten verächtlich neugierigen Blicken unseres skandalsüchtigen Publikums. Das war ein stolzer Charakter, der keine Verachtung ertrug; einer von denen, die, wenn sie nur ein klein wenig Verachtung bei irgendwem vermuten, sogleich in Wut entflammen und in Durst nach Abwehr. Dabei war natürlich auch Schüchternheit mit im Spiele und innere Scham wegen dieser Schüchternheit, so daß es nicht zu verwundern braucht, daß ihre Aussagen ungleichmäßig waren — bald voller Wut, bald verächtlich und absichtlich grob, dann tönte plötzlich ein aufrichtiges, herzliches Nötchen von Selbstverurteilung und von Selbstbeschuldigung mit. Bisweilen sprach sie aber so, als ob sie in irgendeinen Abgrund fliege: „Mir ist es einerlei, was auch dabei herauskommen mag, ich werde es aber gleichwohl sagen . . .“ Betreffs ihrer Bekanntschaft mit Fjedor Pawlowitsch bemerkte sie scharf: „Alles das sind Nichtigkeiten; kann ich denn etwas dafür, daß er sich an mich anhing?“ Eine Minute später fügte sie aber hinzu: „Ich bin an allem schuld, ich lachte nur über diesen und jenen — sowohl über den alten Mann wie auch über den da —, und ich habe sie beide bis

dahin gebracht. Um meinetwegen ist alles so gekommen.“ Es kam da auch die Rede auf Samsonoff. „Wen geht denn das etwas an?“ fuhr sie auf der Stelle auf in ganz frech herausforderndem Tone. „Er war mein Wohltäter, er hat mich Barfüßige aufgenommen, als meine Eltern mich aus ihrer Hütte herausgewirbelt hatten!“ Der Präsident erinnerte sie, übrigens sehr höflich, daran, man müsse direkt auf die Fragen antworten, ohne sich in überflüssige Einzelheiten einzulassen. Gruschenka errötete, und ihre Augen funkelten nur so.

Das Geldpaket hatte sie nicht gesehen, sie hatte nur von dem „Missetäter“ gehört, bei Fjedor Pawlowitsch liege ein gewisses Paket mit dreitausend. „Nur sind das alles Dummheiten, ich lachte nur darüber, und ich wäre um keinen Preis dahin gegangen . . .“

„Wen nannten Sie soeben einen ‚Missetäter‘?“ erkundigte sich der Staatsanwalt.

„Ich meine den Diener Smerdjakoff, der seinen Herrn ermordete und sich gestern erhängte.“

Natürlich fragte man sie sogleich, was sie denn eigentlich für eine Veranlassung habe zu einer so entschiedenen Beschuldigung; es erwies sich aber, daß auch sie nicht die geringste Veranlassung hatte.

„So hat mir Dmitri Fjedorowitsch selber gesagt, ihm glauben Sie auch. Die ‚Zwietrachtstäende‘ hat ihn zugrunde gerichtet, das ist es; an allem ist sie einzig und allein schuld, das ist es“, fügte Gruschenka am ganzen Körper vor Haß zitternd hinzu, und ein böser Klang war in ihrer Stimme. Man erkundigte sich, auf wen sie wiederum anspiele.

„Doch auf das Fräulein da, auf diese Katharina Swanowna hier. Zu sich hat sie mich damals gerufen, mit Schokolade hat sie mich traktiert, verführen wollte sie mich. Wenig aufrichtige Scham hegt sie, das ist es . . .“

Da gebot ihr aber der Präsident schon mit strenger Stimme halt und bat sie, ihre Ausdrücke zu mäßigen. Das Herz des eifersüchtigen Weibes war aber bereits entflammt, sie war sogar bereit, in den Abgrund hinabzufliegen.

„Bei der Verhaftung im Dorfe Mokroje“, erinnerte sie der Staatsanwalt, „haben alle gehört und gesehen, wie Sie aus dem andern Zimmer hinausliefen und schrien: ‚Ich bin an allem schuld, laßt uns gemeinsam ins Zuchthaus gehen!‘ Demnach waren auch Sie schon in diesem Augenblicke überzeugt, daß er ein Vatermörder sei?“

„Ich kann mich nicht an meine damaligen Gefühle entsinnen“, antwortete Gruschenka. „Alle schrien ja damals, er habe seinen Vater ermordet, und da fühlte ich, daß ich da schuldig sei, und daß er meinerwegen den Mord begangen habe. Als er mir aber dann sagte, er sei unschuldig, da glaubte ich ihm auf der Stelle, und auch jetzt glaube ich das und werde es immer glauben; er ist nicht der Mann, der lügt.“

Die Reihe zu verhören kam an Fetjukowitsch. Unter anderem, so entsinne ich mich, fragte er nach Rakitin und den fünfundzwanzig Rubeln, „dafür, daß er Alexei Sjedorowitsch Karamasoff zu Ihnen hinführen solle“.

„Aber was braucht man sich denn da zu wundern, daß er Geld nahm“, höhnte Gruschenka mit verächtlicher Bosheit. „Er ist ja immer zu mir gekommen, um Geld zu winseln; zu dreißig Rubeln, so kam es vor, nimmt er im Monat, dabei aber vornehmlich zu Spielereien; zu essen und zu trinken hatte er ja auch ohne mich.“

„Aus welchem Grunde waren Sie aber denn eigentlich so freigebig zu Herrn Rakitin?“ griff Fetjukowitsch auf, ungeachtet dessen, daß der Präsident eine heftige Bewegung machte.

„Ja, er ist aber doch mein Better! Meine Mutter ist die leib-

liche Schwester seiner Mutter. Er hat mich nur immer angefleht, niemandem hier etwas darüber zu sagen, schon gar sehr schämte er sich meiner."

Diese neue Tatsache erwies sich für alle als eine völlige Überraschung; bis jetzt wußte niemand etwas davon in der ganzen Stadt, sogar nicht einmal im Kloster; sogar Mitja wußte es nicht. Man erzählte, Rafitin sei vor Scham auf seinem Stuhle ganz braunrot geworden. Gruschenka hatte nämlich, noch bevor sie den Saal betrat, irgendwie erfahren, daß er gegen Mitja ausgesagt hatte, und deshalb war sie auch böse geworden. Die ganze Rede des Herrn Rafitin von vorhin, all ihr Edelmut, alle Ausfälle auf die Leibeigenschaft, auf die soziale Unordnung Rußlands — dies alles war schon diesmal endgültig begraben und vernichtet in der öffentlichen Meinung. Fetjukowitsch war zufrieden: wiederum hatte Gott „für einen Hut gespendet“. Im allgemeinen verhörte man die Gruschenka nicht lange, ja, und sie konnte auch natürlich nichts besonders Neues mitteilen. Sie hinterließ im Publikum einen äußerst ungünstigen Eindruck. Hunderte von verächtlichen Blicken richteten sich auf sie, als sie sich nach Beendigung ihres Verhörs ziemlich weit von Katharina Iwanowna niedersetzte. Während ihres Verhörs hatte Mitja die ganze Zeit über geschwiegen, als sei er zu Stein geworden, und seine Augen hatte er auf den Boden gerichtet gehalten. Iwan Fjedorowitsch trat als Zeuge auf.

5

Die plötzliche Katastrophe

Ich will noch bemerken, daß man ihn schon vor Mescha aufrufen wollte. Der Gerichtsvollzieher hatte aber dem Präsidenten hinterbracht, daß der Zeuge infolge plötzlichen Un-

wohlseins oder irgendeines Anfalles nicht sogleich erscheinen könne; sobald er sich aber erhole, werde er jederzeit bereit sein, seine Aussagen zu machen. Dieses hatte aber damals aus irgendeinem Grunde niemand gehört, und man erfuhr es erst in der Folge. Sein Erscheinen war im ersten Augenblicke fast unbenutzt geblieben: die Hauptzeugen, vor allem die zwei Nebenbuhlerinnen, waren bereits verhört; die Neugier war vorderhand befriedigt. Im Publikum machte sich sogar Ermüdung bemerkbar. Es stand ihm noch bevor, einige Zeugen anzuhören, die wahrscheinlich nichts Besonderes mitteilen konnten in Hinsicht auf alles das, was bereits mitgeteilt war. Die Zeit ging aber hin. Iwan Fjedorowitsch kam ganz merkwürdig langsam herangefschritten, ohne irgend jemanden anzusehen und sogar mit gesenktem Haupte, ganz so, als ob er über irgend etwas angestrengt nachdenke. Gefleidet war er tadellos, sein Gesicht machte aber, wenigstens auf mich, einen krankhaften Eindruck. Es war in diesem Gesichte etwas, das wie „von der Erde berührt“ schien, etwas, was an das Gesicht eines Sterbenden erinnerte. Seine Augen waren trübe; er erhob sie und ließ sie langsam durch den Saal schweifen. Alescha sprang da gerade plötzlich von seinem Stuhle auf und stöhnte nur eben hervor: „Ach!“ Ich erinnere mich dessen wohl. Aber auch dies hat kaum jemand bemerkt.

Der Präsident begann gerade damit, ihm zu erklären, daß er ein unvereidigter Zeuge sei, daß er auf die Fragen antworten oder schweigen könne, daß aber natürlich alle Aussagen gewissenhaft sein müssen usw. Iwan Fjedorowitsch hörte zu und schaute trübe auf ihn; plötzlich begann sich aber sein Gesicht langsam zu einem Lächeln zu verziehen, und erst hatte eben der Präsident mit einem erstaunten Blicke auf ihn zu sprechen aufgehört, als er plötzlich in lautes Lachen ausbrach.

„Nun, und was denn noch?“ fragte er laut.

Alles verstummte im Saale, es war, als ob man irgend etwas vorausfühlte. Der Präsident war unruhig.

„Sie . . . sind vielleicht noch nicht so gesund?“ fragte er nur, indem er mit den Augen den Gerichtsvollzieher suchte.

„Seien Sie ohne Sorge, Euer Exzellenz, ich bin gesund genug und kann Ihnen schon irgend etwas Interessantes erzählen“, antwortete Iwan Fjedorowitsch plötzlich völlig ruhig und ehrerbietig.

„Haben Sie irgendeine besondere Mitteilung zu machen?“ fuhr immer noch im Zweifel der Präsident fort.

Iwan Fjedorowitsch senkte den Blick, schwieg einige Sekunden, erhob dann wiederum sein Haupt und antwortete seltsam stotternd:

„Nein . . . ich das habe nicht. Ich habe nichts Besonderes zu sagen.“

Man legte ihm Fragen vor. Er antwortete so, als ob er das ungern tue, wie absichtlich kurz, sogar mit einem gewissen Widerwillen, der mehr und mehr zunahm, obgleich er übrigens gleichwohl vernünftig sprach. Auf viele Fragen gab er an, er wisse nichts darüber. Über die Abrechnungen seines Vaters mit Dmitri Fjedorowitsch wußte er gar nichts. „Ich habe mich auch nicht darum gekümmert“, sprach er. Drohungen, den Vater totzuschlagen, hatte er wohl vernommen von seiten des Angeklagten. Von dem Geldpaket erfuhr er durch Smerdjakoff.

„Immer ein und dasselbe“, unterbrach er plötzlich mit ermüdeter Miene. „Ich kann dem Gerichte nichts Besonderes mitteilen.“

„Ich sehe, Sie sind krank, und ich verstehe Ihre Gefühle . . .“ begann nur eben der Präsident.

Er wandte sich dabei gerade an beide Parteien, an den Staatsanwalt und den Verteidiger, indem er sie aufforderte, wenn sie

es für nötig erachteten, Iwan Fjedorowitsch Fragen vorzulegen, als der plötzlich mit völlig versagender Stimme bat:

„Entlassen Sie mich, Euer Erzellenz, ich fühle mich sehr unwohl!“

Und nach diesen Worten drehte er sich plötzlich, ohne eine Erlaubnis abzuwarten, um und wollte gerade den Saal verlassen. Nach vier Schritten blieb er aber plötzlich stehen, als ob ihm eben etwas eingefallen sei, er lächelte still und kehrte wiederum auf seinen früheren Platz zurück.

„Ich, Euer Erzellenz, bin wie jenes Bauernmädchen, das da spricht: Wenn ich will — steige ich ein, wenn ich nicht will — bleibe ich sitzen. Man geht um sie herum mit dem Feiertagskleid und dem Festtagsrock, um sie zur Trauung zu führen, sie aber sagt: Wenn ich will — steige ich ein, wenn ich nicht will — bleibe ich sitzen. Das kennzeichnet schon unser Volk.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte ihn streng der Präsident.

„Aber da sehen Sie,“ und plötzlich nahm Iwan Fjedorowitsch einen Geldpacken heraus, „da ist Geld . . . daselbe, das hier in diesem Paket lag (er deutete auf den Tisch mit den Sachbeweisen) und dessentwegen man meinen Vater erschlug. Wo soll ich es hinlegen? Herr Gerichtsvollzieher, übergeben Sie es.“

Der Gerichtsvollzieher nahm den ganzen Geldpacken und übergab ihn dem Präsidenten.

„Auf welche Weise konnte sich dies Geld bei Ihnen vorfinden . . . wenn das dieses selbe Geld ist?“ fragte erstaunt der Präsident.

„Ich empfang es von Smerdjakoff, dem Mörder, gestern . . . Ich war bei ihm, bevor er sich erhängte. Er hat den Vater ermordet, nicht aber mein Bruder. Er vollführte den Mord, ich aber habe ihn dazu angestiftet . . . Wer wünscht denn nicht den Tod seines Vaters?“

„Sind Sie bei Sinnen oder nicht?“ entrang es sich unwillkürlich dem Präsidenten.

„Das ist es ja gerade, daß ich bei Verstande bin . . . und bei niederträchtigem Verstande, wie auch Sie selber und auch alle diese . . . Fressen!“ wandte er sich plötzlich an das Publikum. „Sie haben ihren Vater ermordet, sie stellen sich aber so, als ob sie Entsetzen gefaßt habe“, knirschte er mit wütender Verachtung hervor. „Einer macht vor dem andern Grimassen! Ihr Lügner! Alle wünschen sie dabei den Tod ihres Vaters. Ein Ekel wird den andern fressen . . . Wenn es keinen Vatermord gebe, so würden sie sich alle erzürnen und böse auseinandergohten . . . Ein Skandal. Brot und Schauspiel! Ubrigens bin ja auch ich selber ein schöner Kerl! Haben Sie Wasser oder nicht; gebt mir zu trinken, um Christi willen!“ und er faßte sich plötzlich an den Kopf.

Der Gerichtsvollzieher kam sogleich auf ihn zu. Alescha sprang plötzlich auf und schrie: „Er ist krank, glauben Sie ihm nicht, er ist im Nervenfieber!“ Auch Katharina Iwanowna erhob sich hastig von ihrem Stuhle, und gelähmt von Entsetzen blickte sie auf Iwan Fjedorowitsch. Mitja erhob sich, und mit einem ganz wilden, verzerrten Lächeln blickte und lauschte er gierig auf seinen Bruder.

„Beruhigen Sie sich, ich bin nicht verrückt, ich bin nur ein Mörder!“ begann wiederum Iwan. „Von einem Mörder kann man kein Wohlreden verlangen“, fügte er plötzlich aus irgendeinem Grunde hinzu und lachte verzerrten Angesichts.

Der Staatsanwalt neigte sich in sichtlichcr Bestürzung zum Präsidenten. Die Mitglieder des Gerichts flüsterten geschäftig untereinander. Fetjukowitsch spitzte die Ohren und war ganz Aufmerksamkeit. Der Saal war in Erwartung erstorben. Der Präsident kam plötzlich sozusagen wieder zu sich.

„Zeuge, Ihre Worte sind unverständlich und hier unmöglich. Beruhigen Sie sich; wenn Sie es können, so erzählen Sie . . . wenn Sie tatsächlich etwas zu erzählen haben. Womit können Sie ein solches Geständnis bekräftigen . . . wenn Sie nur nicht im Fieber reden?“

„Das ist es ja gerade, daß ich keine Zeugen habe. Der Hund Smerdjakoff wird Ihnen aus jener Welt kein Zeugnis senden . . . in einem Paket. Sie möchten eben immer Pakete haben, es ist doch genug mit einem. Ich habe keine Zeugen . . . Höchstens einen einzigen . . .“ und er lächelte in Gedanken.

„Wer ist Ihr Zeuge?“

„Einen Schwanz hat er, Euer Exzellenz, er wird nicht hinpassen! Le diable n'existe point! Schenken Sie ihm keine Aufmerksamkeit, er ist ein dreckiger, jämmerlicher Teufel,“ fügte er hinzu, indem er plötzlich zu lachen aufhörte, und gleich als ob er ein Geständnis machte, fuhr er fort, „er ist wahrscheinlich irgendwo hier, gerade unter diesem Tisch mit den Sachbeweisen; wo sollte er denn sitzen, wenn nicht dort? Sehen Sie, hören Sie mich an. Ich sagte ihm: ‚Ich will nicht schweigen!‘ er aber spricht von der geologischen Umwälzung . . . Dummheiten! Nun, so befreien Sie doch das Ungetüm . . . er hat eine Hymne angestimmt, nur deshalb, weil es ihm leicht ist! Es ist einerlei, daß die betrunkene Kanaille grölt: ‚Wanka fuhr nach Piter‘, ich aber für zwei Sekunden Freude eine Quadrillion Quadrillionen geben würde. Sie kennen mich nicht! O, wie ist das alles bei Ihnen dumm! Nun, so nehmen Sie doch mich statt seiner fest! Zu irgendeinem Zwecke bin ich doch gekommen . . . Weshalb, weshalb ist denn alles, was es gibt, so dumm?“ Und er begann wiederum langsam und wie in Gedanken versunken sich im Saale umzuschauen. Es war aber bereits alles in Aufregung geraten. Alescha wollte schon von seinem Platz zu

ihm hinein, der Gerichtsvollzieher hatte aber bereits Iwan Fjedorowitsch am Arm gefaßt.

„Was ist denn das noch?“ schrie jener auf, indem er dem Gerichtsvollzieher ins Gesicht starrte, und plötzlich faßte er ihn bei den Schultern und schlug ihn wütend zu Boden. Die Wache war aber schon hereingekommen, man erfaßte ihn, und da begann er wütend loszubrüllen. Und die ganze Zeit über, während man ihn herausstrug, brüllte und schrie er irgend etwas Zusammenhangloses.

Es entstand ein Durcheinander. Ich entsinne mich nicht an alles, wie es sich der Reihe nach zutrug, selber war ich erregt und vermochte nicht allem zu folgen. Ich weiß nur, daß später, als sich schon alles beruhigt und alle begriffen hatten, worum es sich handele, der Gerichtsvollzieher gleichwohl einen Verweis erhielt, wenn er auch seinem Vorgesetzten durchaus zu begründen wußte, daß der Zeuge die ganze Zeit über gesund war, daß ihn der Doktor gesehen habe, als er vor einer Stunde einen leichten Unwohlseinsanfall hatte, daß er bis zu seinem Eintritt in den Saal immer vernünftig gesprochen habe, so daß es unmöglich war, etwas Derartiges vorauszusehen, und daß der Zeuge selber im Gegenteil darauf bestanden habe und unbedingt seine Aussage machen wollte. Bevor man sich aber nur ein wenig beruhigt hatte und zu sich gekommen war, spielte sich auch schon auf diese Szene hin eine andere ab: Katharina Iwanowna bekam einen hysterischen Anfall. Sie kreischte laut auf, sie brach in Schluchzen aus, sie wollte aber gleichwohl nicht hinausgehen, sie riß sich los, flehte, man möge sie nicht hinausführen, und plötzlich schrie sie dem Präsidenten zu:

„Ich muß noch eine Aussage machen, sofort... sofort!... Da ist ein Papier, ein Brief... nehmen Sie ihn, lesen Sie ihn rasch, rasch! Dies ist ein Brief dieses Ungetüms, hier dieses,

dieses!" Sie wies auf Mitja hin. „Er hat seinen Vater erschlagen, Sie werden es sogleich ersehen, er schreibt mir, wie er seinen Vater erschlagen werde! Aber jener Kranke dort, jener Kranke, der hat Nervenfieber! Ich sehe schon drei Tage, daß er Nervenfieber hat!"

So rief sie außer sich. Der Gerichtsvollzieher nahm das Papier, das sie dem Präsidenten hinstreckte, sie aber fiel auf ihren Stuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie begann krankhaft und lautlos zu schluchzen, sie zitterte am ganzen Körper, unterdrückte aber das leiseste Stöhnen aus Furcht, man möchte sie aus dem Saale entfernen. Das Papier, das sie überreicht hatte, war jener Brief des Mitja aus dem Wirtshause „Zur Hauptstadt“, den Iwan Fjedorowitsch ein Dokument von „mathematischer“ Sicherheit genannt hatte. O weh, ihm schrieb man auch gerade jene mathematische Sicherheit zu, und ohne diesen Brief wäre vielleicht Mitja gar nicht zugrunde gegangen, oder wenigstens nicht auf so furchtbare Weise! Ich wiederhole es, schwer war es, den Einzelheiten zu folgen. Mir erscheint auch jetzt noch dies alles in solchem Durcheinander. Der Präsident muß wohl sogleich schon das neue Dokument dem Gerichte mitgeteilt haben, dem Staatsanwalt, dem Verteidiger und den Geschworenen. Ich erinnere mich aber nur, wie man die Zeugin auszufragen begann. Als der Präsident sie mit sanfter Stimme gefragt hatte, ob sie sich beruhigt habe, rief sie mit Eifer:

„Ich bin bereit, ich bin bereit! Ich bin durchaus imstande, Ihnen zu antworten“, fügte sie hinzu, wobei sie augenscheinlich immer noch furchtbar fürchtete, man möchte sie aus irgendeinem Grunde nicht anhören. Man bat sie, genauer zu erklären, was das für ein Brief sei, und unter welchen Umständen sie ihn empfangen habe.

„Ich empfing ihn gerade am Vorabend des Verbrechens, geschrieben hatte er ihn aber schon am Tage vorher, im Wirtshause, demnach zwei Tage vor seinem Verbrechen. Sehen Sie, er ist auf irgendeine Rechnung geschrieben“, schrie sie keuchend. „Er hatte damals mich zu hassen begonnen, weil er selber eine gemeine That begangen hatte und dieser Kreatur nachgelaufen war . . . und auch noch deshalb, weil er mir jene dreitausend schuldete . . . O, es kränkten ihn diese dreitausend gerade wegen seiner Niedrigkeit! Mit diesen dreitausend, sehen Sie, war das so — ich bitte Sie, ich flehe Sie an, mich anzuhören — noch drei Wochen, bevor er seinen Vater ermordete, kam er eines Morgens zu mir. Ich wußte, daß er Geld nötig habe, und wußte auch wozu — sehen Sie gerade dazu, um diese Kreatur zu betören und sie zu entführen. Ich wußte damals, daß er mich schon verraten habe und mich im Stich zu lassen wünsche, und ich, ich selber streckte ihm damals dies Geld hin, selber bot ich es ihm an unter dem Vorwand, er solle es meiner Schwester nach Moskau schicken — und als ich es ihm eingehändigt hatte, da sah ich ihm in die Augen und sagte, er könne es absenden, wann er wolle, ‚wenn auch erst in einem Monat‘. Nun, wie denn, wie hätte er denn nicht verstehen sollen, daß ich ihm geradeswegs ins Gesicht sagte: ‚Du brauchst Geld, um mich mit deiner Kreatur zu betrügen, so hast du denn dies Geld, ich selber gebe es dir, nimm es, wenn du ehrlos genug bist!‘ Ich wollte ihn überführen, und wie denn? Er nahm, er nahm das Geld, er schleppte es fort und brachte es mit dieser Kreatur dort durch, in einer Nacht . . . Er hatte aber verstanden, daß ich alles weiß, ich versichere Sie, daß er es damals verstanden hatte, und daß ich ihn nur auf die Probe stellte, indem ich ihm das Geld gab: wird er so ehrlos sein, es von mir zu nehmen oder nicht? Ich schaute ihm in die Augen, und er mir, und alles hatte er verstanden, alles hatte er

verstanden, und er nahm, und er nahm und trug mein Geld fort!"

„Richtig, Katja!“ brüllte plötzlich Mitja. „Ich hatte dir in die Augen gesehen und begriffen, daß du mich entehrst, und trotzdem nahm ich dein Geld! Verachtet den Schuft, verachtet ihn alle, er hat es verdient!“

„Angeklagter,“ schrie der Präsident, „noch ein Wort — und ich lasse Sie hinausführen!“

„Dies Geld quälte ihn,“ fuhr in krampfhafter Eile Katja fort, „er wollte es mir zurückgeben, er wollte es, das ist wahr, er brauchte aber das Geld für diese Kreatur. Da hat er denn auch seinen Vater ermordet, das Geld hat er mir aber gleichwohl nicht zurückerstattet, er fuhr vielmehr mit ihr in jenes Dorf, wo man ihn festnahm. Dort hat er wiederum dies Geld verbummelt, das er seinem von ihm ermordeten Vater gestohlen hatte. Aber am Tage, bevor er seinen Vater ermordete, schrieb er mir auch jenen Brief; er schrieb ihn betrunken, ich habe das damals sogleich erkannt, er schrieb ihn aus Wut, und er wußte, er wußte ganz bestimmt, daß ich diesen Brief niemandem zeigen werde, sogar wenn er den Mord begangen hätte. Denn sonst hätte er ihn nicht geschrieben. Er wußte ja, daß ich mich nicht an ihm rächen und ihn nicht zugrunde richten will! Aber lesen Sie doch nur, lesen Sie aufmerksam, bitte möglichst aufmerksam, und Sie werden erkennen, daß er in diesem Briefe alles beschrieb, alles im voraus: wie er den Vater töten werde, und wo bei dem das Geld liege. Sehen Sie bitte, lassen Sie das nicht aus, da ist eine Phrase: ‚Ich werde den Mord begehen, wenn nur Iwan abgereist sein wird.‘ Das heißt, er hatte schon im voraus bedacht, wie er ihn töten werde“, soufflierte gleichsam dem Gerichte schadenfroh und tückisch Katharina Iwanowna. O, es war zu ersehen, wie sie bis in alle Feinheiten hinein jenen verhängnis-

vollen Brief studiert und jedes kleinste Züglein in ihm erforscht hatte. „Wäre er nicht betrunken gewesen, so hätte er mir natürlich nicht alles Punkt für Punkt geschrieben, wie er nachher den Mord vollführte, das ganze Programm!“

So rief sie außer sich, und natürlich ohne auf irgendwelche Folgen für ihre eigene Person achtzuhaben, obgleich sie die, versteht sich, vielleicht bereits einen Monat vordem voraussah, weil sie vielleicht damals schon zitternd vor Zorn gedacht hatte: „Soll ich das nicht vor Gericht vorlesen?“ Jetzt aber war es, als sei sie vom Berge herabgeflogen. Ich erinnere mich, damals wurde gleich auf der Stelle der Brief von dem Sekretär laut verlesen, und er rief einen niederschmetternden Eindruck hervor. Man wandte sich an Mitja mit der Frage, ob er diesen Brief anerkenne.

„Er ist von mir, von mir!“ rief Mitja aus. „Wäre ich nicht betrunken gewesen, so hätte ich ihn nicht geschrieben. . . ! Für vieles haben wir einander gehaßt, Katja, aber, ich schwöre es dir, ich habe dich auch hassend geliebt, du aber mich — nicht!“

Er fiel auf seinen Platz zurück und rang in Verzweiflung die Hände. Der Staatsanwalt und der Verteidiger begannen ein Kreuzverhör vorzunehmen, hauptsächlich in dem Sinne: „Was hat Sie eigentlich veranlaßt, ein solches Dokument zu verheimlichen und vordem Ihre Aussagen in einem ganz anderen Geiste und Tone zu machen?“

„Ja, ja, ich habe vorhin gelogen, ich habe alles gelogen, gegen Ehre und Gewissen, ich wollte ihn aber vorhin retten, weil er mich haßte und so verachtete!“ rief Katja wie von Sinnen. „D, er verachtete mich furchtbar, immer verachtete er mich, und wissen Sie, wissen Sie — er verachtete mich gerade von dem Augenblicke an, als ich ihm damals für dies Geld mit einem Fußfall dankte. Ich sah das wohl. . . Ich habe sogleich, damals

schon dies vorausgeföhlt, lange aber glaubte ich mir nicht. Wie oft las ich in seinen Augen: „Gleichwohl bist du selber damals zu mir gekommen!“ O, er begriff nicht, er begriff gar nicht, weshalb ich damals zu ihm gelaufen kam; nur Niedriges zu vermuten ist er imstande! Er maß alles nach sich, er glaubte, daß alle so seien wie er“, knirschte Katja wütend, schon völlig außer sich. „Heiraten wollte er mich aber bloß deshalb, weil ich eine Erbschaft gemacht hatte, nur deshalb, nur deshalb! Ich habe immer den Argwohn gehabt, daß es nur deshalb sei! O, das ist ja ein wildes Tier! Er war davon überzeugt, daß ich mein ganzes Leben vor ihm zittern werde vor Scham darüber, daß ich damals zu ihm kam, und daß er mich ewig dafür verachten und deshalb aber auch mich beherrschen könne — das ist es auch, weshalb er mich heiraten wollte! Das ist so, das ist ganz so! Ich versuchte ihn zu besiegen durch meine Liebe, durch eine Liebe ohne Ende; sogar den Verrat wollte ich ertragen, er aber begriff nichts, gar nichts. Ja, kann er denn überhaupt irgend etwas begreifen! Das ist ja ein Auswurf! Diesen Brief erhielt ich erst am Abend des zweiten Tages, man brachte ihn mir aus dem Wirtshause, aber noch am Morgen, am Morgen desselben Tages, hatte ich ihm alles verzeihen wollen, alles, sogar seinen Verrat!“

Natürlich suchten der Präsident und der Staatsanwalt sie zu beruhigen. Ich bin überzeugt, daß sie sich sogar vielleicht alle beide schämten, daß sie derart aus ihrem hysterischen Zustande Nutzen zogen und derartige Bekenntnisse mit anhörten. Ich entsinne mich, ich hörte, wie sie ihr sagten: „Wir begreifen, wie Ihnen das schwer fällt, glauben Sie nur, wir sind imstande zu fühlen“ usw., aber gleichwohl zogen sie Aussagen heraus aus einem Weibe, das in einem hysterischen Anfall von Sinnen war. Endlich beschrieb sie mit außerordentlicher Klarheit — wie sie

einem so häufig, wenn auch nur auf Augenblicke aufblitzt, sogar in den Minuten eines so gespannten Zustandes — wie Iwan Fjedorowitsch in diesen zwei Monaten fast den Verstand verloren habe darüber, wie er nur retten könne „jenen Auswurf und Mörder“, seinen Bruder.

„Er quälte sich!“ rief sie aus. „Er wollte immer seine Schuld herabsetzen, indem er mir gestand, auch er habe seinen Vater nicht geliebt und vielleicht selber seinen Tod gewünscht. O, das ist ein tiefes, tiefes Gewissen! Er quälte sich bis aufs letzte mit Gewissensbissen! Er hat mir alles offenbart, alles; er pflegte jeden Tag zu mir zu kommen und mit mir zu sprechen wie mit seinem einzigen Freunde!“ rief sie plötzlich aus, und es war so, als ob eine Herausforderung darin liege, und ihre Augen funkelten. „Er ging zweimal zu Smerdjakoff. Einmal kam er zu mir und sprach: ‚Wenn den Mord nicht mein Bruder beging, vielmehr Smerdjakoff (diese Fabel haben ja alle hier verbreitet, Smerdjakoff habe den Mord begangen), so bin ich vielleicht auch schuldig, weil Smerdjakoff ja wußte, daß ich den Vater nicht liebe, und er vielleicht glaubte, daß ich den Tod meines Vaters wünsche!‘ Damals nahm ich diesen Brief heraus und zeigte ihn ihm, und da überzeugte er sich völlig, daß sein Bruder den Mord begangen habe, und dies schlug ihn schon endgültig nieder. Er konnte es nicht ertragen, daß sein lieblicher Bruder — ein Vaternörder sei! Schon vor einer Woche sah ich, daß er darüber erkrankt war. In den letzten Tagen redete er irre, wenn er bei mir saß. Ich sah, daß er geistig gestört werde. Er ging und sprach vor sich hin, so hat man ihn auf den Straßen gesehen. Der zugereiste Arzt hat ihn auf meine Bitte vorgestern untersucht und mir gesagt, er sei dem Nervenfieber nahe — an allem, allem ist er schuld, eben dieser Auswurf! Gestern erfuhr er aber, daß Smerdjakoff gestorben sei — dies hat ihn so erschüttert, daß

er seinen Verstand verlor . . . und alles wegen dieses Auswurfes, alles nur deshalb, um diesen Auswurf zu retten!"

O, es versteht sich, so sprechen und solche Geständnisse ablegen kann man wohl nicht mehr als einmal im Leben — in der Minute vor dem Tode, wenn man das Schafott besteigt. Aber Katja war gerade ihrem Charakter treu, und der richtige Augenblick war für sie gekommen. Das war jene ungestüme Katja, die damals zu dem jungen Wüßling von Offizier hineinstürzte, um ihren Vater zu retten; das war gleichfalls ganz dieselbe Katja, die noch vorhin, vor diesem ganzen Publikum, stolz und keusch sich und ihre Mädchenscham zum Opfer brachte, indem sie erzählte von „der edlen That des Mitja“, um wenn auch nur irgendwie das Schicksal zu mildern, das ihn erwartete. Und da brachte sie sich denn jetzt ganz ebenso zum Opfer, aber schon für einen andern, und vielleicht hatte sie eben erst, erst in diesem Augenblicke, klar gefühlt, und war sie sich völlig darüber klar geworden, wie teuer ihr dieser Mensch sei! Sie hatte sich für ihn zum Opfer gebracht, sie war in Entsetzen geraten für ihn, da sie sich plötzlich vorgestellt hatte, er habe sich zugrunde gerichtet durch seine Aussage, daß er da den Mord begangen habe, nicht aber sein Bruder; sie hatte sich geopfert, um ihn zu retten, seinen Ruhm, seinen Ruf! Und gleichwohl bligte etwas Furchtbares in ihr auf: hatte sie Mitja verleumdete, hatte sie gelogen, als sie ihre früheren Beziehungen zu ihm beschrieb? — das ist die Frage. Nein, nein, sie hatte ihn nicht wissentlich verleumdete, als sie schrie, Mitja habe sie wegen ihres Fußfalles verachtet! Sie glaubte tatsächlich daran, sie war tief überzeugt davon, vielleicht schon von diesem Fußfalle an, der so aufrichtige Mitja, der sie damals vergötterte, lache über sie und verachte sie! Und lediglich aus Stolz hatte sie sich damals an ihn gehängt mit ihrer Liebe, einer hysterischen und zerrissenen, die aus ver-

letstem Stolz hervorgegangen war, und diese Liebe war gar nicht ähnlich einer Liebe, vielmehr einer Rache! O, vielleicht hätte sich diese zerrissene Liebe in die richtige gewandelt, vielleicht . . . wünschte Katja gar nichts anderes als das; Mitja hatte sie aber durch seinen Verrat bis zur Tiefe ihrer Seele beleidigt, und ihre Seele hatte ihm nicht verziehen. Der Augenblick der Rache war aber völlig unerwartet herbeigeflogen gekommen, und alles, was sich so lange und krankhaft in der Brust des beleidigten Weibes angesammelt hatte, drängte auf einmal und wiederum völlig unerwartet nach außen. Sie hatte Mitja verraten, aber auch an sich selber hatte sie Verrat begangen. Und, es versteht sich, sie hatte sich kaum völlig ausgesprochen, als die Spannung wich, und Scham sie niederdrückte. Wiederum begann ein hysterischer Anfall, sie fiel zu Boden, schluchzte und schrie. Man trug sie hinaus. In diesem Augenblicke, als man sie hinaustrug, stürzte Gruschenka von ihrem Plage zu Mitja hin, so rasch, daß man sie gar nicht aufhalten konnte.

„Mitja!“ brüllte sie, „zugrunde richtete dich deine Schlange! Sehen Sie, da hat sie sich Ihnen gezeigt!“ schrie sie das Gericht an, vor Wut bebend. Auf einen Wink des Präsidenten faßte man sie und begann, sie aus dem Saale hinauszuführen. Sie ließ es sich aber nicht gefallen, schlug um sich und wollte sich losreißen, um zu Mitja zurückzukehren. Mitja brüllte los und wollte sich zu ihr hinstürzen; man überwältigte ihn aber.

Ja, ich vermute, unsere Damen im Zuschauerraum wurden befriedigt. Das Schauspiel war reich. Ich entsinne mich, wie nunmehr der zugereiste Moskauer Arzt vortrat. Es scheint, der Präsident hatte auch schon vordem den Gerichtsvollzieher gesandt, um dafür zu sorgen, daß Iwan Fjedorowitsch ärztliche Hilfe zuteil werde. Der Arzt teilte dem Gerichte mit, der Kranke

befinde sich in einem äußerst heftigen Anfall von Nervenfieber, und man müsse ihn unverzüglich wegbringen. Auf die Frage des Staatsanwaltes und des Verteidigers bestätigte er, der Patient sei vorgestern selber zu ihm gekommen, und er habe ihm damals schon vorausgesagt, er werde bald in Nervenfieber verfallen, er habe sich indes nicht heilen lassen wollen. „Er war aber entschieden nicht bei klarem Verstande; er selber gestand mir, er sehe im Wachen Gesichter, er begegne auf der Straße verschiedenen Personen, die schon längst gestorben seien, und zu ihm komme jeden Abend der Satan zu Besuch“, schloß der Doktor. Nachdem er seine Aussage gemacht hatte, entfernte sich der berühmte Arzt. Der von Katharina Iwanowna vorgelegte Brief ward den Sachbeweisen beigelegt. Das Gericht zog sich zur Beratung zurück und beschloß dann, die Verhandlung fortzuführen und beide unerwarteten Aussagen (die der Katharina Iwanowna und des Iwan Fjedorowitsch) zu Protokoll zu nehmen.

Ich werde aber nun den weiteren Verlauf der Verhandlung nicht mehr beschreiben. Ja, und die Aussagen der übrigen Zeugen waren auch nur eine Wiederholung und Bestätigung der früheren, wenn sie auch alle ihre charakteristischen Eigenarten aufwiesen. Indes, ich wiederhole es, alles ward zu einem Ganzen zusammengefügt in der Rede des Staatsanwaltes, zu der ich sogleich übergehen werde. Alle waren in Aufregung, alle waren elektrifiziert durch die letzte Katastrophe und erwarteten mit brennender Ungeduld möglichst rasch die Lösung: die Reden der Parteien und das Urteil. Fetjukowitsch war sichtlich betroffen durch die Aussage der Katharina Iwanowna, dafür triumphierte aber der Staatsanwalt. Als die gerichtliche Untersuchung beendet war, ward eine Unterbrechung der Sitzung verkündet, die fast eine Stunde währte. Endlich eröffnete der Präsident die Debatten. Es scheint, es war genau acht Uhr abends, als

unser Staatsanwalt Hippolyt Kirillowitsch seine Anklagerede begann.

6

Die Rede des Staatsanwalts. Die Charakteristik

Es begann Hippolyt Kirillowitsch seine Anklagerede, indem er am ganzen Körper in nervösem Zittern bebte; wie wenn er krank wäre, brach ihm kalter Schweiß auf der Stirn und an den Schläfen hervor, und er fühlte abwechselnd Frost und Hitze im ganzen Körper. So hat er selber später erzählt. Er hielt diese Rede für sein *chef-d'œuvre*, für das *chef-d'œuvre* seines ganzen Lebens, für sein Schwanenlied. Tatsächlich starb er auch neun Monate später an einer bösen Schwindsucht, so daß er wirklich, wie es sich erwies, das Recht gehabt hätte, sich mit einem Schwan zu vergleichen, der sein letztes Lied singt, wenn er nämlich sein Ende früher vorausgeföhlt hätte. In diese Rede legte er sein ganzes Herz und allen Verstand, über den er gebot, und er bewies, völlig unerwarteterweise, daß ihm weder soziales Empfinden fremd war, noch auch die „verfluchten“ Fragen, wenigstens soweit sie unser armer Hippolyt Kirillowitsch in sich aufnehmen konnte. Die Hauptsache, wodurch sein Wort gewann, war, daß er es aufrichtig meinte: er glaubte an die Schuld des Angeklagten; nicht nur im Auftrag, und weil das seine Pflicht war, beschuldigte er ihn und „rief zur Rache“, er zitterte tatsächlich in dem Wunsche, „die Gesellschaft zu retten“. Sogar unsere Damen, die im Grunde ihres Herzens dem Hippolyt Kirillowitsch feindlich gestimmt waren, gestanden gleichwohl, daß sie einen außerordentlichen Eindruck empfangen hätten. Er begann mit einer wie gesprungenen, sich brechenden Stimme, dann aber kräftigte sie sich sehr rasch und schallte durch

den ganzen Saal, und so bis zum Ende. Als er aber nur eben geendet hatte, wäre er fast in Ohnmacht gefallen.

„Meine Herren Geschworenen!“ begann der Ankläger. „Der vorliegende Fall hat in ganz Rußland ein lärmendes Aufsehen erregt. Weshalb aber, so scheint es, soll man staunen, weshalb sich denn da so besonders entsetzen? Gerade wir, gerade wir vornehmlich! Wir sind ja so gewöhnt an alles! Darin beruht ja auch gerade unser Entsetzen, daß so finstere Dinge fast aufhörten, für uns entsetzlich zu sein! Darüber muß man sich entsetzen, über diese Gewohnheit, nicht aber über die einzelne Untat dieses oder jenes Individuums! Wo liegen denn aber die Ursachen unserer Gleichgültigkeit, unseres kaum noch lauwarmen Verhaltens zu solchen Fällen, zu solchen Zeichen der Zeit, die eine nicht beneidenswerte Zukunft voraussagen? In unserm Zynismus, in der frühen Erschöpfung des Geistes und der Vorstellungskraft unserer noch so jungen, aber schon so vorzeitig gebrechlich gewordenen Gesellschaft? In unseren, bis auf ihren Grund erschütterten sittlichen Grundsätzen, oder endlich darin, daß wir diese sittlichen Grundsätze vielleicht gar nicht haben? Ich will diese Fragen nicht entscheiden, dessenungeachtet sind sie qualvoll, und jeder Bürger sollte nicht nur, er ist sogar verpflichtet unter ihnen zu leiden! Unsere beginnende, noch schüchterne Presse hat gleichwohl der Gesellschaft bereits einige Dienste erwiesen; denn ohne sie hätten wir ja niemals irgendwie vollständig etwas erfahren von jenen Entsetzlichkeiten, von jener Zügellosigkeit und sittlichen Verkommenheit, wovon sie ohne Unterlaß in ihren Spalten schon uns allen berichtet, nicht nur denen, die die Säle des neuen öffentlichen Gerichtes besuchen, das uns von dem jetzt regierenden Zaren gegeben ward. Und was lesen wir da eigentlich fast täglich? O, jeden Augenblick von solchen Dingen, vor denen sogar der vorliegende Fall verblaßt und

fast schon wie etwas Alltägliches erscheint. Wichtiger aber als alles ist es, daß die Mehrzahl unserer russischen, unserer nationalen Kriminalfälle, eben von etwas ganz Allgemeinem, von einem weitverbreiteten Uebel Zeugnis ablegen, das bei uns heimisch ward, und mit dem, da es sich um ein allgemeines Uebel handelt, schon schwer zu kämpfen ist. So zum Beispiel hier ein junger glänzender Offizier aus der höchsten Gesellschaft: er beginnt kaum sein Leben und seine Karriere, da ermordet er niederträchtigerweise, insgeheim, ohne jede Gewissensbisse einen kleinen Beamten, der in gewisser Beziehung sogar sein Wohltäter war, und dessen Magd, um einen Schuldschein von sich zu stehlen und zugleich auch die übrigen Gelderchen des Beamten: ‚dies wird ja taugen für meine Vergnügungen in der großen Welt und im voraus für meine Karriere.‘ Nachdem er beide ermordet und den Toten Kissen unter die Köpfe gelegt hat, geht er ruhig weg. Dort ermordet ein junger Held, behangen mit Orden für Tapferkeit, auf räuberische Weise auf der großen Heerstraße die Mutter seines Feldherrn und Wohltäters, und er versichert, als er seine Kameraden dazu anstiftet, ‚sie liebe ihn wie ihren leiblichen Sohn, sie werde deshalb allen seinen Ratschlägen folgen und keinerlei Sicherheitsvorkehrungen treffen.‘ Möge das ein Unmensch sein, ich wage aber jetzt, in unserer Zeit, schon nicht mehr zu sagen, daß er eine Ausnahmestellung einnimmt. Ein anderer wird zwar nicht morden, aber ganz genau so denken und fühlen wie er, in seiner Seele genau so ehrlos sein wie jener. Insgeheim, Auge in Auge mit seinem Gewissen, fragt er sich vielleicht: ‚Ja, was ist denn eigentlich die Ehre, und ist es nicht bloß nur ein Vorurteil, daß man nicht Blut vergießen soll?‘ Vielleicht wird man gegen mich auftreten und sagen, ich sei ein kränklicher Mensch, ein hysterischer, ich verleumde ins Ungeheuerliche, ich phantasiere, ich übertreibe. Nur zu, nur

zu — und, mein Gott, wie wäre ich als erster froh darüber! O, glauben Sie mir gar nicht, halten Sie mich ruhig für krank, behalten Sie nur gleichwohl meine Worte im Gedächtnis: wenn ja auch nur der zehnte, auch nur der zwanzigste Teil in meinen Worten Wahrheit ist — so ist es auch dann noch furchtbar! Sehen Sie, meine Herren, sehen Sie doch nur, wie sich bei uns junge Menschen erschließen: O, ohne die geringsten Hamletschen Fragen darüber: ‚Was wird dort sein?‘ ohne irgendwelche Anzeichen dieser Fragen, geradefo als sei dieser Gedanke über unsern Geist und alles, was uns jenseits des Grabes erwartet, in ihnen begraben und mit Sand verschüttet. Schauen Sie endlich auf unsere Unzucht, auf unsere Wollüstlinge. Fjedor Pawlowitsch, das unglückliche Opfer des vorliegenden Prozesses, ist im Vergleich mit ihnen fast ein unschuldiger Säugling. Aber wir kannten ihn ja, er lebte unter uns. Ja, mit der Psychologie des russischen Verbrechens werden sich vielleicht einstmals noch überlegene Geister beschäftigen, bei uns und in Europa, denn der Gegenstand lohnt der Mühe. Diese Erforschung wird aber irgendwann später erfolgen, schon in der Mühe, und wenn die ganze tragische Albernheit unseres gegenwärtigen Augenblicks auf einen weit entfernten Plan getreten ist, so daß man schon mit mehr Scharfsinn und größerer Unparteilichkeit auf sie blicken kann, als zum Beispiel Menschen wie ich dazu fähig sind. Vorerhand aber entsetzen wir uns entweder, oder wir tun wenigstens so, als ob wir uns entsetzten, während wir im Gegenteil das Schauspiel noch auskosten, als Liebhaber heftiger exzentrischer Empfindungen, die unsern zynisch-faulen Müßiggang aufrütteln, oder endlich, wir wehren wie kleine Kinder die furchtbaren Gespenster mit Händen von uns ab und verstopfen den Kopf unter das Kissen, bis sie vorübergegangen sind — um sie darauf sogleich schon wieder zu vergessen, in Heiter-

feit und Spielen. Irgendwann ist es aber schon nötig, daß auch wir unser Leben nüchtern und mit Überlegung beginnen; auch wir müssen einmal einen Blick auf uns selber werfen, insofern als wir eine Gesellschaft ausmachen, auch uns tut es not, wenn auch nur irgend etwas in unserem gesellschaftlichen Dasein mit Sinn zu erfüllen, oder doch wenigstens nur unsere geistige Belebung in Angriff zu nehmen. Ein großer Dichter der vorhergegangenen Epoche vergleicht einmal, im Finale der größten seiner Schöpfungen, ganz Rußland mit einem nach einem unsichtbaren Ziele jagenden tollkühnen russischen Dreigespann und ruft dabei aus: „Ach Dreigespann, Vogel Dreigespann, wer hat dich denn eigentlich ausgedacht?“ — und in stolzem Entzücken fügt er hinzu, daß vor dem Hals über Kopf dahinjagenden Dreigespann ehrerbietig alle Völker zur Seite treten. Meine Herren, möge es auch so sein, mögen sie nur zur Seite treten, ehrerbietig oder nicht, nach meiner sündigen Meinung hat aber der geniale Künstler hier entweder in einem Anfall kindlich unschuldiger Schöngesterei geendet, oder er fürchtete ganz einfach die damalige Zensur. Denn wenn man an sein Dreigespann nur seine eigenen Helden spannt: die Sabakewitsche, Nosdreffs und Tschitschiloffs, so mag man wen man will zum Fuhrmann bestellen, mit diesen Pferden wird man auch nicht halbwegs zum Ziele hingelangen! Aber das waren erst die früheren Pferde, die bei weitem nicht an unsere jetzigen heranreichen, die unserigen sind noch besser!“

Hier ward die Rede des Hippolyt Kirillowitsch von Beifallklatschen unterbrochen. Der Liberalismus im Ausmalen des russischen Dreigespanns gefiel. Freilich, es erklang nur von zwei, drei Seiten Händeklatschen, so daß der Präsident es nicht einmal für nötig fand, sich an das Publikum zu wenden mit der Drohung, „er werde den Saal räumen lassen“, und er nur

streng nach der Seite der Beifallklatscher hinblickte. Hippolyt Kirillowitsch war aber ermutigt, noch niemals hatte man ihm bis dahin Beifall geklatscht! Man hatte diesen Menschen so viele Jahre nicht anhören wollen, und plötzlich hat er die Möglichkeit, sich vor ganz Rußland auszusprechen!

„In der That,“ fuhr er fort, „was ist denn eigentlich die Familie Karamasoff, die plötzlich eine so traurige Berühmtheit erlangte, sogar über ganz Rußland hin? Vielleicht übertreibe ich allzusehr, es scheint mir aber, als ob aus dem Bilde dieser kleinen Familie einige ganz allgemeine Grundelemente unserer heutigen intelligenten Gesellschaft hervorschimmern — o, nicht alle Elemente, ja, und sie spiegeln sich auch nur in mikroskopischer Gestalt wider, wie die Sonne in einem kleinen Wassertropfen; aber gleichwohl hat sich da irgend etwas widergespiegelt, gleichwohl hat sich da irgend etwas offenbart. Schauen Sie nur auf jenen unglücklichen, zügellosen und leberlichen alten Mann, diesen ‚Familienvater‘, der so elend sein Leben endigte! Von Geburt ein Udliger, begann er seine Laufbahn als armseliger Schmarotzer. Durch eine zufällige und unerwartete Heirat heimste er dann als Mitgift ein kleines Kapitalchen ein. Anfangs ist er nur ein Betrüger im kleinen, ein Spafsmacher und speichelledender Hanswurst, mit einem Anflug geistiger Fähigkeiten, die übrigens durchaus nicht schwach waren. Vor allem ist er ein Wucherer. Mit den Jahren, das heißt mit dem Anwachsen des Kapitalchens, wird er mutiger. Seine Selbsterniedrigung und Schmeicheleien verschwinden, es bleibt nur der höhnische und boshafte Zyniker und Wollüstling. Die geistige Seite ist völlig begraben in ihm, der Lebensdurst dagegen ungeheuer. Das führt dazu, daß er außer den Genüssen der Wollust auch gar nichts mehr im Leben sieht, so lehrt er auch seine Kinder. Von irgendwelchen geistigen Vaterpflichten — keine Spur. Er lacht über sie, er erzieht seine kleinen

Kinder auf dem Hinterhof und ist froh, daß man sie von ihm wegführt. Er vergißt ihrer sogar völlig. Alle moralischen Regeln dieses Greises erschöpfen sich in dem einen: après moi le déluge. Alles das, was dem Begriff des Bürgers entgegengesetzt ist, ist an ihm wahrzunehmen: völlige, sogar feindliche Absonderung von der Gesellschaft. ‚Möge auch die ganze Welt in Flammen stehen, wenn ich es allein nur gut habe.‘ Er fühlt sich auch wohl, er ist völlig befriedigt, er dürstet danach, so zu leben noch zwanzig — dreißig Jahre. Er übervorteilt seinen leiblichen Sohn, und gerade vermittels seines Geldes, das er von seiner Mutter geerbt hatte, und das er, sein Vater, ihm nicht abgeben will, sucht er ihm, dem eigenen Sohn, die Geliebte abspenstig zu machen. Nein, ich will die Verteidigung des Angeklagten nicht allein dem hochtalentierten Verteidiger überlassen, der aus Petersburg zu uns kam. Auch ich werde die Wahrheit sagen, ich selber verstehe ja sehr wohl, was für eine Summe von Unwillen dieser Vater im Herzen seines Sohnes anhäufte. Aber genug, genug von diesem unglücklichen Greise, er empfing seinen Lohn. Erinnern wir uns aber gleichwohl, daß dies ein Vater und einer von den heutigen Vätern ist. Werde ich wohl die Gesellschaft beleidigen, wenn ich sage, daß dies sogar einer von vielen heutigen Vätern ist? O weh, so viele von den heutigen Vätern äußern sich nur nicht so zynisch wie dieser da, denn sie sind besser erzogen, besser gebildet; im Grunde ihres Herzens aber — fast von derselben Philosophie wie er. Aber möge ich auch Pessimist sein, meinerwegen. Wir sind schon übereingekommen, daß Sie mir verzeihen werden. Laßt uns im voraus ausmachen: glauben Sie mir nur ruhig gar nicht, glauben Sie mir nicht, ich werde sprechen, und Sie werden mir keinen Glauben schenken. Lassen Sie mich aber gleichwohl zu Ende reden, behalten Sie gleichwohl irgend etwas von meinen Worten

im Gedächtnis. Aber da sehen Sie ja die Kinder dieses Greises, dieses Familienvaters: einer von ihnen sitzt vor uns auf der Anklagebank, von ihm wird noch meine ganze Rede handeln, von den andern werde ich nur flüchtig sprechen. Von diesen andern ist der älteste — einer von den heutigen jungen Männern mit glänzender Bildung. Mit ziemlich starkem Verstand begabt, glaubt er indes schon an nichts mehr; schon viel, schon allzuviel im Leben verwarf er und wies es von sich, ganz genau so wie sein Vater. Wir alle haben ihn gehört, er war in unserer Gesellschaft freundlich aufgenommen. Seine Anschauungen verheimlichte er nicht, sogar ganz im Gegenteil, ganz im Gegenteil, und das gibt mir ja auch die Kühnheit, jetzt von ihm etwas aufrichtig zu sprechen; natürlich nicht wie von einer Privatperson, vielmehr nur wie von einem Mitglied der Familie Karamasoff. Hier starb gestern durch Selbstmord, am Ende der Stadt, ein kränklicher Idiot, der in hohem Maße in der vorliegenden Sache mit zur Verantwortung gezogen ward: der frühere Diener und vielleicht der außereheliche Sohn des Fjedor Pawlowitsch, Smerdjakoff. Er erzählte mir mit hysterischen Tränen bei der Voruntersuchung, wie dieser junge Karamasoff, Iwan Fjedorowitsch, ihn durch seine geistige Zügellosigkeit entsetzt habe: ‚Alles ist sozusagen seiner Ansicht nach erlaubt, was es auch auf der Welt gibt, und nichts soll hinfort verboten sein — das ist es, worin er mich unterwiesen hat.‘ Es scheint, dieser Idiot hat über dieser Lehre, in der man ihn unterwies, auch endgültig den Verstand verloren, wenn natürlich auch seine Fallsucht Einfluß hatte auf seine Geisteszerrüttung und ebenso diese ganze furchtbare Katastrophe, die sich in jenem Hause abgespielt hatte. Diesem Idioten bligte aber eine ganz außerordentlich interessante Bemerkung auf, die sogar einem klügeren Beobachter Ehre machen würde, und das ist es denn auch, worauf ich hinaus will: ‚Wenn‘, so spricht er, ‚einer

von den Söhnen Fjedor Pawlowitsch an Charakter mehr ähnlich ist als die anderen, so ist dies Iwan Fjedorowitsch! Bei dieser Bemerkung unterbreche ich die begonnene Charakteristik, da ich es nicht für taktvoll halte, sie fortzusetzen. O, ich will keineswegs weitere Schlüsse ziehen und wie ein Unglücksrabe dem jungen Schicksal nichts als Untergang vorkrähen. Wir sahen noch heute hier, in diesem Saale, daß die elementare Macht der Wahrheit in seinem jungen Herzen noch lebt, daß die Gefühle der Familienanhänglichkeit noch nicht in ihm betäubt sind durch Unglaube und moralischen Zynismus, den er mehr durch Vererbung erwarb als durch wahrhaftige Leiden des Gedankens. Schließlich der dritte Sohn, das ist noch ein Jüngling; fromm und sanft sucht er im Gegensatz zu der finsternen, entweihenden Weltanschauung seines Bruders sich sozusagen an die ‚nationalen Grundsätze‘ zu halten oder an das, was man bei uns unter diesem eigenartigen Wörtchen versteht, in gewissen theoretischen Winkeln unserer denkenden Intelligenz. Er hat sich dem Kloster angeschlossen; er hätte fast selber das Mönchsgelübde abgelegt. In ihm, so scheint es mir, äußerte sich unbewußt und so früh schon jene schüchterne Verzweiflung, in der befangen jetzt so viele in unserer armen Gesellschaft — aus Scheu vor ihrem Zynismus und ihrer Verworfenheit, und irrtümlicherweise alle diese Übel der europäischen Aufklärung zuschreibend — sich, wie sie zu sagen pflegen, der ‚Heimatserde‘ in die Arme werfen, in ihre mütterliche Umarmung zurückkehren wie Kinder, die erschreckt sind durch Gespenster, und an der vertrockneten Brust der geschwächten Mutter nur ruhig einzuschlafen suchen, und sogar ihr ganzes Leben dort verschlafen möchten, wenn sie nur nicht die Abscheulichkeiten zu sehen brauchen, die sie entsetzen. Ich meinerseits wünsche dem guten und begabten Jüngling alles Beste, ich wünsche, daß sich seine jugend-

liche Schwärmerei und sein Hinstreben nach den vollstümlichen Elementen nicht in der Folge, wie das so oft geschieht, von ihrer moralischen Seite in finstern Mystizismus, von ihrer sozialen Seite in stumpfen Chauvinismus wandeln möge — zwei Eigenschaften, die vielleicht der Nation mit einem noch größern Ubel drohen, als selbst die zu frühe Verderbnis durch eine falsch verstandene und ohne eigene Anstrengung erlangte europäische Aufklärung, an der sein ältester Bruder krankt.“

Auf die Bemerkung über den Chauvinismus und Mystizismus klatschten zwei oder drei Personen im Publikum Beifall. Hippolyt Kirillowitsch hatte sich natürlich schon fortreißen lassen: das alles stand ja nur in losen Beziehungen zu dem vorliegenden Fall, ganz zu schweigen davon, daß es unklar herauskam. Aber schon allzusehr verlangte es diesen schwindsüchtigen und sich beleidigt fühlenden Mann danach, sich, wenn auch nur einmal im Leben, ganz auszusprechen. Bei uns erzählte man dann, daß er sich bei der Charakteristik des Iwan Fjedorowitsch sogar von einem wenig feinen Gefühle habe leiten lassen, weil nämlich ihn jener ein- oder zweimal öffentlich im Wortgefecht hineingelegt hatte, und Hippolyt Kirillowitsch, in der Erinnerung daran, sich jetzt rächen wollte. Ich weiß aber nicht, ob man das annehmen darf. Auf jeden Fall diente dies alles nur zur Einführung, was darauf folgte, bezog sich schon auf die Sache.

„Aber dort der dritte Sohn dieser modernen Familie,“ fuhr Hippolyt Kirillowitsch fort, „er sitzt auf der Anklagebank, er sitzt da vor uns, vor uns liegt auch sein Wirken, sein Leben und seine Taten. Es kam die Zeit, und alles enthüllte sich, alles trat hervor. Im Gegensatz zu dem ‚Europäismus‘ und den ‚vollstümlichen Elementen‘ seiner Brüder bringt er in sich gleichsam das unmittelbare Rußland zum Ausdruck — o, nicht das ganze, nicht das ganze, und Gott verhüte, daß es das ganze wäre! Aber

gleichwohl ist es da, unser Rußlandchen, es riecht nach ihm, man vernimmt es, das Mütterchen. O, wir sind ohne Verstellung, wir sind gut und böse in wunderbarster Mischung, wir sind Freunde der Aufklärung und Schillers, und dabei lärmen wir in den Wirtshäusern umher und reißen unsern betrunkenen Flaschengefährten die Bärtchen aus. O, auch wir sind zuzeiten gut und schön, aber nur dann, wenn es uns selber gut und schön zumute ist. Im Gegenteil, wir sind sogar stürmisch bewegt — gerade eben stürmisch bewegt — von den edelsten Idealen, aber nur unter der Bedingung, daß sie einem in den Schoß fallen, daß sie zu uns auf den Tisch vom Himmel herabfallen, und die Hauptsache, daß man nichts für sie zu bezahlen braucht, daß es umsonst sei, ganz umsonst. Zu zahlen lieben wir ja durchaus nicht, dafür lieben wir es aber gar sehr, zu empfangen, und das in allem. O gebt uns, gebt uns doch alle möglichen Güter des Himmels (eben alle möglichen, billiger machen wir es nicht), und vor allem, bereitet unserem Naturell in nichts Hindernisse, und dann werden auch wir beweisen, daß wir edel und gut sein können. Wir sind nicht geldgierig, o nein, aber gebt uns gleichwohl Geld, mehr, mehr, so viel als möglich, und ihr werdet sehen, wie großmütig, mit welcher Verachtung des verächtlichen Metalls wir es in einer Nacht verschleudern werden in einem zügellosen Trinkgelage. Wird man uns aber nicht Geld geben, so werden wir es schon zu erlangen verstehen, wenn es uns gar sehr danach verlangt. Davon aber später. Wir werden der Reihe nach vorgehen. Zunächst steht vor uns ein armer, verstoßener Knabe ‚auf dem Hinterhof ohne Schuhchen‘, wie sich vorhin unser geehrter und geachteter Mitbürger ausdrückte (o weh, er ist ausländischer Abkunft!). Noch einmal wiederhole ich — niemandem werde ich die Verteidigung des Angeklagten abtreten! Ich bin der Ankläger, ich bin aber auch der Verteidiger.

Ja, auch wir sind Leute, auch wir sind Menschen, auch wir werden es abzuwägen versuchen, wie auf den Charakter die ersten Eindrücke der Kindheit und des häuslichen Nestchens einwirken. Da ist er aber schon Knabe, schon Jüngling, schon junger Mensch, Offizier. Wegen zügellosen Verhaltens und wegen Herausforderung zum Duell schickt man ihn in eines der entferntesten, an der Grenze gelegenen Städtchen unseres an allem so reichen Rußland. Dort dient er, dort bummelt er auch, und endlich — dem großen Schiff auch weite Fahrt! Wir haben Mittel nötig, Mittel vor allem, und da, nach langen Streitigkeiten, hat er sich mit seinem Vater über die letzten sechstausend geeinigt, und man sendet sie ihm. Bemerken Sie wohl, er gab ein Dokument, und es ist ein Brief von ihm vorhanden, indem er auf alles übrige fast verzichtet und mit diesen sechstausend den Zank mit seinem Vater wegen der Erbschaft für beigelegt erklärt. Da begegnet er einem jungen Mädchen von hohem Charakter und Bildung. O, ich wage es nicht, Einzelheiten zu wiederholen. Sie haben sie eben erst vernommen: da ist Ehre, da ist Aufopferung, und ich verstumme. Das Bild des jungen Mannes, der, obgleich leichtsinnig und liederlich, sich dennoch vor wahrhaftigem Edelmut beugt, vor der höchsten Idee, ist außerordentlich sympathisch vor uns hingetreten. Darauf hat sich aber plötzlich in diesem selben Gerichtssaale völlig unerwarteterweise auch die Gegenseite der Medaille gezeigt. Wiederum wage ich es nicht, mich aufs Raten zu verlegen, und enthalte mich der Untersuchung, weshalb es so kam. Ganz dieselbe Persönlichkeit, aufgelöst in Tränen des Unwillens, den sie lange bekämpft hatte, erklärt uns auf einmal, daß gerade er, er gerade zuerst sie auch verachtet habe wegen ihres unvorsichtigen und vielleicht unüberlegten, aber gleichwohl erhabenen, gleichwohl großmütigen Schrittes. Gerade bei ihm, bei dem Bräutigam dieser Jungfrau,

habe sich ja zu allererst jenes höhnische kleine Lächeln offenbart, das sie nur von ihm allein nicht ertragen konnte. Wissend, daß er sie bereits betrog (betrog in der Überzeugung, daß sie hinfort schon alles von ihm ertragen müsse, sogar seinen Verrat), dieses wissend bietet sie ihm absichtlich dreitausend Rubel an, und deutlich, allzu deutlich gibt sie ihm dabei zu verstehen, daß sie ihm dies Geld anbiete, gerade damit er sie verrate: ‚Wie denn, wirst du es annehmen oder nicht, wirst du wirklich so zynisch sein?‘ sagte sie ihm schweigend mit ihrem richtenden und prüfenden Blicke. Er blickt sie an, versteht völlig ihre Gedanken (er hat ja selber vor Ihnen eingestanden, er habe alles begriffen) und eignet sich unbedenklich diese dreitausend an und verbummelt sie in zwei Tagen mit seiner neuen Geliebten! Woran soll man denn da glauben? Der ersten Legende — dem Anfall hohen Edelmutes, der die letzten Mittel zum Leben weggibt und sich vor der Tugend verneigt — oder der Gegenseite der Medaille, die so abstoßend wirkt? Gewöhnlich geht es im Leben so, daß man bei zwei Widersprüchen die Wahrheit in der Mitte suchen muß: im vorliegenden Falle ist das indes nicht so. Am allerwahrscheinlichsten ist es, daß er im ersten Falle aufrichtig edelmütig war, im zweiten Falle aber ebenso aufrichtig niederträchtig. Weshalb? Aber gerade eben deshalb, weil wir ‚breite‘ Naturen sind, Karamasoffsche — ich führe es ja auch gerade darauf zurück — fähig, alle möglichen Gegensätze in uns zu vereinigen und gleichzeitig beide Abgründe anzuschauen: den Abgrund über uns, den Abgrund der höchsten Ideale, und den Abgrund unter uns, den Abgrund des allerniedrigsten und stinkenden Falles. Erinnern Sie sich an den glänzenden Gedanken, den vorhin jener junge Beobachter aussprach, der so tief und aus solcher Nähe die ganze Familie Karamasoff beobachtet hatte, Herr Rafitin: ‚Die Empfindung der Niedrigkeit ist jenen zügellosen und maßlosen Naturen ebenso

notwendig, wie auch das Gefühl des höchsten Edelmutes! — und das ist auch so, gerade sie bedürfen dieses unnatürlichen Gemisches beständig und ohne Unterlaß. Zwei Abgründe, zwei Abgründe, meine Herren, in ein und demselben Augenblicke — sonst sind wir unglücklich und unbefriedigt, und unser Dasein bleibt nicht ausgefüllt. Wir sind ja breit, so breit wie unser ganzes Mütterchen Rußland, wir haben Platz für alles und leben uns mit allem ein! Ubrigens, meine Herren Geschworenen, berührten wir soeben diese dreitausend, und ich erlaube mir, etwas vorauszuweilen. Stellen Sie sich nur vor, daß dieser Charakter, als er damals dieses Geld empfangen hatte, ja und noch auf welche Weise — eine solche Schande war damit verbunden, eine Erniedrigung letzten Grades — stellen Sie sich vor, daß er an diesem selben Tage imstande war, wie er angibt, die Hälfte davon abzuzahlen, sie in ein Säckchen einzunähen und einen ganzen Monat hindurch die Festigkeit zu haben, sie bei sich am Halse zu tragen, ungeachtet aller Verführungen und außerordentlichen Bedürfnisse! Weder beim wüsten Gelage in den Wirtshäusern, nicht einmal damals, als er aus der Stadt eilen mußte, um Gott weiß bei wem Geld aufzutreiben, das ihm aufs dringendste nötig war (um seine Geliebte zu entführen, weit weg von den Verführungen seines Nebenbuhlers, seines Waters), er kühlte er sich, an dieses Säckchen zu rühren. Ja, wenn auch gerade nur dafür, um seine Geliebte nicht den Verführungen des Greises zu überlassen, auf den er so eifersüchtig war, hätte er sein Geldsäckchen öffnen und zu Hause bleiben müssen, wie ein Wächter seiner Geliebten, der nicht von seinem Platze weicht und den Augenblick erwartet, wann jene ihm endlich sagen werde: ‚Ich bin die Deinige‘, um mit ihr irgendwohin zu fliehen weit fort von der jetzigen verhängnisvollen Umgebung. Aber nein, er berührt seinen Talisman nicht, und unter welchem Vorwand?

Der ursprüngliche Vorwand, wir sagten es schon, war gerade der, daß, wenn man ihm sagen werde: ‚Ich bin die Deine, entführe mich, wohin du willst‘ — daß er dann Geld hätte, womit er sie entführen könne. Aber dieser erste Vorwand verblaßte nach den eigenen Worten des Angeklagten vor dem zweiten. ‚Einstweilen trage ich sozusagen dies Geld bei mir. Ich bin ein Schuft, aber kein Dieb, denn ich kann ja jederzeit zu meiner von mir beleidigten Braut gehen, diese Hälfte der ganzen Summe, die ich mir auf betrügerische Weise von ihr aneignete, vor sie hinlegen und ihr sagen: Siehst du, ich habe die Hälfte deines Geldes verbummelt und damit bewiesen, daß ich ein schwacher und charakterloser Mensch bin, und wenn du willst, ein Schuft (ich gebrauche die Ausdrücke des Angeklagten selber) — aber wenn auch ein Schuft, so bin ich doch kein Dieb. Denn wenn ich ein Dieb wäre, so hätte ich dir diese Hälfte, das übriggebliebene Geld, nicht gebracht, ich hätte sie mir vielmehr angeeignet wie auch die erste Hälfte!‘ Eine erstaunliche Erklärung dieser Tatsache! Dieser selbe rasende aber schwache Mensch, der es nicht fertigbringt, der Verführung zu widerstehen, dreitausend Rubel anzunehmen, unter so schmachvollen Nebenumständen — dieser selbe Mensch fühlt plötzlich in sich eine stoische Festigkeit und trägt an seinem Hals Tausende von Rubeln, ohne es zu wagen, sie zu berühren! Entspricht denn dies auch nur im geringsten dem Charakter, wie wir ihn kennzeichneten? Nein, und auch ich erlaube mir Ihnen zu erzählen, wie in solchem Falle der wirkliche Dmitri Karamasoff verfahren hätte, wenn er auch tatsächlich beschlossen hatte, sein Geld in ein Säckchen einzunähen. Bei der allerersten Verführung — nun, wenn auch nur um wiederum mit irgend etwas diese selbe neue Geliebte zu amüsieren, mit der er bereits die erste Hälfte dieses Geldes verbummelt hatte, würde er sein Säckchen geöffnet und von ihm

genommen haben — nun, nehmen wir an, auch nur hundert Rubel im ersten Falle; denn wozu unbedingt die Hälfte mit sich nehmen, das heißt anderthalbtausend, auch tausendvierhundert genügt, es wird ja immer aufs gleiche herauskommen: ‚Ein Schuft bin ich sozusagen, aber kein Dieb, wenn ich auch nur tausendvierhundert zurückbringe, da ja ein Dieb alles genommen und nichts zurückerstattet hätte!‘ Darauf hätte er nach einiger Zeit wiederum das Säckchen geöffnet und schon das zweite Hundert herausgenommen, dann das dritte, dann das vierte, und bevor noch der Monat verflossen wäre, hätte er endlich auch das vorletzte Hundert herausgenommen: ‚Ich werde, sozusagen, auch nur einhundert zurückerstatten, es wird ja gleichwohl ebenso herauskommen: ein Schuft, aber kein Dieb! Neunundzwanzig Hunderter habe ich verbummelt, aber gleichwohl einen zurückerstattet, ein Dieb hätte aber auch den nicht zurückerstattet!‘ Und endlich, wenn er schon diesen vorletzten Hunderter verbummelt hätte, hätte er den letzten angeschaut und sich gesagt: ‚Aber es lohnt ja doch gar nicht, einen einzigen Hunderter zurückzuerstatten — ich will auch den noch verbummeln!‘ Sehen Sie, so hätte der wirkliche Dmitri Karamasoff verfahren, wie wir ihn kennen! Die Legende aber von dem Säckchen — das steht in einem solchen Widerspruch zur Wirklichkeit, wie man ihn sich größer gar nicht vorstellen kann. Man kann alles annehmen, nur dies nicht. Wir werden aber noch darauf zurückkommen!“

Er führte dann in gehöriger Reihenfolge alles das an, was der gerichtlichen Untersuchung von den Vermögensstreitigkeiten und den persönlichen Beziehungen des Vaters und des Sohnes bekannt war, und wiederum kam er zu dem Schlusse, daß nach den vorliegenden Tatsachen nicht die geringste Möglichkeit bestehe, in dieser Frage über die Teilung der Erbschaft festzustellen, wer bei der Abrechnung zu viel und wer zu wenig erhalten

habe. Hierauf erinnerte Hippolyt Kirillowitsch aus Anlaß dieser dreitausend Rubel, die sich im Geiste des Mitja wie eine fixe Idee festgesetzt hatten, an die ärztliche Expertise.

7

Geschichtlicher Überblick

Die ärztliche Expertise war bestrebt, uns zu beweisen, daß der Angeklagte nicht bei sich und von einer Manie beherrscht sei. Ich behauptete, daß er gerade bei vollem Verstande war, dieses aber auch am allerschlechtesten für ihn war: wäre er nämlich nicht bei sich gewesen, so hätte er sich vielleicht um vieles klüger erwiesen. Was aber das anbetrifft, daß er von einer Manie befallen sei, so wäre ich damit auch einverstanden, aber nur gerade in einem Punkte — in ganz demselben, auf den auch die Expertise hinwies, eben in dem Hinblick des Angeklagten auf diese dreitausend, die ihm sein Vater angeblich nicht ausgezahlt hatte. Dessenungeachtet kann man vielleicht eine bei weitem näherliegende Erklärung finden als seine Neigung zum Gestörtsein, um jenes beständige Außersichgeraten des Angeklagten zu deuten, sobald von diesem Gelde die Rede war. Ich meinerseits bin völlig einverstanden mit der Ansicht des jungen Arztes, der fand, der Angeklagte verfüge und verfügte über seine vollen normalen geistigen Fähigkeiten, und er sei nur gereizt und erzürnt gewesen. Darin liegt aber auch gerade die Sache: nicht in den dreitausend, nicht eigentlich in dieser Summe war der Gegenstand des beständigen und ekstatischen Erzürntseins des Angeklagten beschlossen, vielmehr darin, daß da eine besondere Ursache vorlag, die seine Wut erregte. Diese Ursache war — die Eifersucht!“

Hier entwarf Hippolyt Kirillowitsch ausführlich ein eingehendes Bild der verhängnisvollen Leidenschaft des Angeklagten zur Gruschenka. Er begann mit jenem Augenblicke, als der Angeklagte sich zu der „jungen Person“ begab, um sie „durchzuprügeln“ — dies seien seine eigenen Worte, erklärte Hippolyt Kirillowitsch —; statt sie aber durchzuprügeln, blieb er zu ihren Füßen — das ist der Beginn dieser Liebe. „Zu dieser selben Zeit wirft auch der alte Mann, der Vater des Angeklagten, ein Auge auf diese Person — ein erstaunliches und verhängnisvolles Zusammentreffen, denn beide Herzen entzündeten sich ja plötzlich zu gleicher Zeit, obgleich sie beide schon früher diese Person kannten und ihr begegnet waren — und es entflammten diese beiden Herzen in der aller-allerungestümtesten, echten Karamasoffschen Leidenschaft. Da haben wir aber ihr eigenes Geständnis: ‚Ich‘, spricht sie, ‚achte über diesen und jenen!‘ Ja, es verlangte sie plötzlich danach, über diesen und jenen zu lachen; vordem hatte es sie nicht danach verlangt, aber da war ihr dann plötzlich diese Absicht in den Sinn geflogen — und es endete damit, daß alle beide vor ihr besiegt niederfielen. Der alte Mann, der sich vor dem Gelde wie vor Gott beugte, bereitete sogleich dreitausend Rubel vor, einzig und allein dafür, daß sie sein Heim besuchen solle; bald ward er aber schon dahingebracht, daß er es für ein Glück erachtet hätte, ihr seinen Namen und sein Vermögen zu Füßen zu legen, wenn sie nur einwillige, seine rechtmäßige Gattin zu werden. Hierüber haben wir sichere Zeugnisse. Was dabei aber den Angeklagten anbetrifft, so ist seine Tragödie offensichtlich, sie liegt vor uns. So war aber schon einmal das ‚Spiel‘ der jungen Person. Dem unglücklichen jungen Mann gab die Verführerin sogar nicht einmal Hoffnung; denn Hoffnung, wirkliche Hoffnung ward ihm erst im allerletzten Augenblicke gegeben, als er, vor seiner Quälerin

auf den Knien liegend, seine Hände, die er eben erst in das Blut seines Vaters und Nebenbuhlers getaucht hatte, zu ihr emporstreckt — eben gerade in dieser Lage wurde er denn auch verhaftet. „Mich, mich sendet mit ihm ins Zuchthaus, ich habe ihn bis dahin gebracht, ich bin mehr als alle schuldig!“ rief dieses Weib selber aus, schon in aufrichtiger Reue im Augenblicke seiner Verhaftung. Jener talentvolle junge Mann, der es übernahm, den vorliegenden Fall zu beschreiben — immer der gleiche Herr Rafitin, den ich bereits erwähnte — umschrieb in einigen wenigen zusammenfassenden und ausdrucksvollen Sätzen den Charakter dieser Heldin: „Frühe Enttäuschung, frühes Betrogenwerden und Fallen, der Verrat eines Bräutigams, der ein Verführer war und sie im Stich ließ, dann Armut, Fluch der ehrbaren Familie, und endlich die Protektion eines reichen alten Mannes, den sie übrigens auch jetzt noch selber für ihren Wohltäter hält — das alles brachte es dahin, daß in dem jungen Herzen, das vielleicht viel Gutes in sich barg, die Wut entbrannte, von einer noch allzufrühen Jugend an. Es bildete sich ein berechnender Charakter, der Kapital sammelte. Es erwuchs die Neigung zu Hohn und Rachsucht gegenüber der Gesellschaft!“ Nach dieser Charakteristik ist es begreiflich, daß sie über diesen und jenen lachen konnte, einzig und allein zum Spiel, zu boshaftem Spiel. Und da verfällt denn der Angeklagte in diesem Monat hoffnungsloser Liebe und moralischer Niederlagen, als er an seiner Braut Verrat begangen und sich fremdes Geld angeeignet hatte, das seiner Ehre anvertraut war, — außerdem noch bis zum Außer-sichgeraten, bis zur Raserei einer immerwährenden Eifersucht, und gegen wen denn, gegen seinen eigenen Vater! Und die Hauptsache, der von Sinnen geratene alte Mann besticht und verführt den Gegenstand seiner Leidenschaft — gerade mit diesen selbigen dreitausend, die sein Sohn für sein Erbteil hält, für

das Erbe seiner Mutter, dessentwegen er seinem Vater Vorwürfe macht. Ja, ich gestehe es, dies war schwer zu ertragen! Da konnte sich sogar auch eine Manie einstellen. Nicht im Geld lag ja die Ursache, vielmehr darin, daß gerade mittels dieses Geldes mit einem so ekelhaften Zynismus sein Glück zerschlagen ward!“

Hierauf ging Hippolyt Kirillowitsch darauf über, wie allmählich im Angeklagten der Gedanke des Vaternordes aufkam, und er ging ihm nach an der Hand der Tatsachen.

„Im Anfang schrien wir nur in den Wirtshäusern umher, diesen ganzen Monat tun wir das. O, wir lieben es, vor den Menschen zu leben und sogleich schon diesen Menschen alle unsere Gedanken mitzuteilen, sogar die allerhöllischsten und gefährlichsten; wir lieben es, mit den Menschen Leid und Freude zu teilen, und ich weiß nicht weshalb, wir verlangen auf der Stelle, sogleich schon, daß diese Menschen uns mit vollster Sympathie antworten, auf alle unsere Sorgen und Unruhen eingehen, uns in allem recht geben und unserem Naturell keine Hindernisse in den Weg legen sollen. Sonst werden wir böse und stellen das ganze Wirtshaus auf den Kopf (es folgte die Erzählung vom Stabskapitän Snegirjeff). Wer den Angeklagten in diesem Monat gesehen und gehört hatte, der fühlte endlich, daß es sich da schon nicht mehr nur um Loben und Drohen an die Adresse seines Vaters zu handeln brauche, daß vielmehr bei einem solchen Außersichsein die Drohungen am Ende gar auch in die Tat übergehen könnten. (Hier beschrieb der Staatsanwalt die Familienzusammenkunft im Kloster, die Gespräche mit Aljescha und die widerliche Szene im Hause des Vaters, als der Angeklagte einstmals bei dem einbrach.) Ich denke nicht daran, darauf zu bestehen,“ fuhr Hippolyt Kirillowitsch fort, „daß der Angeklagte schon von dieser Szene an überdacht und im voraus beschlossen hatte, seinen Vater zu ermorden und so allem ein Ende zu machen. Nichts-

destoweniger war dieser Gedanke schon einige Male vor ihn hingetreten, und er hatte ihm mit Überlegung ins Auge gesehen — dafür haben wir Tatsachen, Zeugen und sein eigenes Geständnis. Ich gestehe es, meine Herren Geschworenen," sagte Hippolyt Kirillowitsch alles zusammen, „ich habe sogar noch bis heute geschwankt, ob ich dem Angeklagten die volle und vorgefaßte Absicht bei dem ihm zur Last gelegten Verbrechen zusprechen solle. Ich war fest überzeugt, seine Seele habe schon oftmals sich den verhängnisvollen Anblick im voraus ausgemalt, aber eben nur ausgemalt, ihn sich nur als möglich vorgestellt, noch aber weder die Frist der Ausführung noch die näheren Umstände festgesetzt. Ich schwankte aber nur bis heute, bis zu jenem verhängnisvollen Dokumente, das heute Fräulein Werchowzeff dem Gericht vorwies. Sie selber, meine Herren, hörten ihren Ausruf: ‚Das ist ja ein Plan, das ist ja das Programm des Mordes!‘ So ist es, wie sie den verhängnisvollen ‚betrunkenen‘ Brief des unglücklichen Angeklagten kennzeichnete. Und in der That, diesem Brief kommt die volle Bedeutung eines Programms zu, und damit ist die vorgefaßte Absicht bewiesen. Dieser Brief ward zwei Tage vor dem Verbrechen geschrieben — und auf diese Weise ist es auch jetzt mit Bestimmtheit bekannt, daß schon zwei Tage vor der Ausführung seiner furchtbaren Absicht der Angeklagte unter einem Schwur erklärte, er werde, wenn er nicht morgen Geld aufreiben könne, seinen Vater ermorden, in der Absicht, bei ihm das Geld unter dem Kissen hervorzunehmen ‚in einem Paket mit einem roten Schnürchen, wenn nur Iwan verreist ist‘. Hören Sie, ‚wenn nur Iwan verreist ist‘, hier ist demnach bereits alles bedacht, die näheren Umstände erwogen — und wie denn: alles ward darauf auch ausgeführt, wie es geschrieben stand! Die vorgefaßte Absicht und die Überlegung sind demnach zweifellos; das Verbrechen sollte vollbracht werden zum Zwecke des Raubes,

dies ist geradeheraus erklärt, dies ist geschrieben und unterschrieben. Der Angeklagte bestreitet auch nicht seine Unterschrift. Man wird sagen: dies ist der Brief eines Betrunknen. Das vermindert aber in gar nichts seine Bedeutung und ist nur um so wichtiger: in betrunkenem Zustande schrieb er ja das nieder, was er in nüchternem ausgedacht hatte. Wäre es nicht in nüchternem Zustande ausgedacht, so wäre es nicht in trunkenem Zustande niedergeschrieben worden. Man wird am Ende gar einwenden: weshalb hat er denn eigentlich in den Wirtshäusern geschrien von seiner Absicht? Wer sich zu einer solchen That, mit vorgefaßter Absicht' entschließt, der schweigt und behält das für sich. Das ist auch so; er schrie aber damals, als er noch keine Pläne hegte und auch noch keine vorgefaßte Absicht, vielmehr vorerst nur das Verlangen zur That in ihm lebte, erst der Wunsch nach ihr in ihm heranreifte. Darauf schreit er darüber schon weniger. An jenem Abend, als dieser Brief geschrieben ward, nachdem er sich im Wirtshaus 'Zur Hauptstadt' betrunken hatte, war er gegen seine Gewohnheit schweigsam, spielte nicht Billard, saß er beiseite; er sprach mit niemandem und jagte nur einen hiesigen Handelsgehilfen von seinem Platz. Das aber schon unbewußt, aus gewohnheitsmäßigem Hang, Handel zu suchen, ohne die es schon nicht bei ihm abgehen konnte, wenn er ein Wirtshaus betrat. Freilich zugleich mit dem endgültigen Entschluß hätte dem Angeklagten auch die Gefahr in den Kopf kommen müssen, die darin lag, daß er schon allzuviel von seinem Vorhaben im voraus in der Stadt herumgeschrien hatte, und daß dies gar sehr zu seiner Überführung und Beschuldigung dienen könne, wenn er seine Absicht ausführen werde. Was sollte man aber nun anfangen? Er hatte sie schon einmal laut verkündigt, man konnte das nicht rückgängig machen, und schließlich, ,hat das schiefäugige Pferd einmal die Karre herausgezogen,

so wird ihm das wohl auch diesmal gelingen!' Wir hofften auf unsern Stern, meine Herren! Ich muß zudem eingestehen, daß er viel tat, um den verhängnisvollen Augenblick zu umgehen, daß er sehr viele Anstrengungen machte, den blutigen Ausgang zu vermeiden. ‚Morgen werde ich die dreitausend bei allen Leuten erbitten,‘ wie er in seiner eigenartigen Ausdrucksweise schreibt, ‚werden die Leute aber nicht geben, so wird Blut fließen!' Das ist wiederum in trunkenem Zustande geschrieben und in nüchternem ausgeführt, wie es geschrieben ward!'

Hier schritt Hippolyt Kirillowitsch zu einer ausführlichen Beschreibung aller Bemühungen Mitjas, sich Geld zu verschaffen, um das Verbrechen zu vermeiden. Er beschrieb seine Wanderungen zu Samsonoff, seine Reise zu Sjagawi — alles an der Hand von Dokumenten.

„Bis aufs Blut gequält, verlacht, hungrig, nachdem er seine Uhr für diese Reise verkauft hatte (obgleich er gleichwohl andert-halbtausend Rubel bei sich trug — angeblich, o angeblich!), von Eifersucht gefolttert beim Gedanken an den in der Stadt zurückgebliebenen Gegenstand seiner Liebe, in Furcht, daß sie ohne ihn zu Sjedor Pawlowitsch gehen werde, kehrt er endlich in die Stadt zurück. Gottlob! bei Sjedor Pawlowitsch ist sie nicht gewesen. Er begleitet sie aber auch selber zu ihrem Beschützer Samsonoff. (Seltsame Sache, auf den Samsonoff sind wir nicht eifersüchtig, und das ist eine äußerst charakteristische psychologische Eigentümlichkeit in dieser Angelegenheit!) Darauf eilt er nach seinem Beobachtungsposten ‚im Hinterhalt‘, und dort erfährt er denn, daß Emerdjakoff einen Fallsuchtsanfall habe und der andere Diener krank sei — das Feld ist also rein, die ‚Zeichen‘ aber in seiner Hand — was für eine Verführung! Nichtsdestoweniger leistet er gleichwohl noch Widerstand; er stürzt zu der von uns allen hochgeschätzten, zurzeit hier wohnenden Frau Chochlakoff.

Längst schon mit seinem Schicksal Mitleid fühlend, gibt ihm diese Dame den allervernünftigsten Rat: alle diese Bummelei aufzugeben, diese abscheuliche Liebe von sich zu werfen, diesem müßigen Umherbummeln in den Wirthshäusern und dieser ganzen zwecklosen Verschwendung seiner jungen Kräfte zu entsagen und sich nach Sibirien zu begeben, um Gold zu suchen; „dort ist ein Ausweg für Ihre tobenden Kräfte, für Ihren romantischen Charakter, der nach Abenteuern dürstet.“ Er beschrieb den Ausgang dieses Gespräches und jenen Moment, als der Angeklagte plötzlich die Nachricht erhielt, daß sich Gruschenka überhaupt nicht bei Samsanoff befand. Er beschrieb das augenblickliche Außergeraten des unglücklichen, von seinen Nerven gequälten eifersüchtigen Mannes bei dem Gedanken, daß sie ihn betrogen habe und jetzt bei ihm, bei Fjedor Pawlowitsch sei; und dann lenkte Hippolyt Kirillowitsch die Aufmerksamkeit der Hörer auf die verhängnisvolle Bedeutung des Zufalles. Hätte die Magd es fertiggebracht, ihm zu sagen, daß seine Geliebte in Mokroje sei, mit dem „Früheren“ und „Unbestreitbaren“ — so wäre auch gar nichts geschehen. Sie war aber vor Furcht verwirrt, als sie schwur und Gott zum Zeugen anrief, und wenn der Angeklagte sie auch nicht gleich auf der Stelle totschlug, so nur deshalb, weil er Hals über Kopf der Betrügerin nachstürzte. „Aber bemerken Sie wohl: wie sehr er auch außer sich war, er nahm gleichwohl einen Kupferstößel mit sich. Weshalb gerade einen Stößel, weshalb nicht irgendein anderes Werkzeug? Aber wenn wir schon einen vollen Monat dieses Bild uns ausmalten und uns daran gewöhnten, so brauchte nur irgend etwas, was wie eine Waffe so aussieht, uns vor Augen zu kommen, und wir erfassen es; daß aber irgendein Gegenstand dieser Art zur Waffe dienen kann — das haben wir uns schon einen ganzen Monat vorgestellt. Gerade deshalb haben wir ihn auch so augenblicklich

und ohne zu überlegen als Waffe anerkannt! Aber gerade deshalb hat er gleichwohl nicht wider seinen Willen diesen verhängnisvollen Stößel erfaßt. Und da eilt er denn zum Garten seines Vaters — das Feld ist rein, Zeugen sind nicht vorhanden, es herrscht tiefe Nacht, Finsternis und Eifersucht. Der Verdacht, daß sie hier sei, mit ihm, mit seinem Nebenbuhler, in seinen Armen, und daß sie vielleicht über ihn lache in dieser Minute — das griff ihm an die Seele. Ja, und auch nicht nur der Verdacht — was kann man da noch von einem Verdacht sprechen, der Betrug ist ja klar, offensichtlich: sie ist dort, gerade in diesem Zimmer, von wo das Licht kommt, sie ist dort bei ihm hinter den Wandschirmen. — Und da schleppt sich denn der Unglückliche an das Fenster heran, ehrerbietig schaut er hinein, wohlgefittet fügt er sich, und vernünftig geht er weg, möglichst rasch fort von dem Übel, damit nichts geschehen solle, was gefährlich und unsittlich sein könnte — und das will man uns einreden, uns, die wir den Charakter des Angeklagten kennen, die wir verstehen, in welchem Geisteszustand er war, in einem Geisteszustand, der uns bekannt ist an der Hand von Tatsachen, und die Hauptsache, obgleich er die Zeichen beherrschte, vermittels deren er sich so gleich das Haus öffnen lassen und hineingehen konnte.“

Hier, aus Anlaß der „Zeichen“, unterbrach Hippolyt Kirillowitsch für kurze Zeit seine Anklage und hielt es für notwendig, sich über Smerdjakoff zu verbreiten, in der Absicht, diese ganze eingeschobene Episode hinsichtlich der Verdächtigung des Smerdjakoff, daß er nämlich den Mord begangen habe, völlig zu erledigen und diesen Gedanken ein für allemal zu widerlegen. Er tat dies äußerst ausführlich, und alle begriffen, daß ungeachtet aller Verachtung, die er dieser Annahme gegenüber offenbarte, er sie gleichwohl für äußerst wichtig hielt.

Eine Abhandlung über Smerdjakoff

Zunächst, woher stammt die Möglichkeit eines solchen Verdachtes?" Mit dieser Frage begann Hippolyt Kirillowitsch. „Der erste, der schrie, Smerdjakoff habe den Mord begangen, war der Angeklagte selber im Augenblicke seiner Verhaftung, und gleichwohl brachte er von seinem allerersten Aufschrei an und bis zu dieser Minute der Gerichtsverhandlung nicht eine einzige Thatfache zur Bestätigung seiner Beschuldigung vor — und nicht nur keine Thatfache, sogar nicht den geringsten vor der menschlichen Vernunft bestehenden Hinweis auf irgendeine Thatfache. Des weitern bestätigen diese Beschuldigung nur drei Personen: beide Brüder des Angeklagten und Fräulein Swjetloff. Der ältere Bruder des Angeklagten hat aber seinen Verdacht erst heute ausgesprochen, in seiner Krankheit, in einem Anfall zweifelloser Geistesverwirrung und hohen Fiebers; vordem aber, im Verlaufe dieser ganzen zwei Monate, hat er, wie es uns tatsächlich bekannt ist, durchaus die Überzeugung von der Schuld seines Bruders geteilt und sogar nicht einmal den Versuch gemacht, gegen diese Annahme Einwände zu erheben. Wir werden uns aber damit noch später im besondern beschäftigen. Ferner erklärte uns der jüngere Bruder des Angeklagten vorhin selber, daß er zur Bestätigung seiner Annahme, daß Smerdjakoff schuldig sei, keinerlei, auch nicht die allergeringsten Thatfachen anzuführen habe, er vielmehr hierauf nur aus den Worten des Angeklagten selber schließe und ‚aus dem Ausdruck seines Gesichtes‘ — ja, dieser ganz erdrückende Beweis ward vorhin zweimal von seinem Bruder vorgebracht! Fräulein Swjetloff aber hat sich vielleicht noch gewaltiger ausge-

drückt: ‚Was der Angeklagte Ihnen sagen wird, an das glauben Sie auch; er ist nicht der Mann, um zu lügen.‘ Da haben Sie alle tatsächlichen Beweise gegen Smerdjakoff von seiten dieser drei Personen, die allzusehr interessiert sind am Schicksal des Angeklagten. Und trotzdem hat sich die Annahme, daß Smerdjakoff der Schuldige ist, verbreitet und hielt sich und hält sich noch — kann man daran glauben, kann man sich dies vorstellen?“

Hier hielt es Hippolyt Kirillowitsch für nötig, den Charakter des verstorbenen Smerdjakoff leicht zu zeichnen, „der sein Leben beendete in einem Anfall krankhafter Geisteszerrüttung und Gestörtheit“. Er stellte ihn dar als einen schwach sinnigen Menschen „mit dem Ansatz von einer Art unklarer Bildung“. Er sei verwirrt worden durch philosophische Gedanken, denen sein Geist nicht gewachsen war, und habe sich entsetzt vor gewissen modernen Lehren über Pflicht und Verantwortung, Lehren, die ihn im weiten Maße nahegebracht waren — praktisch durch das zügellose Leben seines verstorbenen Herrn und vielleicht Waters Fjedor Pawlowitsch, theoretisch aber durch verschiedene seltsame philosophische Gespräche mit dem ältesten Sohne seines Herrn, Iwan Fjedorowitsch, der sich diese Zerstreuung gern gestattete, wahrscheinlich aus Langerweile oder aus Spottbedürfnis, für deren Befriedigung er, so scheint es, keine bessere Gelegenheit finden konnte. „Er erzählte mir selber von seinem Seelenzustand in den letzten zwei Tagen seines Aufenthaltes im Hause seines Herrn,“ erklärte Hippolyt Kirillowitsch, „es bezeugen aber das gleiche auch andere: der Angeklagte selber, sein Bruder und sogar der Diener Grigori, das heißt alle diejenigen, die ihn sehr nahe kennen mußten. Außerdem war der durch seine Fallsucht seelisch niedergedrückte Smerdjakoff ‚feig wie ein Huhn‘. ‚Er fiel mir zu Füßen und

küßte meine Füße', erzählte uns der Angeklagte selber, in einem Augenblicke, als er noch nicht irgendeinen Nachteil für sich in einer solchen Aussage erkannte. 'Das ist ein Huhn, das an Fallsucht leidet', äußerte er über ihn in seiner charakteristischen Sprache. Und da wählt gerade ihn der Angeklagte (was er auch selber bezeugt) zu seinem Vertrauten und schüchtert ihn derart ein, daß jener sich endlich bereit erklärt, ihm als Spion und Zuträger zu dienen. In dieser Eigenschaft verrät er seinen Herrn, macht er dem Angeklagten Mitteilung sowohl von dem Vorhandensein jenes Geldpaketes wie auch von den Zeichen, mit deren Hilfe man zu seinem Herrn eindringen kann — ja, und wie hätte er das nicht mitteilen können! 'Er wird mich totschlagen, ich sah durchaus, daß er mich totschlagen werde', sprach er bei der Voruntersuchung, wobei er sogar vor uns zitterte und bebte, ungeachtet dessen, daß sein Peiniger, der ihn gequält hatte, damals bereits selber verhaftet war und gar nicht kommen konnte, ihn zu strafen. 'Man verdächtigte mich jeden Augenblick; ganz in Furcht und Zittern beeilte ich mich, um nur seinen Zorn zu besänftigen, ihm jedes Geheimnis mitzuteilen, damit er gerade dadurch meine Schuldblosigkeit vor ihm ersehen könne und mich am Leben ließe, um zu bereuen.' Das sind seine eigenen Worte, ich habe sie niedergeschrieben und im Gedächtnis behalten. 'Wie er nur, so kam es oft vor, auf mich zu schreien anfängt, so falle ich auch nur so auf die Knie vor ihm.' Da er aber von Hause aus ein grundehrlicher junger Mann war und dadurch das Vertrauen seines Herrn gewonnen hatte, der in ihm diese Ehrlichkeit bemerkt hatte, als jener ihm einst verlorenes Geld zurückerstattet hatte, quälte sich, so muß man annehmen, der unglückliche Emerdjakoff furchtbar in Reue darüber, daß er seinen Herrn verraten hatte, den er wie seinen Wohltäter liebte. Solche, die

schwer an Fallsucht leiden, sind nach dem Zeugnis der größten Psychiater stets geneigt zu unaufhörlichen und schon natürlich krankhaften Selbstanklagen. Sie quälen sich in ihrem ‚Schuldigsein‘ an irgend etwas und vor irgendwem, sie quälen sich mit Gewissensbissen, oft sogar ohne jede Begründung, sie übertreiben und denken sich sogar selber verschiedene Vergehen und Verbrechen aus. Und da wird denn gerade ein solches Subjekt tatsächlich schuldig und verbrecherisch aus Furcht, und weil er eingeschüchtert ward. Außerdem fühlte er gar sehr voraus, daß so, wie sich da die Verhältnisse vor seinen Augen gestalteten, etwas Böses herauskommen könnte. Als der ältere Sohn des Fjedor Pawlowitsch, Iwan Fjedorowitsch, unmittelbar vor der Katastrophe nach Moskau abreiste, flehte ihn Smerdjakoff an zu bleiben, ohne daß er es indes in seiner angeborenen Feigheit wagte, ihm alle seine Befürchtungen in klarer und bestimmter Weise auszusprechen. Er begnügte sich bloß mit Anspielungen, die aber nicht verstanden wurden. Man muß dabei bemerken, daß es so war, als habe er in Iwan Fjedorowitsch einen Schutz gesehen, gleichsam eine Garantie dafür, daß, solange er zu Hause sei, kein Unglück passieren werde. Erinnern Sie sich nur an den Ausdruck in dem ‚betrunkenen‘ Briefe des Dmitri Karamasoff: ‚Ich werde den alten Mann totschiagen, wenn nur Iwan abgereist sein wird‘, es ist demnach die Anwesenheit des Iwan Fjedorowitsch allen sozusagen wie eine Gewähr vorgekommen für die Stille und Ordnung im Hause. Und da reist er denn ab, Smerdjakoff aber verfällt auch gleich, kaum eine Stunde nach der Abfahrt seines jungen Herrn, in einen Fallsuchtsanfall. Das ist aber durchaus begreiflich. Hier muß man ja berücksichtigen, daß Smerdjakoff, niedergedrückt durch Angste und eine Art von Verzweiflung, ganz besonders in den der Katastrophe vorausgegangenen Tagen in sich die Möglichkeit

fühlte, einem Fallsuchtsanfall zu erliegen, wie solche auch vor dem bei ihm in den Augenblicken der moralischen Anspannung und Erschütterung einzutreten pflegten. Tag und Stunde dieser Anfälle kann man natürlich keineswegs vorauswissen, wohl aber vermag jeder Epileptiker das Nahen eines Anfalls vorauszufühlen. So sagt die Medizin. Und da hat eben erst Iwan Fjedorowitsch das Haus verlassen, als gerade Smerdjakoff unter dem Eindruck seiner, wir können sagen, Verwaistheit und Schutzlosigkeit, in häuslichen Besorgungen, in den Keller geht, die Treppe hinabsteigt und denkt: ‚Werde ich einen Anfall bekommen oder nicht, wie aber, wenn er sofort eintreten wird?‘ Und gerade da, infolge dieser Stimmung, dieser Befürchtung und dieser Fragen, faßt ihn auch der Kehlkampf, der jedem Fallsuchtsanfall vorauszugehen pflegt, und er fliegt kopfüber bewußtlos zum Keller hinunter. Und gerade hierin, in dieser selben natürlichen Zufälligkeit, versteift man sich nun in ganz besonderer Pffiffigkeit ein Verdachtsmoment zu sehen, eine Art Hinweis, sozusagen einen Fingerzeig darauf, daß er sich ‚absichtlich‘ krank gestellt habe! Wenn aber absichtlich, so erhebt sich auch sogleich die Frage: Aber wozu denn? Aus welcher Berechnung, in was für einer Absicht? Ich spreche nicht von der Medizin; die Wissenschaft lügt, so kann man sagen, die Wissenschaft täuscht sich, die Ärzte waren nicht imstande, die Wahrheit von der Verstellung zu unterscheiden — möge das so sein, möge das nur so sein, aber antworten Sie mir gleichwohl auf die Frage: Was hätte es denn für ihn für einen Zweck gehabt, sich zu verstellen? Nicht etwa — vorausgesetzt, daß er tatsächlich den Mord plante —, den, durch den Anfall, dem er scheinbar erlegen war, früher oder später die Aufmerksamkeit im Hause auf sich zu lenken? Sehen Sie, meine Herren Geschworenen, im Hause des Fjedor Pawlowitsch befanden sich ständig oder ver-

weilten vorübergehend fünf Menschen: erstens Fjedor Pawlowitsch selber — aber er hat sich doch nicht selber ermordet, das ist ja klar —, zweitens sein Diener Grigori — aber den hat man ja selber fast totgeschlagen —, drittens die Frau des Grigori, die Magd Marpha Ignatjewna. Diese sich als Mörderin ihres Herrn vorzustellen, müßte man sich einfach schämen. Es kommen demnach nur zwei Menschen in Betracht: der Angeklagte und Smerdjakoff. Da aber der Angeklagte versichert, nicht er habe den Mord begangen, so mußte demnach Smerdjakoff den Mord vollbringen; einen andern Ausweg gibt es nicht, einen andern Täter kann man ja gar nicht finden, einen andern Mörder wird man ja gar nicht ausfindig machen. Sehen Sie nur, das ist es ja auch gerade, von wo also diese ‚schlaue‘ und kolossale Beschuldigung des unglücklichen Idioten stammt, der gestern Selbstmord verübte. Eben gerade nur einzig und allein daher, weil man niemanden anders ausfindig machen kann! Wäre ja auch nur ein Schatten, auch nur eine Spur von einem Verdachte auf irgend jemand anderen vorhanden, auf irgendeine sechste Persönlichkeit, ich bin überzeugt, daß sich dann sogar der Angeklagte selber schämen würde, auf Smerdjakoff hinzuweisen, er vielmehr auf diese sechste Persönlichkeit hinweisen würde; denn den Smerdjakoff dieses Verbrechens zu beschuldigen ist ein völliger Unsinn!

Meine Herren, lassen wir die Psychologie in Ruhe, lassen wir die Medizin, lassen wir sogar selbst die Logik beiseite, wenden wir uns nur den Tatsachen zu, nur einzig und allein den Tatsachen, und sehen wir zu, was uns die Tatsachen sagen werden. Den Mord beging, nehmen wir einmal so an, Smerdjakoff, aber wie? Allein oder in Gemeinschaft mit dem Angeklagten? Laßt uns zunächst den ersten Fall betrachten, das heißt, Smerdjakoff beging den Mord allein. Natürlich, wenn er den Mord beging,

so doch aus irgendeinem Grunde, um irgendeines Vorteils willen. Da er aber auch nicht einen Schatten von solchen Beweggründen zum Mord hatte, wie der Angeklagte, das heißt Haß, Eifersucht usw., so konnte Smerdjakoff zweifellos einzig und allein um des Geldes wegen morden, um sich eben gerade diese dreitausend anzueignen, da er ja selber gesehen hatte, wie sie sein Herr in jenes Paket steckte. Und da, zum Mord entschlossen, berichtet er im voraus einer anderen Person — und dabei noch einer, die hier im höchsten Grade interessiert ist, eben dem Angeklagten — alle näheren Umstände über das Geld und die Zeichen: wo das Paket liegt, was eigentlich auf dem Paket geschrieben steht, worin es eingeschlagen ist, vor allem aber die Hauptsache, die Hauptsache, er berichtete von den ‚Zeichen‘, durch die man zu seinem Herrn Einlaß erlangen konnte. Wie denn, tut er das geradeswegs um sich zu verraten? Oder um sich einen Nebenbuhler zu schaffen, der am Ende gar selber einzubrechen und sich das Paket anzueignen trachtet? Ja, wird man mir sagen, er hat es aber ja aus Furcht mitgeteilt. Aber wie denn das? Ein Mensch, der ohne mit der Wimper zu zucken eine so furchtbare und viehische That ausdenkt und sie dann ausführen will, teilt einem andern solche Nachrichten mit, die er nur allein weiß auf der ganzen Welt und die, wenn er nur von ihnen geschwiegen hätte, niemand jemals in der ganzen Welt erraten hätte? Nein, wie feig auch dieser Mensch war, wenn er aber schon eine solche Sache ausdachte, so hätte er sie auch um nichts in der Welt irgendwem gesagt, wenigstens was das Paket und die Zeichen anbetrifft, denn das würde ja bedeuten, daß er sich selber im voraus verrate. Er hätte dann irgend etwas sich absichtlich ausgedacht, er hätte dann irgend etwas anderes erlogen, wenn man von ihm schon unbedingt Nachrichten verlangte, darüber aber hätte er niemals die Wahr-

heit gesagt! Im Gegentheil, ich wiederhole es, wenn er auch nur von dem Gelde geschwiegen, darauf aber den Mord begangen hätte, so konnte ihn niemand in der ganzen Welt jemals wenigstens des Raubmordes beschuldigen, denn dies Geld hätte ja dann niemand außer ihm gesehen, niemand hätte gewußt, daß es überhaupt im Hause vorhanden ist. Wenn man ihn wirklich beschuldigt hätte, so hätte man sicher angenommen, er habe aus irgendeinem andern Grunde den Mord begangen. Da aber niemand diese Beweggründe an ihm im voraus bemerkte, vielmehr im Gegentheil alle wahrgenommen hatten, daß er von seinem Herrn geliebt ist, und dieser ihn durch sein Vertrauen ehrt, so hätte man ihn denn auch natürlich zu allerlezt im Verdacht gehabt; man hätte dagegen zu allererst einen Menschen verdächtigt, der diese Motive tatsächlich gehabt hätte, der selber schrie, er habe diese Beweggründe, der sie gar nicht verbarg, sie allen eröffnete — mit einem Worte, man hätte den Sohn des Ermordeten verdächtigt, Dmitri Fjedorowitsch. Smerdjakoff hatte gemordet und geraubt, den Sohn hätte man aber verdächtigt — sehen Sie, Smerdjakoff, wenn er der Mörder war, wäre dies natürlich schon vorteilhaft. Nun, da erzählt Smerdjakoff, der den Mord beabsichtigt, denn auch gerade diesem Sohne schon im voraus von dem Gelde, von dem Paket und von den Zeichen — wie logisch ist das, wie klar ist es!

Es naht der Tag des von Smerdjakoff beabsichtigten Mordes, und er stürzt denn auch, 'indem er sich nur so anstellt', in einem Anfall von Fallsucht zu Boden, wozu? Natürlich schon dazu, daß erstens der Diener Grigori, der sich zu heilen beabsichtigte, jetzt vielleicht, da er sähe, daß durchaus niemand da ist, das Haus zu bewachen, seine Heilung aufschieben und sich auf die Wacht begeben solle. Zweitens natürlich dazu, daß sein Herr selber, mit Rücksicht darauf, daß ihn niemand bewacht und er das Kommen

seines Sohnes furchtbar fürchtet, was er gar nicht zu verheimlichen pflegte, nur noch mißtrauischer und vorsichtiger würde. Endlich, und das ist die Hauptsache, dazu, daß man ihn, Smerdjakoff selber, da er vom Fall zerschlagen ist, aus der Küche, wo er sonst von allen getrennt zu schlafen pflegte, und wo er seinen besonderen Ein- und Ausgang hatte, in das andere Ende des Seitenbaues hinübertrage, in das Zimmerchen des Grigori, zu ihnen beiden hinter den Verschlag, drei Schritte von ihren eigenen Betten, wie das immer so zu sein pflegte, von alters her, wenn er nur eben von einem Fallsuchtsanfall zerschlagen war; so hatte es schon sein Herr bestimmt und gleichfalls die mitleidige Marpha Ignatjewna. Dort, hinter dem Verschlag liegend, wird er am allerwahrscheinlichsten, um sich überzeugender krank zu stellen, natürlich stöhnen, das heißt, sie die ganze Nacht über wecken — wie es auch so war nach der Aussage des Grigori und seiner Frau — und das alles, das alles zu dem Zweck, um es bequemer zu haben, plötzlich aufzustehen und dann seinen Herrn zu ermorden!

Nun, man wird mir vielleicht sagen, er habe sich gerade deshalb nur verstellt, damit man an ihn, wie an einen Kranken, nicht denken solle; dem Angeklagten aber habe er über das Geld und die Zeichen gerade deshalb Mitteilung gemacht, damit dieser verführt werde und selber den Mord begehe, und wenn, sehen Sie, jener nach vollbrachtem Mord weggehen und das Geld wegtragen und dabei am Ende gar Lärm machen und Zeugen wecken werde, dann, dann, sehen Sie, auch Smerdjakoff sich erheben und gehen werde — nun, was zu tun wird er dann gehen? Aber er wird ja gerade gehen, seinen Herrn ein zweites Mal zu morden und ein zweites Mal das schon fortgetragene Geld fortzutragen. Meine Herren, Sie lachen? Ich schäme mich selber, solche Vermutungen aufzustellen, dabei behauptet aber,

stellen Sie sich das nur vor, der Angeklagte gerade eben dieses: ‚Nach mir,‘ so gibt er an, ‚als ich schon das Haus verlassen hatte, nachdem ich Grigori zu Boden geschlagen und das Haus alarmiert hatte, stand er auf, ging hin und vollführte den Mord und den Raub!‘ Ich spreche nicht davon, wie Smerdjakoff dies alles im voraus berechnen und sich alles dies wie an seinen fünf Fingern im voraus abzählen konnte, das heißt, daß der erregte und außer sich geratene Sohn einzig und allein nur zu dem einen Zwecke kommen werde, um ehrerbietig ins Fenster zu schauen, und obgleich er die Zeichen kannte, sich zurückzuziehen, indem er ihm, Smerdjakoff, seine Beute überlasse! Meine Herren, ich stelle im Ernste die Frage: wo ist jener Augenblick, in dem Smerdjakoff sein Verbrechen beging? Zeigen Sie mir diesen Augenblick, denn sonst kann man unmöglich eine Anklage erheben!

Aber vielleicht war der Fallsuchtsanfall ein wirklicher. Der Kranke kam nur plötzlich zu sich, vernahm jenen Schrei, trat hinaus — nun, und was dann? Er schaut, ja, und er sagt sich: ‚Ich will gehen, den Herrn totzuschlagen!‘ Aber wie hatte er denn nur erfahren können, was dort war, was dort vor sich ging, er lag ja bis dahin ohne Besinnung? Und übrigens, meine Herren, es gibt eine Grenze auch für dies Phantasieren.

‚So ist es,‘ werden scharfsinnige Leute sagen, ‚aber nun, wenn beide im Einvernehmen waren, wenn beide gemeinschaftlich den Mord begingen und die Gelderchen teilten, nun was denn dann?‘

Ja, tatsächlich ist das ein ernst zu nehmender Verdacht, und sogleich sind auch schon kolossale Momente da, die ihn bestätigen: der eine vollführt den Mord und nimmt alle Mühen auf sich, der andere Helfershelfer liegt aber auf der Seite, indem er einen Fallsuchtsanfall heuchelt — gerade zu dem Zweck, um

Im voraus in allen Argwohn zu wecken, seinen Herrn zur Vorsicht zu mahnen und ebenso Grigori. Es wäre interessant zu erfahren, aus welchen Motiven denn eigentlich beide Spießgesellen sich gerade einen so verrückten Plan hatten ausdenken können. Aber vielleicht war das überhaupt nicht eine aktive Beteiligung von Seiten des Smerdjakoff, vielmehr sozusagen eine passive und leidende. Vielleicht hat der verschüchterte Smerdjakoff sich nur bereit erklärt, dem Mord keine Hemmnisse in den Weg zu legen, und vorausfühlend, daß man ihn ja gerade darin beschuldigen werde, daß er seinen Herrn ermorden ließ, nicht geschrien hat, sich nicht widersetzte — hat er sich vielmehr im voraus bei Dmitri Karamasoff die Erlaubnis ausgebeten, diese Zeit über wie in einem Fallsuchtsanfall zu liegen. ‚Du aber morde nur für dich, wie es dir beliebt, meine Hütte steht abseits!‘ sagt ja das Sprichwort. Wenn es aber auch so ist, so mußte doch wiederum dieser Fallsuchtsanfall im Hause eine Verwirrung anrichten, und dieses voraussehend hätte sich Dmitri Karamasoff schon auf keine Weise auf eine solche Bedingung einlassen können. Ich will aber einmal zugeben, er möge sich bereit erklärt haben; so wäre es ja gleichwohl damals so herausgekommen, daß Dmitri Karamasoff — der Mörder, der direkte Mörder und Anstifter ist, Smerdjakoff aber nur ein passiv Mitwirkender, ja, und sogar nicht einmal ein Mitwirkender, vielmehr nur einer, der das Verbrechen zuließ, aus Furcht und wider Willen, das Gericht hätte ja dies schon zweifellos unterscheiden können, und dabei, was sehen wir dann? Kaum hat man den Angeklagten festgenommen, als er schon augenblicklich alles auf den Smerdjakoff allein abwälzt und ihn allein beschuldigt. Nicht der Gemeinschaft mit ihm beschuldigt er ihn, vielmehr ihn allein; ‚allein‘, so behauptet er, ‚hat er dies getan, er mordete und beraubte, seiner Hände Werk ist das!‘ Nun,

was sind das denn für Spießgesellen, die sogleich schon beginnen, einer gegen den anderen auszusagen — ja, das kommt nie so vor. Zudem bemerken Sie, was für ein Wagnis für den Karamasoff: er ist der Hauptmörder, jener aber keineswegs, er ließ vielmehr nur das Verbrechen zu, und er lag hinter dem Verschlag, und da wälzt er die Schuld auf den, der dort lag! So konnte ja doch jener, eben der dort lag, sich erzürnen und einzig und allein um seines Selbstschutzes wegen möglichst rasch die wirkliche Wahrheit verraten. ‚Wir beide haben‘, würde er sagen, ‚mitgewirkt, nur habe nicht ich den Mord begangen, ihn vielmehr nur aus Furcht erlaubt und zugelassen!‘ Es vermochte ja Smerdjakoff durchaus zu begreifen, daß das Gericht sogleich schon einen Unterschied gemacht hätte zwischen seiner Schuld und der des anderen, und demnach konnte er auch darauf rechnen, daß, wenn man ihn auch strafen werde, so doch unvergleichlich milder als jenen, den Hauptmörder, der alles auf ihn abzuwälzen wünschte. Dann aber hätte er schon unwillkürlich ein Geständnis abgelegt. Dies haben wir indessen nicht gesehen. Smerdjakoff hat auch nicht ein Wort fallen lassen über eine Mittäterschaft seinerseits, ungeachtet dessen, daß der Mörder ihn mit aller Bestimmtheit beschuldigte und die ganze Zeit auf ihn hinwies wie auf den einzigen Mörder. Nicht genug damit; Smerdjakoff hat ja auch der Untersuchungskommission eröffnet, daß über das Geldpaket und die Zeichen ‚er selber‘ dem Angeklagten Mitteilung gemacht habe, und daß ohne ihn jener gar nichts erfahren hätte. Wäre er aber tatsächlich an dem Verbrechen beteiligt und schuldig, hätte er dann wohl so leicht der Untersuchung davon Mitteilung gemacht, das heißt, daß er dies alles ‚selber‘ dem Angeklagten mitgeteilt habe? Im Gegenteil, er hätte sich aufs Leugnen zu legen und zweifellos die Tatsachen zu entstellen und sie in ihrer Bedeutung herabzusetzen begonnen. Er

hat sie aber weder entstellt noch in ihrer Bedeutung herabzusetzen gesucht. So kann nur ein Unschuldiger verfahren, der überhaupt nicht fürchtet, daß man ihn der Mittäterschaft beschuldigen werde. Und da hat er sich ja schließlich in einem Anfälle krankhafter Melancholie wegen seiner Fallsucht und wegen dieser ganzen hereingebrochenen Katastrophe gestern erhängt! Dabei hinterließ er einen Zettel, der in eigenartiger Schreibweise abgefaßt ist: ‚Ich vernichte mich nach eigenem Willen und eigener Lust, um niemanden zu beschuldigen!‘ Nun, was hätte es ihm gekostet auf dem Zettel zuzufügen: ‚Der Mörder bin ich, nicht aber Karamasoff!‘ Er hat dies aber nicht getan; war er zu dem einen gewissenhaft genug, nicht aber zu dem anderen?

Und wie denn, vorhin bringt man Geld hierher in das Gericht, dreitausend Rubel — daselbe, wird behauptet, das da in diesem Pakete war, das hier auf dem Tische mit den Sachbeweisen liegt, ‚ich erhielt es‘, sagt er, ‚gestern von Smerdjakoff.‘ Sie aber, meine Herren, entsinnen sich selber an das traurige Bild von vorhin. Ich werde nicht an Einzelheiten erinnern, ich werde mir nur zwei oder drei Einwände erlauben, wobei ich sie aus den allerunbedeutendsten auswähle — gerade deshalb, weil sie unbedeutend sind und demnach wohl nicht jedem in den Kopf kommen und auch leicht vergessen werden. Erstens und wiederum: aus Gewissensbissen gab Smerdjakoff gestern das Geld ab und erhängte sich (denn ohne Gewissensbisse hätte er das Geld nicht zurückerstattet). Und natürlich erst gestern abend gestand er zum ersten Male Iwan Karamasoff, daß er das Verbrechen begangen habe, wie ja auch Iwan Karamasoff selber erklärte; weshalb hätte der denn sonst bis jetzt geschwiegen? Er hat also gestanden, weshalb hat er dann aber, ich wiederhole das wiederum, auf seinem Zettel uns nicht die volle Wahrheit eröffnet, da er ja wußte, daß morgen für den unschuldigen Un-

geklagten das furchtbare Gericht sei? Das Geld allein ist doch noch kein Beweis. Mir und noch zwei Persönlichkeiten in diesem Saale ward zum Beispiel zufällig vor einer Woche eine Tafsache durchaus bekannt, nämlich daß Iwan Fjedorowitsch Karamasoff zwei fünfprozentige Papiere zu je fünftausend Rubel in die Gouvernementsstadt zum Wechseln sandte, im ganzen demnach zehntausend. Ich führe dies nur darum an, weil sich eben bei allen Geld finden kann zu einer gegebenen Frist, und man, wenn man dreitausend bringt, damit keineswegs einwandfrei beweisen kann, daß dies gerade auch daselbe Geld ist, gerade eben aus dieser selben Schublade oder diesem selben Paket. Endlich bleibt Iwan Karamasoff, obgleich er gestern eine so wichtige Mitteilung von dem wirklichen Mörder erhielt, ganz ruhig. Aber weshalb hätte er denn nicht sogleich schon darüber Anzeige machen sollen? Weshalb hat er alles bis zum nächsten Morgen aufgeschoben? Ich nehme an, daß ich das Recht habe, zu erraten weshalb: schon eine Woche ist es her, daß er in seiner Gesundheit erschüttert ist und selber dem Doktor und seinen Nächsten bekannte, er sehe Gespenster, er begegne längst verstorbenen Menschen. Vor dem Ausbruch des Nervenfiebers, das ihn gerade heute auch überwältigte, erfuhr er plötzlich von dem Tode des Smerdjakoff und macht sich auf einmal folgende Überlegung zurecht: ‚Der Mann ist tot, auf ihn hinweisen kann man ruhig, den Bruder werde ich aber retten. Geld habe ich ja: ich werde einen Paden nehmen und sagen, Smerdjakoff habe mir dies vor seinem Tode gegeben!‘ Sie werden sagen, dies sei unehrenhaft, wenn es auch einen Toten betrifft; aber ist es denn unehrenhaft zu lügen, sogar auch zur Rettung des eigenen Bruders? Sei dem so; wie aber, wenn er unbewußt log, wenn er selber sich vorstellte, daß es so auch war, da er eben endgültig den Verstand verlor in Folge der Nachricht von diesem plötzlichen Tode des Dieners? Wir

haben ja die Szene von vorhin gesehen, wir sahen, in welchem Zustande dieser Mensch war. Er stand auf seinen Füßen und sprach, wo aber war sein Verstand? Auf die Aussage des Fieberkranken von vorhin folgte das Dokument, der Brief des Angeklagten an Fräulein Werchowzoff, den er schrieb, zwei Tage bevor er das Verbrechen beging, und der das bis ins einzelne gehende Programm des Verbrechens im voraus enthält. Nun, was suchen wir dann aber ein Programm und den, der es aufstellte? Punkt für Punkt nach diesem Programm ward es auch vollführt, und vollführt von gar niemandem andern als von dem, der es aufstellte. Ja, meine Herren Geschworenen, es ward vollbracht, wie es geschrieben stand. Und überhaupt, überhaupt sind wir gar nicht ehrerbietig und furchtsam von des Vaters Fensterchen davongelaufen, ja, und auch noch in der festen Überzeugung, daß bei ihm jetzt unsere Geliebte weilt. Nein, das ist albern und nicht der Wahrheit ähnlich. Er ging hin — und führte die Sache zu Ende. Wahrscheinlich hat er den Mord in Erregung begangen, von Wut entflammt, als er nur eben hinschaute auf ihn, den er haßte, und in dem er seinen Nebenbuhler erblickte. Nachdem er ihn aber ermordet hatte, vielleicht auf den ersten Hieb, mit einem einzigen Ausholen des Armes, bewaffnet mit dem Kupferstößel, und er sich dann nach eingehender Untersuchung überzeugt hatte, daß sie nicht dort ist, hat er gleichwohl nicht vergessen, mit der Hand unter das Kissen zu fahren und das Geldpaket herauszulangen, dessen zerrissener Umschlag jetzt hier auf diesem Tische liegt mit den andern Sachbeweisen. Ich möchte, daß Sie dabei einen Umstand bemerken sollen, der meiner Ansicht nach äußerst charakteristisch ist. Wäre dies nämlich ein erfahrener Mörder, und eben ein Mörder, der nichts als Raub beabsichtigte — nun, hätte er denn dann den Umschlag des Geldes auf dem Boden liegen gelassen in der Gestalt, wie man ihn

neben dem Leichnam fand? Nun, wäre dies zum Beispiel Smerdjakoff, der zum Zwecke des Raubes den Mord beging — ja, er hätte doch ganz einfach das ganze Paket mit sich genommen und sich überhaupt nicht die Mühe gegeben, es bei dem Leichnam seines Opfers zu öffnen, da er ja ganz bestimmt wußte, daß in dem Paket Geld liegt — man hatte es ja in seiner Gegenwart hineingelegt und es dann zugesiegelt —; hätte man aber das Paket völlig weggenommen, dann wäre es ja unbekannt, ob überhaupt eine Beraubung vorlag. Ich frage Sie, meine Herren Geschworenen, würde wohl Smerdjakoff so verfahren haben, hätte er wohl das Kuvert auf dem Boden gelassen? Nein, vielmehr eben gerade so mußte ein Mörder verfahren, der außer sich ist, schon schlecht überlegt, ein Mörder, der kein Dieb ist und noch niemals bis dahin einen Diebstahl beging, ja, und der auch jetzt nicht wie ein Dieb das Geld unter dem Bette hervorgerissen hatte, vielmehr wie einer, der sein eigenes Besitztum von einem Diebe wegnimmt, der es gestohlen hat. Denn so dachte ja auch Dmitri Karamasoff über diese dreitausend, und das hatte sich in ihm bis zur Manie gesteigert. Und da, nachdem er das Paket erfaßt hat, das er vordem niemals gesehen hatte, zerreißt er auch gleich den Umschlag, um sich zu überzeugen, ob das Geld darin ist; dann läuft er davon mit dem Gelde in der Tasche, wobei er sogar noch vergaß, daran zu denken, daß er auf dem Boden einen kolossalen Schuldbeweis gegen sich hinterlassen hatte, eben in Gestalt des zerrissenen Kuverts. Alles deshalb, weil das Karamasoff war, nicht aber Smerdjakoff: er dachte gar nicht daran, machte sich gar keine Vorstellung hiervon; ja, und wie sollte er auch! Er läuft davon, er hört den Schrei des Dieners, der ihn einholt, der Diener faßt ihn, hält ihn fest und fällt niedergeschmettert von dem Kupferstößel zu Boden. Der Angeklagte springt zu ihm nieder aus Mitleid! Stellen Sie sich doch nur

vor, er versichert uns plötzlich, er sei damals zu ihm aus Mitleid hinabgesprungen, aus Mitgefühl, um zu sehen, ob er ihm nicht irgendwie helfen könne. Nun, ist das schon der Augenblick dazu, um ein solches Mitleid auszudrücken? Nein, er sprang gerade deshalb herunter, um sich zu überzeugen, ob der einzige Zeuge seiner Missetat lebt oder tot ist. Jedes andere Gefühl, jedes andere Motiv wäre unnatürlich! Bemerken Sie, daß er sich mit Grigori zu schaffen macht, ihm mit dem Tuch den Kopf abwischt, und als er sich überzeugte, daß er tot sei, so läuft er wie verloren, ganz mit Blut bedeckt wiederum dahin, in das Haus seiner Geliebten — wie, hat er denn nicht daran gedacht, daß er ganz im Blute sei, und daß man ihn sogleich überführen werde? Der Angeklagte versichert uns aber selber, daß er gar nicht acht darauf gab, daß er ganz mit Blut besleckt sei, und das kann man gelten lassen, das ist sogar sehr möglich, das begegnet den Verbrechern immer so in solchen Augenblicken. Für das eine steht ihnen höllische Berechnung zu Gebote, für das andere reicht aber ihre Besonnenheit nicht mehr aus. Er dachte aber in diesem Augenblicke nur daran, wo 'sie' sei. Er mußte möglichst rasch erfahren, wo sie ist, und da läuft er denn zu ihrer Wohnung und erfährt eine unerwartete und für ihn kolossale Nachricht: sie ist nach Mokroje abgereist, sie ist bei ihrem Früheren, Unbestreitbaren!"

9

Psychologie mit vollen Segeln. Das daherjagende Dreigespann. Das Finale der Rede des Staatsanwaltes

Als Hippolyt Kirillowitsch bis zu diesem Moment in seiner Rede gekommen war — er hatte augenscheinlich eine streng historische Methode der Erörterung gewählt, wozu nervöse Redner

sehr leicht ihre Zuflucht nehmen; absichtlich suchten sie einen streng begrenzten Rahmen, um ihr ungeduldiges Temperament im Zaume zu halten — da verbreitete sich Hippolyt Kirillowitsch besonders über den „Früheren“ und „Unbestreitbaren“, und er sprach über dieses Thema einige in ihrer Art bemerkenswerte Gedanken aus. Karamasoff, der auf alle bis zur Raserei eifersüchtig war, läßt, so scheint es, plötzlich und auf einmal allen Mut sinken und verschwindet vor dem Früheren und Unbestreitbaren. Und das ist um so seltsamer, als er vordem fast überhaupt nicht auf diese für ihn neue Gefahr achtgegeben hatte, die sich ihm in der Gestalt des für ihn unerwarteten Nebenbuhlers nahte. Er hatte sich vielmehr immer vorgestellt, daß dies noch in so weiter Ferne liege, und Karamasoff lebt doch immer nur in der gegenwärtigen Minute. Wahrscheinlich hielt er ihn sogar für eine Fiktion. Da er aber augenblicklich mit seinem wehen Herzen begriffen hatte, daß vielleicht gerade deshalb dieses Weib diesen neuen Nebenbuhler verheimlicht, daß sie ihn gerade deshalb auch vorhin betrogen habe, weil eben dieser neuangeflogene Nebenbuhler allzusehr für sie keine Phantasie und keine Fiktion war, er vielmehr für sie alles ausmachte, ihre ganze Hoffnung im Leben — als er dies in einem Augenblick begriffen hatte, fügte er sich.

„Wie denn, meine Herren Geschworenen, ich kann nicht mit Schweigen übergehen diese plötzliche seelische Anwandlung des Angeklagten, die ihm, so scheint es, durchaus ferneliegen mußte. Es erwies sich plötzlich in ihm ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Gerechtigkeit, nach Ehrfurcht vor dem Weibe, Anerkennung der Rechte ihres Herzens, und zwar — in jenem selben Augenblicke, als er gerade ihretwegen seine Hände mit dem Blut seines Vaters besleckt hatte! Wahr ist es auch, daß auch schon in diesem Augenblicke das vergossene Blut nach Rache zu schreien begonnen hatte, denn nachdem er seine Seele und

sein ganzes Erdenschicksal vernichtet hatte, mußte er unwillkürlich fühlen und sich in diesem Augenblicke fragen: was denn er selber und gerade ‚jetzt‘ für sie bedeute — für dieses Geschöpf, das er schon mehr liebte als seine Seele — im Vergleich mit diesem ‚Früheren‘ und ‚Unbestreitbaren‘, der Buße getan und zu dem einstmals von ihm zugrunde gerichteten Weibe zurückgekehrt sei mit neuer Liebe, mit ehrbaren Anträgen, mit dem Gelöbniß eines neuen und glücklichen Lebens. Er aber, der Unselige, was wird er ihr ‚jetzt‘ geben, was wird er ihr vorschlagen? Karamasoff hatte dies Alles begriffen; er hatte begriffen, daß sein Verbrechen ihm alle Wege verschlossen hatte, und daß er nun ein zum Tode verurteilter Verbrecher, nicht aber ein Mensch sei, dem es zu leben beschieden wäre! Dieser Gedanke hatte ihn zerschmettert und vernichtet. Und da macht er denn auch augenblicklich halt bei einem überspannten Plane, der ihm aber bei seinem Charakter wie der einzige und unvermeidliche Ausweg aus seiner furchtbaren Lage vorkommen mußte. Dieser Ausweg — ist der Selbstmord. Er läuft zu dem Beamten Perchotin, um seine dort versetzten Pistolen zu holen, und in dieser selben Zeit nimmt er aus seiner Tasche all das Geld heraus, um dessentwillen er eben erst seine Hände mit dem Blute seines Vaters bespritzt hatte. Oh! Geld hat er jetzt am allernötigsten: es stirbt Karamasoff, es erschießt sich Karamasoff, und daran wird man sich erinnern! Nicht umsonst sind wir doch Dichter, nicht umsonst haben wir doch unser Leben verbrannt wie eine Kerze, die man an beiden Enden anzündete. ‚Zu ihr, zu ihr — und dort, o, dort werde ich ein Gelage für die ganze Welt geben, ein solches, wie es noch gar nicht gab, damit man sich daran erinnern und lange davon erzählen soll.‘ Unter den wilden Schreien, den wahnsinnigen Zigeunerliedern und Tänzen werden wir den Becher erheben und das vergötterte Weib zu ihrem neuen Glück be-

glückwünschen, darauf aber — eben dort, zu ihren Füßen, werden wir unsern Schädel zerschmettern und unser Leben richten! Sie wird sich irgendwann an Mitja Karamasoff erinnern, sie wird erkennen, wie sie von Mitja geliebt ward, sie wird Mitleid haben mit Mitja! Viel Hang zu Bildern, romantisches Außer-sich-geraten, wildes Karamasoff'sches Ungestüm und Sinnlichkeit — nun, und noch etwas anderes, meine Herren Geschworenen, etwas, was in der Seele pocht und sein Herz tödlich vergiftet. Dieses ‚Etwas‘ — das ist das Gewissen, meine Herren Geschworenen, das ist sein Gericht, das sind seine furchtbaren Qualen! Die Pistole wird aber alles zur Ruhe bringen, die Pistole ist der einzige Ausweg, und es gibt keinen anderen; dort aber — ich weiß nicht, ob in diesem Augenblicke Karamasoff daran dachte, ‚was dort sein werde‘ und ob Karamasoff überhaupt imstande ist, wie Hamlet daran zu denken, was dort sein wird? Nein, meine Herren Geschworenen, jene haben Hamlets, wir aber nur Karamasoffs!“

Hier entwarf Hippolyt Kirillowitsch bis in die kleinsten Einzelheiten ein Bild von den Vorbereitungen des Mitja, die Szene bei Perchotin, in der Bude, mit den Fuhrleuten. Er führte eine Masse Worte, Ausrufe und Gesten an, alle von Zeugen bestätigt — und das Bild wirkte mächtig auf die Überzeugung der Zuhörer. Die Hauptsache, es wirkte die Gesamtheit der That-sachen. Die Schuld dieses außer sich geratenen, gegen alles rebellierenden und schon nicht mehr sich selber schonenden Menschen offenbarte sich in unwiderleglicher Weise. „Es lohnte sich ihm schon gar nicht, sich selber zu schonen,“ sprach Hippolyt Kirillowitsch, „zwei-, dreimal hätte er fast ein volles Geständnis abgelegt, er machte fast Anspielungen, und er hat nur nicht ganz bis zu Ende gesprochen. (Hier folgten Zeugenaussagen.) Sogar dem Fuhrmann schrie er auf dem Wege zu: ‚Weißt du auch,

daß du einen Mörder fährst!' Aber gleichwohl konnte er noch nicht alles sagen; man mußte erst nach dem Dorf Mokroje gelangen und dort das Gedicht beendigen. Aber was erwartet denn gleichwohl den Unglücklichen? Die Sache ist nämlich die, daß er fast schon vom ersten Augenblick in Mokroje sieht und endlich auch völlig begreift, daß sein ‚unbestreitbarer‘ Nebenbuhler vielleicht schon nicht mehr so unbestreitbar ist, und daß man Wünsche zu neuem Glück und einen Becher auf die Gesundheit von ihm gar nicht will und auch nicht annimmt. Aber Sie kennen schon die Tatsachen, meine Herren Geschworenen, aus der Voruntersuchung. Der Triumph des Karamasoff über seinen Nebenbuhler erwies sich als unbestreitbar, und da — o, da begann schon eine völlig neue Phase in seiner Seele, und sogar die furchtbarste Phase von allen, die irgendwann diese Seele erlebte und irgendwann noch erleben wird! Man kann entschieden behaupten, meine Herren Geschworenen,“ rief Hippolyt Kirillowitsch aus, „daß die beschimpfte Natur und das verbrecherische Herz — sich selber rächen, viel mehr als jede irdische Rechtsprechung! Nicht nur das: die Justiz und die irdische Strafe erleichtern es sogar, die Strafe der Natur zu ertragen, sie sind unentbehrlich der Seele des Verbrechers, als ihre Rettung vor der Verzweiflung; denn ich kann mir ja gar nicht einmal vorstellen jenes Entsetzen und jene moralischen Leiden des Karamasoff, als er erfuhr, daß sie ihn liebe, daß sie seiner wegen ihren ‚Früheren‘ und ‚Unbestreitbaren‘ ablehne, daß sie ihn, ihn, Mitja, zu sich ruft zu einem neuen Leben, ihm Glück verspricht, und zwar wann? Als schon alles für ihn vorüber ist und schon nichts mehr möglich bleibt! Ich will übrigens im Vorübergehen eine für uns sehr wichtige Bemerkung machen zur Aufklärung des wirklichen Wesens der damaligen Lage des Angeklagten: dieses Weib, diese seine Liebe bis zu dieser letzten

Minute, bis sogar ganz zum Augenblicke der Verhaftung, war für ihn ein unerreichbares Wesen, furchtbar begehrt, aber unerreichbar. Aber weshalb, weshalb erschöß er sich denn schon nicht damals gleich auf der Stelle, weshalb ließ er den bereits gefaßten Entschluß wieder fallen und vergaß sogar, wo seine Pistole lag? Aber gerade dieser leidenschaftliche Durst nach Liebe und die Hoffnung, ihn damals schon, dort schon zu befriedigen, hielten ihn auch zurück. In dem Rausch des Gelages flammerte er sich an sie, an seine Geliebte, die mit ihm zechte, reizender und verführerischer für ihn als irgendwann — er weicht nicht von ihrer Seite, er weidet sich an ihrem Anblick, er schwindet vor ihr hin. Dieser furchtbare Durst vermochte sogar auf einen Augenblick nicht nur die Furcht vor der Verhaftung verstummen zu machen, vielmehr auch sogar seine Gewissensbisse! Für einen Augenblick, o, nur für einen Augenblick! Ich stelle mir den damaligen Zustand der Seele des Verbrechers vor als befangen in zweifelloser, sflavischer Abhängigkeit von drei Elementen, die sie völlig niedergedrückt hatten: erstens sein betrunkenen Zustand, der Rausch und der Lärm, das Stampfen des Tanzes, das Gekreisch der Lieder, und sie, sie, die vom Weinganz erhigt war, sang und tanzte, betrunken war und ihm zulächelt! Zweitens der ihn aufrechterhaltende, vorerst wie in weiter Ferne liegende Gedanke daran, daß die verhängnisvolle Lösung noch weit ist, wenigstens nicht nahe — man wird ja nicht früher als am anderen Tage, erst am Morgen kommen und ihn festnehmen. Demnach bleiben ihm noch einige Stunden; das ist viel, furchtbar viel! In einigen Stunden kann man viel ausdenken. Ich stelle mir vor, daß mit ihm etwas Ähnliches vorging wie in einem Verbrecher, den man zur Hinrichtung führt, zum Galgen: noch muß man eine lange, lange Straße durchfahren, ja, und dazu noch im Schritt, an Tausenden von Menschen vorüber,

dann wird man in eine andere Straße einbiegen, und erst am Ende dieser anderen Straße liegt der furchtbare Platz! Mir scheint es gerade, als müsse es zu Beginn der Fahrt dem Verurteilten auf seinem Armensünderwagen gerade ebenso vorkommen, als liege vor ihm noch ein endloses Leben. Aber da schwinden gleichwohl die Häuser, der Wagen bewegt sich immer vorwärts. O, das ist nichts, bis zum Einbiegen in die zweite Straße ist es noch so weit; und da blickt er immer noch munter drein nach rechts und nach links auf diese Tausende teilnahmlos neugieriger Menschen, die ihn nicht aus den Augen lassen, und ihm scheint es immer noch, er sei ein ebensolcher Mensch wie jene. Aber da ist auch schon die Einbiegungsstelle in die andere Straße. O, das ist nichts, gar nichts, noch eine ganze Straße. Und wieviel Häuser auch entschwinden, er wird immer glauben: ‚Noch bleiben viel Häuser übrig!‘ Und so bis ganz ans Ende, bis ganz zum Plage. So stelle ich mir vor, war es auch damals mit Karamasoff. ‚Noch ist man nicht so weit,‘ dachte er, ‚noch kann man irgend etwas ausfindig machen. O, es wird Zeit sein, einen Verteidigungsplan zu entwerfen, sich die Abwehr ausdenken, jetzt aber, jetzt — jetzt ist sie so reizend!‘ Trüb und furchtbar ist es ihm in der Seele; er bringt es aber gleichwohl fertig, von seinem Gelde die Hälfte beiseitezuschaffen und sie irgendwo zu verstecken — anders kann ich es mir ja gar nicht erklären, wohin die ganze Hälfte dieser dreitausend verschwinden konnte, die er erst eben bei seinem Vater unter dem Rissen hervorgenommen hatte. Er ist in Moskroje schon nicht zum ersten Male, er hat dort schon einmal zwei Tage gebummelt. Dieses alte Holzhaus ist ihm bekannt mit allen seinen Abstellräumen und Galerien. Ich vermute ja eben, daß ein Teil des Geldes damals gerade versteckt ward, und gerade in diesem Hause, nicht allzulange vor der Verhaftung, in irgendwelche Spalte, in

irgendeine Ritze, unter irgendeine Diele, irgendwo in einem Winkel, unter dem Dach — wozu? Wie denn, wozu? Die Katastrophe kann sogleich eintreten; natürlich haben wir noch nicht überdacht, wie wir ihr begegnen sollen, ja, und wir haben auch keine Zeit dazu, ja, und es pocht uns auch im Kopfe, ja, und es zieht uns gerade auch zu ‚ihr‘; nun, aber Geld — Geld ist in jeder Lage unentbehrlich! Ein Mensch mit Geld ist überall ein Mensch. Vielleicht erscheint Ihnen eine solche Überlegung in einem solchen Augenblicke unnatürlich? Er versichert uns aber doch selber, daß er schon einen Monat vordem, in einem gleichfalls für ihn äußerst aufgeregten und verhängnisvollen Augenblicke, von dreitausend die Hälfte abgezählt und sie in ein Säckchen eingenäht habe; und wenn dies natürlich auch unwahr ist, was wir sogleich beweisen werden, so war gleichwohl dieser Gedanke Karamasoff vertraut, er hatte über ihn nachgedacht. Nicht nur das, als er in der Folge dem Untersuchungsrichter versicherte, er habe anderthalbtausend in ein Säckchen abgezählt (das niemals existierte), so hat er vielleicht auch dies Säckchen ausgedacht dort schon im Augenblicke, gerade deshalb nämlich, weil er zwei Stunden vorher die Hälfte des Geldes abgezählt und irgendwo dort in Mokroje verborgen hatte, auf alle Fälle bis zum Morgen, um es nur nicht bei sich aufzubewahren, aus einer Eingebung heraus, die plötzlich über ihn gekommen war. Zwei Abgründe sind es ja, meine Herren Geschworenen, erinnern Sie sich daran, daß Karamasoff zwei Abgründe anschauen kann, und beide zugleich! In jenem Hause haben wir gesucht, aber nichts gefunden. Vielleicht ist das Geld auch jetzt noch dort, vielleicht ist es aber am nächsten Tage verschwunden und jetzt bei dem Angeklagten. Auf jeden Fall hat man ihn an ihrer Seite verhaftet, vor ihr auf den Knien; sie lag auf dem Bette, er streckte die Hände zu ihr empor und hatte bis zu dem Grade in diesem

Augenblicke alles vergessen, daß er sogar nicht einmal das Kommen der ihn Verhaftenden vernommen hatte. Er hatte noch gar nichts in seinem Kopfe vorbereiten können, was er antworten sollte. Er selber und sein Verstand wurden überrumpelt.

Und da steht er denn jetzt vor seinen Richtern, vor denen, die über sein Schicksal entscheiden. Meine Herren Geschworenen, es gibt Augenblicke, wo es uns bei der Erfüllung unserer Pflichten fast selber furchtbar wird vor dem Menschen, furchtbar auch für den Menschen, den wir da vor uns haben! Das sind die Augenblicke der Anschauung jenes tierischen Entsetzens, wenn der Verbrecher schon sieht, daß alles verloren ist, aber immer noch kämpft, immer noch entschlossen ist, mit Ihnen zu kämpfen. Das sind die Augenblicke, wenn alle Instinkte der Selbsterhaltung zu gleicher Zeit in ihm offenbar werden und er Rettung suchend auf Sie blickt mit einem durchbohrenden Blicke, in dem Flehen und Leiden sich malt; wenn er Sie belauert und Sie zu erforschen sucht, Ihr Gesicht, Ihre Bewegungen; wenn er gespannt darauf ist, von welcher Seite Sie den Schlag führen werden, und augenblicklich in seinem bebenden Geiste tausend Pläne faßt, aber gleichwohl zu sprechen fürchtet, sich fürchtet sich zu verplaudern! Dies sind erniedrigende Augenblicke der Menschenseele, das ist ihr Schreiten durch die Qualen, das ist ihr tierischer Durst nach Selbstrettung — entsetzlich sind sie, und sie rufen bisweilen bebendes Mitleid mit dem Verbrecher sogar im Untersuchungsrichter hervor! Und wir waren ja gerade bei dem allem damals Zeugen. Anfangs war er wie betäubt, und in seinem Entsetzen entranen sich ihm einige Worte, die ihn stark bloßstellten: ‚Blut! Ich habe es verdient!‘ Er erlangte aber rasch die Herrschaft über sich zurück. Was er sagen müsse, wie er zu antworten habe — dies alles war vorderhand noch nicht fertig bei ihm, aber fertig war nur ein jeder

Begründung bares Leugnen: ‚Am Tode meines Vaters bin ich unschuldig!‘

Seht, da ist vorderhand unser Gitter; dort aber, hinter diesem Gitter, werden wir vielleicht auch noch irgend etwas aufbauen, irgendeine Barrikade. Seine ersten ihn bloßstellenden Ausrufe beeilt er sich, unsern Fragen zuvorkommend, damit zu erklären, daß er sich schuldig bekennt nur am Tode des Dieners Grigori. ‚An diesem Blute bin ich schuldig; aber wer ermordete meinen Vater, wer war das? Wer konnte ihn denn ermorden, wenn nicht ich!‘ Hören Sie nur: er fragt da gerade uns, uns gerade, die wir zu ihm selber kamen mit dieser Frage! Geben Sie acht auf dies vorausseilende Wörtchen ‚wenn nicht ich‘, diese tierische Schlaueit, diese Naivität und diese Karamasoffsche Ungeduld! Nicht ich beging den Mord, und man konnte gar nicht glauben, daß ich das war: ‚Ich wollte ermorden, meine Herren, ich wollte ermorden,‘ bekennt er so rasch als möglich (er eilt, o, er eilt furchtbar), aber gleichwohl bin ich unschuldig, nicht ich beging den Mord!‘ Er gibt uns zu, daß er morden wollte. Sehen Sie, soll das heißen, wie aufrichtig ich bin, so glauben Sie denn auch um so rascher, daß nicht ich es war, der den Mord beging. O, in solchen Fällen wird der Verbrecher bisweilen unwahrscheinlich leichtsinnig und leichtgläubig. Und da gerade stellte ich ihm denn, wie ganz zufällig, die allernaivste Frage: ‚Ja, hat denn nicht Smerdjakoff den Mord begangen?‘ Und es ereignete sich denn auch, was wir alle erwartet hatten: er geriet in furchtbare Wut deswegen, daß wir ihm zuvor gekommen waren und ihn überrumpelt hatten, als er es noch nicht fertiggebracht hatte, den Moment vorzubereiten, auszuwählen und zu erfassen, wann es am allerwahrscheinlichsten sein werde, Smerdjakoff zu nennen. Seinem Charakter entsprechend ging er sogleich bis zum Äußersten und begann selber

uns aus allen Kräften zu versichern, daß Smerdjakoff gar nicht morden konnte, völlig unfähig war, solches zu tun. Aber glauben Sie ihm nicht, das ist nur seine Schlaueit, er sagt sich überhaupt, überhaupt nicht los von Smerdjakoff, im Gegenteil, er wird noch auf ihn hinweisen — denn auf wen sollte er denn sonst hinweisen, wenn nicht auf ihn —, er wird das aber in einem andern Augenblicke tun, weil vorerst diese Sache verdorben ist. Er wird auf ihn vielleicht erst morgen oder sogar erst nach einigen Tagen hinweisen, wenn er den Augenblick herausgefunden hat, in dem er selber uns zurufen wird: ‚Sehen Sie, ich selber verneinte mehr als Sie die Schuld des Smerdjakoff. Sie selber erinnern sich daran; jetzt aber habe auch ich mich überzeugt: da hat er den Mord begangen, und nur er!‘ Vorerst aber verfällt er uns gegenüber in ein finsternes und erregtes Ableugnen; seine Ungeduld und seine Mut weisen ihm indes die allerschickteste und unwahrscheinlichste Erklärung dafür, wie es kam, daß er zu seinem Vater ins Fenster schaute, und wie er ehrerbietig von dem Fenster wegging. Die Hauptsache, er kennt noch nicht die näheren Umstände, wie weit ihn die Aussagen des wieder zu Bewußtsein gekommenen Grigori belasten. Wir schritten dann zur Sachbesichtigung und Körperuntersuchung. Die Körperuntersuchung macht ihn rasend, gibt ihm aber auch neuen Mut: alle dreitausend hat man nicht gefunden, man fand nur anderthalbtausend. Und schon natürlich erst in diesem Augenblicke des wütenden Schweigens und Ableugnens kommt ihm zum ersten Male im Leben der Gedanke von dem Säckchen in den Kopf. Zweifellos fühlt er selber die ganze Unwahrscheinlichkeit dieses Einfalls, und er quält sich, furchtbar quält er sich, wie er ihn wahrscheinlicher machen, wie er sich etwas solches ausdenken könnte, daß dabei ein ganzer der Wahrheit ähnlicher Roman herauskomme. In solchen Fällen ist es die aller-

erste Obliegenheit, die allerhauptsächlichste Aufgabe für die Untersuchung — dem Verbrecher keine Zeit zu geben sich vorzubereiten, ihn in unerwarteter Weise zu überfallen, damit er seine beabsichtigte Verteidigung vorbringe in ihrer ganzen ihn verratenden Naivität, Unwahrscheinlichkeit und Widerspruchsfülle. Den Verbrecher kann man aber bloß zum Sprechen bringen, wenn man ihm plötzlich und wie zufällig Mitteilung macht von irgendeiner neuen Tatsache, irgendeinem Umstand in der Sache, der von kolossaler Bedeutung ist, den er aber in keiner Weise voraussehen konnte. Eine solche Tatsache hatten wir vorbereitet. O, schon längst: das war die Aussage des aus seiner Ohnmacht erwachten Dieners Grigori von der geöffneten Tür, aus der der Angeklagte herauslief. Diese Tür hatte er völlig vergessen, daß aber Grigori sie sehen konnte, hatte er nicht einmal vermutet. Es ergab sich ein kolossaler Effekt. Er sprang auf, und plötzlich schrie er uns an: ‚Da hat Smerdjakoff den Mord begangen, Smerdjakoff!‘ und da hat er denn seinen eigentlichen, seinen Grundgedanken verraten, in seiner allerunwahrscheinlichsten Form; denn Smerdjakoff konnte ja den Mord erst begehen, nachdem er den Grigori niedergeworfen hatte und davongelaufen war. Als wir ihm aber mitteilten, Grigori habe die geöffnete Tür gesehen, bevor er noch hinfiel, und er habe, als er sein Schlafzimmer verließ, Smerdjakoff hinter seinem Verschlage stöhnen gehört — da war Karamasoff tatsächlich zerschmettert. Mein Mitarbeiter, unser hochgeachteter und scharfsinniger Nikolai Parphenowitsch, teilte mir später mit, er habe ihm in diesem Augenblicke bis zu Tränen leid getan. Und da, gerade da, in diesem Augenblicke, beeilte er sich denn auch, um die Sache wieder einzurenken, uns von diesem berühmten Sächchen zu erzählen. So mag es denn auch sein, soll das bedeuten, hören Sie diese Erzählung an! Meine Herren Geschworenen,

ich habe Ihnen schon meine Gründe mitgeteilt, weshalb ich diesen ganzen Einfall von dem Gelde, das er einen Monat vorher in ein Säckchen eingnäht habe, nicht nur für eine Albernheit halte, vielmehr auch für die allerunwahrscheinlichste Erfindung, die man im vorliegenden Falle nur ausfindig machen kann. Wenn man sogar eine Wette machen würde, wie man das Allerunwahrscheinlichste vorbringen könnte — so könnte man sich auch dann nichts ausdenken, was unangebrachter wäre als dies. Hier, das ist die Hauptsache, kann man den triumphierenden Romandichter hineinlegen und zu Staube zermalmen durch Einzelheiten, gerade durch jene Einzelheiten, an denen die Wirklichkeit immer so reich ist, und die stets, gleich als ob es sich um unbedeutende und unnütze Kleinigkeiten handle, von solchen unglücklichen Dichtern wider Willen außer acht gelassen werden, und ihnen sogar niemals in den Kopf kommen. O, ihnen steht ja in jenem Augenblicke nur der Sinn auf das großartige Ganze gerichtet — und da wagt man es denn, ihnen mit einer solchen Kleinigkeit zu kommen! Aber gerade darauf fängt man sie denn auch! Man stellt dem Angeklagten die Frage: ‚Nun, aber wo geruhten Sie denn das Material für Ihr Säckchen herzunehmen, wer nähte es Ihnen?‘ Er selber nähte es. ‚Aber woher geruhten Sie denn die Leinwand zu nehmen?‘ Der Angeklagte erzürnt sich schon, er hält dies für eine ihn fast beleidigende Kleinigkeit, und glauben Sie es mir, aufrichtig, aufrichtig! Aber so sind sie alle. ‚Ich habe es von meinem Hemde abgerissen.‘ ‚Schön. Wir werden also noch morgen in Ihrer Wäsche dieses Hemd mit dem herausgerissenen Fetzen heraussuchen!‘ Und stellen Sie sich vor, meine Herren Geschworenen, wenn wir ja in der That dieses Hemd gefunden hätten (aber wie hätte man es denn nicht finden sollen in seinem Koffer oder in seiner Kommode, wenn ein solches Hemd tatsächlich vorhanden war), so

ist das ja schon eine Tatsache, eine handgreifliche Tatsache zugunsten der Richtigkeit seiner Aussagen! Auf diesen Gedanken kommt er aber gar nicht. „Ich entsinne mich nicht, vielleicht nicht aus einem Hemde, ich habe es in ein Häubchen meiner Wirtin eingenäht.“ „In was für ein Häubchen denn?“ „Ich habe es bei ihr genommen, bei ihr lag es herum, ein alter Dreck aus Kaliko.“ „Und Sie erinnern sich bestimmt daran?“ „Nein, bestimmt erinnere ich mich nicht. . .“ Und er erboft sich, erboft sich furchtbar, dabei stellen Sie sich aber nur einmal vor: er sollte sich daran nicht erinnern? In den allerfurchtbarsten Augenblicken des Lebens, nun, wenn man zum Richtplatz gefahren wird, selbst da erinnert man sich gerade an solche Kleinigkeiten. Er wird alles vergessen, aber irgendein grünes Dach, das ihm am Wege aufleuchtet, oder eine Dohle auf einem Kreuz, gerade an dies wird er sich auch entsinnen. Er hat sich ja, als er sein Säckchen nähte, vor seinen Hausleuten versteckt; er mußte sich daran entsinnen, wie erniedrigend er damals litt mit der Nadel in der Hand, vor Furcht, daß man zu ihm hereinkommen und ihn entdecken könne; er mußte sich daran entsinnen, wie er beim ersten Anklopfen aufsprang und hinter den Verschlag lief (in seiner Wohnung ist ein solcher) . . . Aber, meine Herren Geschworenen, wozu erzähle ich Ihnen denn dies alles, alle diese Einzelheiten, diese Kleinigkeiten!“ rief plötzlich Hippolyt Kirillowitsch aus. „Aber gerade deshalb, weil der Angeklagte hartnäckig auf dieser ganzen Albernheit besteht, bis zum jehigen Augenblicke! Im Verlaufe dieser ganzen zwei Monate, gerade von dieser für ihn so verhängnisvollen Nacht an hat er nichts erklärt, nicht eine erklärende Tatsache hat er zu seinen früheren phantastischen Aussagen hinzugefügt: ‚Dies alles‘, so soll das heißen, ‚sind nur Kleinigkeiten, Sie aber, glauben Sie mir auf Ehre!‘ O, wir sind gern bereit zu glauben, wir

dürsten danach, zu glauben, wenn auch sogar auf Ehre! Wie denn, sind wir denn Schakale, die nach Menschenblut dürsten? Geben Sie, zeigen Sie uns nur eine einzige Tatsache zugunsten des Angeklagten, und wir werden froh sein — aber eine mit Händen zu fassende Tatsache, eine wirkliche, nicht aber das, was sein leiblicher Bruder aus dem Gesicht des Angeklagten las, noch einen Hinweis darauf, daß, als er sich auf die Brust schlug, er unbedingt auf dies Säckchen zeigen mußte, ja und auch noch in der Dunkelheit. Wir werden uns über eine neue Tatsache freuen (wir zuerst werden die Anklage zurücknehmen, wir werden das so rasch als möglich tun). Jetzt aber schreit die Gerechtigkeit, und wir bestehen auf allem, wir können nicht das geringste zurücknehmen!“

Hippolyt Kirillowitsch ging hier zum Finale über. Er war wie im Fieber. Er brüllte um Rache für das vergossene Blut, für das Blut des Vaters, den der Sohn erschlagen hatte „in der niedrigen Absicht, ihn zu berauben“. Er wies mit Festigkeit hin auf das Tragische und Schreiende in dem Zusammenfallen der Tatsachen. „Und was Sie auch nicht hören werden von dem durch sein Talent berühmten Verteidiger des Angeklagten,“ konnte sich Hippolyt Kirillowitsch nicht enthalten auszurufen, „was auch hier noch für beredete und ergreifende Worte ertönen mögen, die an Ihre Empfindsamkeit rühren werden — seien Sie sich gleichwohl bewußt, daß Sie in diesem Augenblicke im Heiligtum unserer Rechtsprechung stehen. Seien Sie eingedenk, daß Sie Verteidiger unserer Wahrheit sind, Verteidiger unseres heiligen Rußlands, seiner Grundlagen, seiner Familie, alles dessen, was in ihm heilig ist! Ja, Sie stellen hier Rußland vor in dem gegebenen Augenblicke; und nicht nur in diesem einen Saale wird Ihr Urteilspruch widerhallen, vielmehr in ganz Rußland, und ganz Rußland wird auf Sie hören wie auf seine

Verteidiger und Richter und wird erhoben oder niedergeschlagen sein durch Ihr Urteil! Täuschen Sie Rußland nicht in seiner Erwartung, unser verhängnisvolles Dreigespann jagt Hals über Kopf dahin und vielleicht ins Verderben. Und längst schon streckt man in ganz Rußland die Hände aus und ruft, man solle diesem wahnsinnigen, unerbittlichen Dahinjagen Einhalt tun. Und wenn bis jetzt auch noch die anderen Völker beiseitetreten vor dem Hals über Kopf dahinjagenden Dreigespann, so vielleicht durchaus nicht aus Ehrerbietung vor ihm, wie es der Dichter wünschte, vielmehr ganz einfach vor Entsetzen — das behalten Sie wohl im Sinne! Aus Entsetzen und vielleicht auch aus Ekel vor ihm; ja, und auch das ist schon gut, daß sie zur Seite treten, aber vielleicht werden sie am Ende noch gar aufhören zur Seite zu treten und wie in geschlossener Mauer vor das jagende Gespenst hintreten und selber den wahnsinnigen Lauf unserer Zügellosigkeit aufhalten, in der Absicht, sich selber zu retten, die Aufklärung und die Zivilisation! Diese alarmierenden Stimmen aus Europa haben wir bereits gehört. Sie beginnen bereits zu ertönen. Verführen Sie sie nicht, mehren Sie nicht ihren immer wachsenden Haß durch ein Urteil, das die Ermordung des Vaters durch seinen eigenen Sohn rechtfertigt...!“

Mit einem Worte, wenn sich auch Hippolyt Kirillowitsch gar sehr hinreißen ließ, so endigte er gleichwohl pathetisch — und tatsächlich war der Eindruck, den er hervorrief, ein außerordentlicher. Er selber ging, als er seine Rede beendet hatte, eiligst hinaus, und ich wiederhole es, er fiel im anderen Zimmer fast in Ohnmacht. Der Saal klatschte nicht Beifall, die ernstesten Leute waren aber zufrieden. Nicht so zufrieden waren einzig und allein die Damen, aber gleichwohl hatte auch ihnen die Formschönheit der Rede gefallen, um so mehr, als sie durchaus nicht in Sorge

waren um ihre Folgen und alles von Fetjukowitsch erwarteten. Endlich wird er sprechen und natürlich alle besiegen! Alle schauten auf Mitja; während der ganzen Rede des Staatsanwalts hatte er schweigend dageessen, die Arme über der Brust gekreuzt, die Zähne aufeinandergepreßt, den Kopf gesenkt. Nur hier und da erhob er einmal seinen Kopf und hörte zu. Besonders als die Rede auf Gruschenka kam. Als der Staatsanwalt über sie das Urteil des Rakitin wiedergab, malte sich auf seinem Gesichte ein verächtliches und böses Lächeln, und er sprach ziemlich hörbar „Bernard!“ Als aber Hippolyt Kirillowitsch davon erzählte, wie er ihn in Mokroje verhört und gequält hatte, da erhob Mitja den Kopf und hörte mit furchtbarer Neugier zu. Bei einer Stelle der Rede war es so, als wolle er aufspringen und etwas ausrufen, er tat sich indes Gewalt an und zudte nur verächtlich die Achseln. Über dies Finale seiner Rede, gerade eben über die Taten des Staatsanwalts in Mokroje, bei dem Verhör des Verbrechers, hat man später bei uns in der Gesellschaft gesprochen und über Hippolyt Kirillowitsch gelacht: „Es konnte“, so sprach man, „dieser Mann sich nicht so weit beherrschen, um sich seiner Anlagen nicht zu rühmen.“ Die Sitzung ward unterbrochen, aber nur auf eine sehr kurze Zeit, auf eine Viertelstunde, wenns hoch kommt auf zwanzig Minuten. Im Publikum begann man sich zu unterhalten und Bemerkungen auszutauschen. Ich habe einige davon in Erinnerung behalten: „Eine ernste Rede!“ bemerkte finster ein Herr in einer Gruppe. „Psychologie hat er schon etwas viel losgelassen“, vernahm man eine andere Stimme.

„Ja, das ist aber doch alles richtig, unerschütterliche Wahrheit!“

„Ja, darin ist er ein Meister.“

„Er hat die Bilanz gezogen.“

„Auch uns, auch uns hat er ebenfalls die Bilanz gezogen“, schloß sich eine dritte Stimme an. „Im Anfang der Rede, entsinnen Sie sich, behauptete er, daß wir alle ebensolche seien wie Sjedor Pawlowitsch.“

„Und zum Schluß gleichfalls. Nur hat er das erlogen.“

„Ja, und auch Unklarheiten kamen vor.“

„Er hat sich ein wenig hinreißen lassen.“

„Das ist ungerecht, ungerecht!“

„Nicht doch, gleichwohl war es geschickt. Lange hat der Mann gewartet, aber jetzt hat er sich denn auch ausgesprochen. Hehe!“

„Was wird aber der Verteidiger sagen?“

In einer andern Gruppe:

„Den aus Petersburg hat er ganz mit Unrecht soeben gestichelt, er gehöre zu solchen, die auf die Empfindlichkeit pochen“, entsinnen Sie sich?“

„Ja, das war ungeschickt von ihm.“

„Ein nervöser Mensch.“

„Wir lachen, wie mag es aber dem Angeklagten zumute sein?“

„Ja . . . dem Mitenska, wie mag es ihm wohl zumute sein?“

In einer dritten Gruppe:

„Was ist das da für eine Dame mit der Lorgnette, die Dicks dort, sie sitzt am Ende der Galerie?“

„Das ist eine Generalin, eine Geschiedene, ich kenne sie!“

„Grade deswegen mit der Lorgnette . . .“

„Gesindel!“

„Nun, nein — sie ist pikant.“

„Zwei Plätze weiter sitzt eine kleine Blondine, die sieht besser aus.“

„Aber wie geschickt haben sie ihn damals in Moskroje über-rumpelt, nicht?“

„Nur — man muß das konstatieren — hat er das wiederum vorgebracht. Er hat ja darüber schon so viel in der ganzen Stadt erzählt!“

„Auch jetzt hat er nicht an sich halten können. Eine Eigenliebe!“

„Ein zurückgesetzter Mann. Hehe!“

„Und übelnehmerisch. Ja, und auch viel Rhetorik, lange Phrasen.“

„Ja, und er wirft auch durcheinander, bemerkten Sie, alles wirft er durcheinander. An das Dreigespann da erinnern Sie sich? ,Dort sind Hamlets, bei uns aber vorerst nur Karamasoffs!‘ Das ist ihm geglückt.“

„Da hat er auf den Liberalismus gestichelt. Er fürchtet ihn!“

„Ja, auch den Advokaten fürchtet er.“

„Ja, was wird uns denn nur Herr Fetjukowitsch erzählen?“

„Nun, was er auch erzählen wird, unsere Bäuerlein wird er nicht umstimmen.“

„Sie glauben?“

In einer vierten Gruppe:

„Aber das von dem Dreigespann ist doch gut bei ihm herausgekommen, wo von den Völkern die Rede ist.“

„Auch ist es ja die Wahrheit, entsinnst du dich, wo er spricht, daß die Völker nicht warten werden.“

„Aber wie denn?“

„Ja, im englischen Parlament ist bereits in der vorigen Woche ein Mitglied aufgestanden und hat das Ministerium in Hinsicht auf die Nihilisten gefragt, ob es denn nicht an der Zeit sei, sich in die Angelegenheiten dieser barbarischen Nation einzumischen, um uns Bildung beizubringen. Hippolyt Kirillowitsch meint damit ihn, ich weiß, daß er ihn meint. Er sprach davon in der vergangenen Woche.“

„Damit hat es gute Wege für diese Schnepfen!“

„Welche Schnepfen? Weshalb hat es denn gute Wege für sie?“

„Wir werden ihnen Kronstadt verschließen, ja, und wir werden ihnen auch kein Brot geben. Wo werden sie es hernehmen?“

„Aber aus Amerika. Jetzt kommt alles aus Amerika.“

„Du lügst.“

Es erklang aber das Glöckchen des Präsidenten, alle stürzten zu ihren Plätzen hin. Fetjukowitsch betrat die Rednerbühne.

10

Die Rede des Verteidigers. Der Stab mit zwei Enden

Alles verstummte, als die ersten Worte des berühmten Redners erklangen. Der ganze Saal sog sich förmlich an ihm mit den Augen fest. Er begann außerordentlich offen, einfach und überzeugt und ohne die geringste Aufgeblasenheit. Er ließ durchaus keine pathetischen Phrasen erklingen, er machte nicht den geringsten Versuch, schönredend zu sein und von Gefühl durchzitterte Wörtchen anzubringen. Das war vielmehr ein Mensch, der im intimen Kreise Gleichgesinnter sprach. Seine Stimme war schön, laut, sympathisch, und es war sogar, als ob gerade bereits in dieser Stimme etwas Aufrichtiges und Naives zum Ausdruck komme. Indes ward es allen auf der Stelle klar, daß der Redner sich auch plötzlich zum wirklich Pathetischen erheben könne — „und an die Herzen zu schlagen vermöge mit nie gehörter Kraft“. Er sprach vielleicht weniger korrekt als Hippolyt Kirillowitsch, aber ohne lange Phrasen und sogar deutlicher. Eines nur wollte den Damen nicht gefallen: er krümmte immer so seltsam seinen Rücken, besonders zu Beginn

der Rede, nicht gerade so, als ob er grüße, vielmehr, als ob er zu seinen Hörern hinstrebe und hinsiege, wobei es genau so aussah, als ob er sich gerade in der Mitte seines langen und dünnen Rückens beuge, und es befände sich gerade dort ein Scharnier, so daß er sich fast in einem rechten Winkel zu beugen imstande sei. Zu Beginn seiner Rede sprach er eigentlich ins Breite gehend, gleich als habe er kein System, wähle vielmehr die Tatsachen wie nach Laune aus, aber schließlich ergab sich doch etwas Ganzes. Man konnte seine Rede in zwei Hälften teilen: die erste Hälfte war die Kritik, die Widerlegung der Anklage; sie war bisweilen boshaft und sarkastisch. In der zweiten Hälfte seiner Rede war es aber so, als habe er plötzlich sowohl seinen Ton wie auch seine ganze Methode geändert und sich mit einem Mal zum Pathetischen erhoben; der Saal schien dies aber erwartet zu haben und erbebte völlig vor Entzücken. Er schritt unmittelbar zur Sache und begann damit, daß er erklärte, obgleich sein Tätigkeitsfeld in Petersburg sei, besuche er doch schon nicht zum ersten Male die Provinzstädte Rußlands zur Verteidigung von Angeklagten, indes nur solcher, von deren Unschuld er entweder überzeugt sei oder sie vorausfühle.

„Gerade dies geschah mit mir auch im vorliegenden Falle“, erklärte er. „Sogar schon aus einer der allerersten Zeitungsnotizen schimmerte mir bereits etwas hervor, das mich außerordentlich betroffen machte zugunsten des Angeklagten. Mit einem Worte, mich interessierte zu allererst eine gewisse juristische Tatsache, die sich zwar häufig wiederholt in der Gerichtspraxis, niemals aber, so scheint es mir, in einer solchen Fülle und mit so charakteristischen Einzelheiten wie im vorliegenden Falle. Diese Tatsache müßte ich eigentlich erst im Finale meiner Rede formulieren, dann, wenn ich sie enden werde, aber gleichwohl werde ich meinen Gedanken tatsächlich jetzt gleich schon aussprechen,

denn ich habe die Schwäche, unmittelbar zur Sache zu schreiten, ohne Effekt aufzuspeichern und ohne hauszuhalten mit den Eindrücken, die ich hervorrufe. Das ist meinerseits vielleicht wenig praktisch, dafür aber aufrichtig. Dieser mein Gedanke, meine Formel, ist nun folgender: die niederdrückende Gesamtheit der Thatfachen spricht gegen den Angeklagten, und trotzdem ist auch nicht eine einzige Thatfache, die der Kritik standhält, wenn man sie einzeln betrachtet, an und für sich! Als ich dann diese Angelegenheit nach Gerüchten und Zeitungen weiter verfolgte, bestärkte ich mich mehr und mehr in dieser Auffassung, und plötzlich erhielt ich von den Verwandten des Angeklagten die Aufforderung, ihn zu verteidigen. Ich eilte auf der Stelle hierher, und hier überzeugte ich mich schon endgültig. Und gerade um dieses furchtbare Zusammentreffen der Thatfachen zu entkräften und das Unbewiesene, das Phantastische jeder einzelnen beschuldigenden Thatfache ans Licht zu ziehen, habe ich es auch übernommen, diese Sache zu vertreten.“

So begann der Verteidiger, und plötzlich rief er aus: „Meine Herren Geschworenen, ich bin hier ein fremder Mensch. Alle Eindrücke wurden mir, ohne daß ich irgendwie voreingenommen war. Der Angeklagte, gewaltsam von Charakter und zügellos, hat mich nie vorher beleidigt, wie vielleicht hundert Personen in dieser Stadt, weswegen auch viele im voraus gegen ihn eingenommen sind. Natürlich, auch ich gestehe, daß das moralische Gefühl der hiesigen Gesellschaft mit Recht erregt ward: der Angeklagte ist wild und zügellos. In der hiesigen Gesellschaft hat man ihn indes aufgenommen, sogar in der Familie des hochtalentierten Anklägers war er gern gesehen (Notabene: bei diesen Worten lachten im Publikum zwei, drei Personen, und wenn sie auch rasch innehielten, so ward das doch von allen bemerkt. Allen war es ja bei uns bekannt, daß der Staatsanwalt Mitja gegen

seinen Willen bei sich aufnahm, einzig und allein deshalb, weil ihn aus irgendeinem Grunde die Frau des Staatsanwalts interessant fand — eine im höchsten Grade ehrbare und geachtete Dame, die aber phantastisch und eigenwillig war und in gewissen Fällen, vor allem in Kleinigkeiten, ihrem Manne zu opponieren liebte. Mitja hatte übrigens ihr Haus ziemlich selten betreten.) Dessenungeachtet erkühne ich mich anzunehmen,“ fuhr der Verteidiger fort, „daß sogar auch in einem so unabhängigen Geiste und gerechten Charakter, wie er meinem Opponenten eignet, sich gegen meinen unglücklichen Klienten ein gewisses auf Irrtum beruhendes Vorurteil bilden konnte. O, das ist so natürlich: der Unglückliche hat allzusehr verdient, daß man ihm mit vorgefaßter Meinung entgegentritt. Das in moralischer und mehr noch in ästhetischer Hinsicht beleidigte Gefühl ist bisweilen unerbittlich. Natürlich, in der hochtalentierten Anklage- rede vernahmen wir alle eine strenge Analyse des Charakters und der Taten des Angeklagten, ein streng kritisches Verhalten zur Sache, aber die Hauptsache: es werden derartige psychologische Tiefen aufgesucht, um uns über das Wesen der Sache aufzuklären, daß das Eindringen in diese Tiefen bei einem irgendwie absichtlich und boshaft voreingenommenen Verhalten zur Person des Angeklagten überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Aber es gibt ja Dinge, die sogar noch schlimmer, sogar noch unheilbarer in dergleichen Fällen wirken als das allerboshafteste und voreingenommenste Verhalten zur Sache. Nämlich gerade eben, wenn uns zum Beispiel irgendein sozusagen künstlerisches Spiel beherrscht, das Bedürfnis nach künstlerischem Schaffen, sozusagen nach Romandichten, besonders bei dem Reichtum der psychologischen Anlagen, mit denen Gott unsere Fähigkeiten bedachte. Noch in Petersburg, als ich mich erst auf den Weg hierher machte, war ich darauf

aufmerksam gemacht worden — ja, und ich weiß das auch schon selber ohne jeden vorherigen Hinweis —, daß ich hier als Gegner einem tiefen und allerfeinsten Psychologen begegnen werde, der sich längst schon durch diese seine Eigenschaft in unserer noch so jungen juristischen Welt einen gewissen besonderen Ruhm erwarb. Aber, sehen Sie, meine Herren, wenn nun auch die Psychologie eine tiefe Sache ist, so gleicht sie gleichwohl einem Stab mit zwei Enden (kurzes Auflachen im Publikum). O, Sie verzeihen mir natürlich meinen trivialen Vergleich; ich bin allzuwenig Meister im Schönreden. Aber da haben Sie gleichwohl ein Beispiel — ich nehme das erste beste, das mir aus der Rede des Anklägers einfällt. Der Angeklagte läuft nachts im Garten davon, klettert über den Zaun und schlägt mit einem Kupferstößel den Diener nieder, der sich an sein Wein angeklammert hatte. Darauf springt er sogleich in den Garten zurück und macht sich ganze fünf Minuten mit dem am Boden Liegenden zu schaffen, indem er sich bemüht zu erraten, ob er ihn tötete oder nicht. Und sehen Sie einmal, da will denn der Ankläger um keinen Preis an die Wahrheit der Aussage des Angeklagten glauben, daß er nämlich aus Mitleid zum greisen Grigori herabgesprungen sei. ‚Nein,‘ so behauptet er, ‚ist denn in einem solchen Augenblicke eine solche Empfindlichkeit möglich? das ist ja doch unnatürlich, er sprang vielmehr gerade zu dem Zwecke hinunter, um sich zu überzeugen, ob der einzige Zeuge seiner Missetat lebe oder erschlagen sei, und demnach hat er gerade dadurch auch bezeugt, daß er diese Missetat beging, da er ja aus keiner andern Veranlassung, sei es ein Hingerissensein oder ein Gefühl, in den Garten hinabspringen konnte.‘ Da haben Sie die Psychologie; laßt uns aber einmal selber ganz die gleiche Psychologie auf ganz die gleiche Sache anwenden, nur von einem andern Ende an, und es wird keineswegs weniger wahr-

scheinlich herauskommen. Der Mörder springt herunter aus Vorsicht, um sich zu überzeugen, ob der Zeuge lebt oder nicht; dabei hat er aber nur eben erst im Schlafzimmer seines Vaters nach dem Zeugnis eben gerade desselben Anklägers ein kolossales Beweismoment gegen sich hinterlassen in Gestalt des zerrissenen Umschlags, auf dem geschrieben stand, daß in ihm dreitausend lagen. „Hätte er den Umschlag mit sich genommen, so hätte niemand auf der ganzen Welt erfahren, daß ein Paket dort war und überhaupt existierte und in ihm Geld lag, und daß demnach der Angeklagte Geld geraubt habe!“ Das ist ein Ausruf des Anklägers selber. Nun, so hat es denn eben zu dem einen an Vorsicht nicht mehr ausgereicht; der Mensch hatte sich verloren, er war erschreckt und weggelaufen, wobei er einen Sachbeweis gegen sich auf dem Boden hinterließ; als er aber zwei Minuten später nach einem andern Menschen ausholte und ihn niederschlug, offenbart sich in ihm augenblicklich die allerherzloseste und berechnendste Vorsicht zu seinen Gunsten. Aber meinerwegen, möge dies auch so gewesen sein: darin besteht ja gerade die Feinheit der Psychologie, daß ich unter gewissen Umständen momentan blutdürstig und scharfsichtig bin wie ein faulfaßiger Adler, im folgenden Augenblicke aber blind und schüchtern wie ein jämmerlicher Maulwurf. Wenn ich aber schon so blutdürstig und grausam berechnend bin, daß ich, nachdem ich einen Mord beging, nur zu dem einzigen Zweck herabspringe, um zu sehen, ob der Zeuge gegen mich lebt oder nicht, wozu gebe ich mich dann aber, so scheint es doch, mit diesem meinen neuen Opfer ganze fünf Minuten ab, ja, um am Ende noch gar neue Zeugen aufkommen zu lassen! Wozu soll ich denn dann mein Taschentuch durchnässen, indem ich vom Kopf dessen, den ich niederschlug, das Blut abwische, was doch die Folge haben muß, daß dieses Taschentuch später gegen mich als Sachbeweis

dient? Nein, wenn wir schon einmal so berechnend und hart-herzig sind, wäre es dann nicht besser gewesen, einfach den von uns niedergeschlagenen Diener mit gerade diesem selben Stößel noch einmal und noch einmal über den Kopf zu schlagen, um ihn schon vollends zu töten und uns durch Vernichten dieses Zeugen jede Sorge vom Herzen zu nehmen? Und endlich, ich springe herab, um mich zu überzeugen, ob der Zeuge gegen mich lebt oder nicht lebt, und da gerade auf demselben kleinen Wege hinterlasse ich auch noch einen andern Zeugen, eben diesen Stößel, den ich in Gegenwart von zwei Weibern an mich nahm, die beide jederzeit später diesen Stößel als den ihrigen anerkennen und bezeugen können, daß ich ihn bei ihnen an mich nahm. Und nicht als hätte ich ihn auf dem Wege vergessen, ihn verloren in meiner Zerstretheit und Verwirrung: nein, wir haben unsere Waffe eben geworfen, denn man hat sie ja fünfzehn Schritt von dem Ort entfernt gefunden, wo Grigori niedergeschlagen ward! Man fragt sich da unwillkürlich, wozu haben wir denn eigentlich so gehandelt? Aber doch gerade darum, weil es uns bitter leid ward, daß wir einen Menschen töteten, einen alten Diener, und deshalb haben wir aus Verdruß mit einem Fluch den Stößel geworfen, da er ja bei diesem Morde als Waffe diente, anders kann es gar nicht sein, wozu sollte man ihn denn wegwerfen mit solchem Schwung? Wenn wir aber Schmerz und Mitleid empfinden konnten darüber, daß wir einen Menschen töteten, so natürlich schon deshalb, weil wir unsern Vater nicht ermordet haben. Wenn wir unsern Vater ermordet hätten, wären wir doch nicht aus Mitleid hinabgesprungen zu dem andern von uns Niedergeschlagenen, dann wäre schon ein ganz anderes Gefühl in uns; nicht um Mitleid würde es sich dann für uns handeln, vielmehr um Selbstrettung, und dies ist natürlich auch so. Im Gegenteil, ich wiederhole es, wir

hätten ihm dann den Schädel endgültig eingeschlagen und hätten uns nicht ganze fünf Minuten mit ihm abgeschleppt. Es offenbarte sich aber gerade deshalb Platz in uns für Mitleid und Empfinden des Guten, weil vordem unser Gewissen rein war. Da haben Sie also schon eine andere Psychologie! Ich habe ja jetzt selber zur Psychologie meine Zuflucht genommen, um an einem Beispiel zu zeigen, daß man aus ihr alles ableiten kann, was einem nur beliebt. Die ganze Sache liegt eben nur darin, in welchen Händen sie sich befindet. Die Psychologie verführt sogar die allerernstesten Menschen zum Romandichten, und das ganz unwillkürlich. Ich spreche von der überflüssigen Psychologie, meine Herren Geschworenen, von einem gewissen Mißbrauch ihrer.“

Hier vernahm man wiederum beifälliges Auflachen im Publikum, und alles an die Adresse des Staatsanwalts. Ich werde aber nicht die ganze Rede des Verteidigers im einzelnen anführen, ich werde nur einige Stellen aus ihr auswählen, einige hauptsächlichste Punkte.

11

Geld war keines da. Ein Raub ward nicht begangen

Es war da ein Punkt in der Rede des Verteidigers, der sogar alle betroffen machte, — eben gerade das völlige Bestreiten des Vorhandenseins dieser verhängnisvollen dreitausend und demnach auch der Möglichkeit ihres Raubes.

„Meine Herren Geschworenen,“ begann der Verteidiger, „in dem uns vorliegenden Falle fällt jedem fremden und nicht voreingenommenen Menschen eine äußerst charakteristische Eigen-

tümllichkeit auf, nämlich: die Anklage wegen Raubes, und zugleich die völlige Unmöglichkeit, tatsächlich anzugeben, was denn eigentlich geraubt ward! Geraubt, so wird behauptet, ward Geld, nämlich dreitausend; ob die aber tatsächlich vorhanden waren — das weiß niemand. Überlegen Sie einmal: erstens, wie haben wir erfahren, daß es dreitausend waren, und wer hat sie gesehen? Einzig und allein der Diener Smerdjakoff sah sie und gab an, daß sie in einem Kuvert lagen, das eine Aufschrift trug. Er war es auch, der hiervon noch vor der Katastrophe dem Angeklagten und seinem Bruder Iwan Fjedorowitsch Mitteilung machte. Auch Fräulein Swjetloff erfuhr von diesem Gelde. Indes haben alle diese drei Personen selber dies Geld nicht gesehen, es sah es wiederum nur der eine Smerdjakoff. Da aber erhebt sich ganz von selber die Frage: wenn es auch wahr ist, daß das Geld da war, und daß es Smerdjakoff sah, wann hat er es dann aber zum letzten Male gesehen? Wie aber, wenn sein Herr dies Geld aus seinem Bette herausnahm und wiederum in die Schatulle zurücklegte, ohne ihm davon auch nur ein Wort zu sagen? Bedenken Sie doch: nach den Worten des Smerdjakoff lag das Geld in dem Bette, unter der Matratze; der Angeklagte mußte es also unter der Matratze hervorziehen; das Bett war aber nicht im geringsten in Unordnung, darüber ist ausführlich im Protokoll berichtet worden. Wie brachte es dann der Angeklagte fertig, so auch gar keine Spuren im Bette zu hinterlassen, und dazu mit noch blutigen Händen die frischeste feine Bettwäsche, die absichtlich für diesmal aufgelegt war, nicht im geringsten zu besudeln? Man wird uns indes entgegenen: aber der Umschlag da auf dem Boden? Sehen Sie, gerade von diesem Umschlag lohnt es sich auch zu sprechen. Vorhin war ich sogar etwas erstaunt; als der hochtalentirte Ankläger auf diesen Umschlag zu sprechen kam, hat er plötzlich selber — hören

Sie, meine Herren, selber — mit Bezug darauf in seiner Rede erklärt, gerade an der Stelle, wo er auf die Albernheit der Annahme hinweist, daß Smerdjakoff den Mord begangen habe: ‚Wäre nicht dieser Briefumschlag gewesen, wäre er nicht als Sachbeweis auf dem Boden geblieben, hätte ihn der Räuber mit sich fortgenommen, so hätte auch niemand auf der ganzen Welt überhaupt erfahren, daß ein Paket da war und in ihm Geld, und daß demnach das Geld von dem Angeklagten geraubt ward.‘ Es diente also einzig und allein, sogar nach dem Bekenntnis des Anklägers selber, dieser zerrissene Fetzen Papier mit der Aufschrift dazu, den Angeklagten des Raubes zu beschuldigen, ‚sonst hätte ja niemand erfahren, daß ein Raub vorlag, und daß vielleicht auch Geld vorhanden war.‘ Aber ist denn wirklich der eine Umstand, daß dieser Fetzen Papier auf dem Boden herumlag, ein Beweis dafür, daß in ihm Geld verpackt war, und daß man dies Geld raubte? ‚Es hat aber,‘ so antwortet man mir, ‚ja Smerdjakoff das Geld in dem Pakete gesehen!‘ Wann aber, wann hat er es denn zum letzten Male gesehen, das ist es, was ich frage! Ich sprach mit Smerdjakoff, und er sagte mir, er habe das Geld zwei Tage vor der Katastrophe gesehen! Doch weshalb kann ich denn nicht annehmen, daß, als sich der greise Fjedor Pawlowitsch zu Hause in ungeduldiger hysterischer Erwartung seiner Geliebten eingeschlossen hatte, es ihm plötzlich einfiel — er hatte gerade nichts anderes zu tun —, das Paket herauszunehmen und es zu entriegeln. ‚Was soll denn da ein Paket nützen? Sie wird mir noch am Ende gar nicht glauben; wenn ich ihr aber dreißig Regenbogenfarbenscheine in einem Haufen zeigen werde, so wird das wohl stärker wirken, der Speichel wird ihr fließen,‘ und da zerreißt er denn auch das Paket, nimmt das Geld heraus und wirft den Umschlag auf den Boden, ohne als Hausherr irgendwen vorher zu fragen, und natürlich ohne

irgendwelche Verdachtsgründe zu fürchten. Hören Sie, meine Herren Geschworenen, gibt es wohl etwas, was möglicher ist als eine solche Vermutung und eine solche Tatsache? Weshalb soll das denn nicht möglich sein? Aber sehen Sie, wenn auch nur irgend etwas stattfinden konnte, was dem ähnlich ist, so fällt die Anklage wegen Raubes ganz von selber in sich zusammen; wenn ja kein Geld da war, so ist demnach auch kein Raub begangen worden. Wenn der Umstand, daß der Papierumschlag auf dem Boden lag, als Beweis dafür gelten soll, daß Geld in ihm gewesen ist, weshalb kann ich dann nicht auch das Gegenteil behaupten, nämlich daß der Umschlag eben gerade deshalb auf dem Boden herumlag, weil in ihm schon kein Geld mehr war, weil es der Hausherr selber vordem herausgenommen hatte? Ja, aber wo ist denn in solchem Falle das Geld hingekommen, wenn es Fjedor Pawlowitsch selber aus dem Paket herausnahm, und man es in seinem Hause bei der Haussuchung nicht fand? Erstens hat man bei ihm in der Schatulle einen Teil des Geldes gefunden, zweitens konnte er es noch am Morgen herausnehmen, sogar schon am Tage vorher, er konnte anders darüber verfügen, es ausgeben, absenden, endlich konnte er seinen Gedanken, seinen Aktionsplan von Grund aus ändern und es dabei sogar für völlig überflüssig erachten, hiervon Smerdjakoff weiter Mitteilung zu machen. Wenn aber auch nur die geringste Möglichkeit zu einer solchen Annahme vorliegt — wie kann man dann so beharrlich und mit solcher Bestimmtheit den Angeklagten beschuldigen, er habe den Mord begangen zum Zwecke des Raubes, und es sei tatsächlich ein Raub geschehen? Wir betreten ja auf solche Weise das Reich der Dichtung. Sehen Sie, wenn man behauptet, daß gerade eine solche Sache geraubt ward, so muß man diese Sache vorweisen oder wenigstens unwiderleglich dartun, daß sie überhaupt

vorhanden war. Diese Sache hat aber nun einmal niemand gesehen. Unlängst betrat in Petersburg ein junger Mensch von achtzehn Jahren, fast noch ein Knabe, ein kleiner Hausierer, am helllichten Tage mit einem Beil in der Hand eine Wechselstube und ermordete mit ungewöhnlicher, geradezu typischer Frechheit den Besitzer der Bude und nahm tausendfünfhundert Rubel mit sich. Fünf Stunden später ward er verhaftet, und man fand bei ihm außer fünfzehn Rubel, die er bereits ausgegeben hatte, diese ganzen anderthalbtausend. Außerdem hatte ein Angestellter des Ermordeten, der nach dem Mord in die Bude zurückgekehrt war, der Polizei nicht nur mitgeteilt, wie groß die gestohlene Summe war, vielmehr auch aus welchen Geldarten sie eigentlich bestand, das heißt wieviel regenbogenfarbene Scheine, wieviel blaue, wieviel rote, wieviel Goldstücke und was für welche, und da wurden denn auch bei dem verhafteten Mörder gerade solches Papiergeld und solche Münzen gefunden. Zudem kam zu dem allem auch noch das volle und aufrichtige Geständnis des Mörders, daß er den Mord begangen und diese Gelder an sich genommen habe. Sehen Sie, dies, meine Herren Geschworenen, das nenne ich einen Beweis. Sehen Sie, da weiß ich auch, woran ich bin, ich sehe, ich fühle das Geld und kann gar nicht sagen, daß es nicht da sei oder nicht vorhanden gewesen sei. Verhält es sich aber so im vorliegenden Falle? Dabei handelt es sich aber doch um Leben und Tod, um das Schicksal eines Menschen! ‚So ist es,‘ wird man sagen, ‚aber er bummelte doch gerade in dieser Nacht, er warf mit Geld nur so um sich, man fand bei ihm anderthalbtausend Rubel — woher nahm er dann die?‘ Aber ja gerade deshalb, weil man bei ihm im ganzen nur anderthalbtausend fand, die andere Hälfte der Summe hingegen um keinen Preis ausfindig machen und feststellen konnte, gerade dadurch wird ja auch erwiesen, daß dies

Geld durchaus nicht jenes sein muß, es überhaupt niemals in irgendwelchem Umschlag gewesen zu sein braucht. Durch die Berechnung der Zeit (und sogar die gewissenhafteste) ward in der Voruntersuchung erkannt und bewiesen, daß, als der Angeklagte von den Dienstmägden zum Beamten Perchotin lief, er gar nicht nach Hause ging, ja, und er auch überhaupt nirgendwohin ging, späterhin war er aber die ganze Zeit über unter Menschen, und er konnte demnach gar nicht von den dreitausend die Hälfte abzählen und irgendwie in der Stadt verstecken! Sehen Sie, gerade diese Erwägung veranlaßte aber den Ankläger, anzunehmen, daß das Geld irgendwo versteckt sei, in irgendeinem Schlupfwinkel im Dorfe Mokroje. Ja, vielleicht in den Kellergewölben des Udolphischen Schlosses, meine Herren? Nun, ist denn diese Annahme wirklich nicht phantastisch, nicht romanhaft? Haben Sie dabei wohl im Auge: wenn ja auch nur diese eine Annahme hinfällig wird, das heißt, daß das Geld in Mokroje versteckt ward — so fliegt damit auch schon die ganze Anklage auf Raub in die Luft, denn wo sind sie denn dann, wo sind denn dann nur diese anderthalbtausend hingekommen? Durch welches Wunder konnten sie verschwinden, wenn es bewiesen ward, daß der Angeklagte nirgends hinging? Und mit solchen Romanen sind wir bereit, einen Menschen zugrunde zu richten! Man wird sagen: ,Gleichwohl vermochte er nicht zu erklären, wo er diese anderthalbtausend hernahm, die man bei ihm fand, außerdem wußten alle, daß er bis zu dieser Nacht kein Geld besaß!‘ Aber wer hat das denn gewußt? Der Angeklagte gab doch eine klare und bestimmte Erklärung dafür, woher er das Geld nahm; und wenn Sie wollen, meine Herren Geschworenen, wenn Sie wollen, so konnte und kann niemals irgend etwas wahrscheinlicher sein als diese Angabe, und zudem auch noch mehr in Einklang mit dem Charakter und der Seele des

Angeklagten. Die Anklage hatte aber nun einmal Gefallen gefunden an ihrem eigenen Romane. Wenn ein Mensch mit schwachem Charakter sich einmal entschloß, diese dreitausend, die ihm auf so schimpfliche Weise von seiner Braut angeboten waren, anzunehmen, so konnte er nicht, so wird behauptet, die Hälfte davon abzählen und sie in ein Säckchen einnähen, im Gegenteil, wenn er sie auch eingenäht hätte, so hätte er sie alle zwei Tage wieder ausgetrennt und um einen Hunderter vermindert, und auf diese Weise hätte er sie im Verlaufe eines Monats völlig aus der Welt geschafft. Erinnern Sie sich, dies alles ward in einem Tone erklärt, der keinerlei Widerspruch duldet. Nun, wie aber, wenn die Sache durchaus nicht so vor sich ging, nun, wie aber, wenn Sie einen Roman dichteten, und die Wirklichkeit ein ganz anderes Gesicht aufweist? Darin liegt ja aber auch gerade die Sache, daß Sie dem Vorfall ein anderes Gesicht gaben! Man wird am Ende gar einwenden: ‚Es sind Zeugen dafür vorhanden, daß er im Dorf Mokroje diese ganzen dreitausend, die er von Fräulein Berchovzeff einen Monat vor der Katastrophe angenommen hatte, auf einmal verbummelte wie einen Kopfen, demnach konnte er gar nicht die Hälfte davon abzählen!‘ Wer sind aber diese Zeugen? Der Grad der Glaubwürdigkeit dieser Zeugen hat sich bereits vor Gericht offenbart. Außerdem erscheint in fremder Hand das Butterbrot immer größer. Endlich hat keiner von diesen Zeugen das Geld selber gezählt, sie haben es vielmehr nur nach dem Augenschein abgeschätzt. Hat doch der Zeuge Maximoff ausgesagt, der Angeklagte habe zwanzigtausend in Händen gehabt! Sehen Sie, meine Herren Geschworenen, da die Psychologie nun einmal zwei Enden hat, so erlauben Sie mir schon, mich auch hier an das andere Ende zu halten, und sehen wir einmal, was dabei herauskommt.

„Einen Monat vor der Katastrophe waren dem Angeklagten dreitausend Rubel von Fräulein Werchowzeff anvertraut worden, um sie mit der Post abzusenden; es ist aber die Frage: Ist es richtig, daß ihm dies Geld unter so schmachvollen Umständen anvertraut ward und unter solcher Erniedrigung, wie das vorhin hier verkündet ward? Bei ihrer ersten Aussage über ganz denselben Gegenstand kam es bei Fräulein Werchowzeff durchaus nicht so heraus, durchaus nicht so; bei der zweiten Aussage haben wir aber gar nichts anderes gehört als Schreie eines Hasses, der sich lange verborgen gehalten hatte. Indes schon allein der Umstand, daß die Zeugin bereits einmal, bei ihrer ersten Vernehmung, falsch ausgesagt hatte, gibt uns das Recht zu schließen, daß auch die zweite Aussage falsch sein konnte. Der Ankläger ‚wünscht es nicht, wagt es nicht (das sind seine eigene Worte), diesen Roman zu berühren‘, aber gleichwohl erlaube ich mir nur das eine zu bemerken, daß, wenn eine reine und hochsittliche Persönlichkeit, wie das zweifellos Fräulein Werchowzeff ist, wenn eine solche Person, ich wiederhole es, sich erlaubt, plötzlich und auf einmal vor Gericht ihre erste Aussage umzustossen, in der ganz offenbaren Absicht, den Angeklagten zugrunde zu richten, daß es dann doch auch klar auf der Hand liegt, daß diese ihre jetzige Aussage nicht unparteiisch, nicht kaltblütig gemacht ward. Will man uns denn wirklich das Recht bestreiten, den Schluß zu ziehen, daß ein Weib, das sich rächt, vieles übertreiben konnte? Ja, gerade jene Schmach und Schande übertreiben konnte, unter der sie das Geld anbot! Im Gegenteil, es ward gerade so angeboten, daß man es eben noch annehmen konnte, besonders ein so leichtsinniger Mensch wie unser Angeklagter. Die Hauptsache, er erwartete damals, daß er in Kürze von seinem Vater diese dreitausend erhalten werde, die dieser ihm von der Abrechnung her schuldete. Das ist zwar

leichtsinzig, aber gerade wegen seines Leichtsinns war er denn auch davon überzeugt, daß jener ihm dies Geld geben, daß er es empfangen werde, und er demnach jederzeit das ihm von Fräulein Werchowzeff anvertraute Geld mit der Post abschicken und seine Schuld begleichen könne. Der Ankläger will aber um keinen Preis zugeben, daß der Angeklagte an diesem selben Tage, an dem Tage, an dem er das Verbrechen begangen haben soll, von dem empfangenen Gelde die Hälfte abzählen und in ein Säckchen einnähen konnte. ‚Das ist‘, so wird behauptet, ‚doch nicht ein solcher Charakter, er konnte gar nicht solche Gefühle haben!‘ Aber Sie selber haben doch ausgerufen, daß Karamasoff weitherzig sei, selber haben Sie doch verkündet von jenen zwei äußersten Abgründen, die Karamasoff anzuschauen vermöge; Karamasoff ist ja gerade eine solche Natur mit zwei Seiten, mit zwei Abgründen, so daß er selbst bei dem allerzügellosesten Bedürfnis nach einem Gelage innehalten kann, wenn irgend etwas von der andern Seite her auf ihn Eindruck macht. Aber sehen Sie, gerade diese andere Seite, die Liebe — nämlich gerade eben diese neue, damals wie Pulver aufgeflammte Liebe, für sie braucht man doch Geld, und es ist dafür nötiger, o, bei weitem nötiger noch, als sogar für jene Bummelerei mit dieser selben Geliebten! Wird sie ihm sagen: ‚Dein bin ich, ich will ja gar nicht Fjedor Pawlowitsch!‘ und er wird sie nehmen und entführen — so muß doch etwas da sein, wofür man sie entführen kann. Das ist doch wichtiger als das Gelage! Sollte denn ein Karamasoff dies nicht begreifen? Ja, er war aber doch gerade dadurch auch krank, durch eben diese Sorge — was ist denn da Unwahrscheinliches dabei, daß er dies Geld abzählte und auf jeden Fall verbarg? Doch da geht die Zeit hin, und Fjedor Pawlowitsch zahlt dem Angeklagten die dreitausend nicht aus, im Gegenteil, man erzählt, er habe gerade dies Geld dazu be-

stimmt, ihm seine Geliebte abspenstig zu machen. „Wenn Fjedor Pawlowitsch mir dies Geld nicht auszahlen wird, dann kommt es ja so heraus, daß ich vor Katharina Swanowna ein Dieb bin!“ Und da verfällt er denn auf den Gedanken, gerade diese anderthalbtausend, die er immer noch in jenem Säckchen bei sich trägt, vor Fräulein Werchowzeff hinzulegen und ihr zu sagen: „Ich bin ein Schuft, aber kein Dieb!“ Damit liegt denn auch schon eine doppelte Veranlassung für ihn vor, diese anderthalbtausend wie seinen Augapfel zu hüten, um keinen Preis das Säckchen aufzutrennen, und es nicht immer wieder um hundert Rubel zu schmälern. Weshalb wollen Sie denn dem Angeklagten durchaus kein Ehrgefühl zugestehen? Nein, Ehrgefühl ist in ihm; geben wir zu, kein richtiges, geben wir zu, sehr häufig ein trügerisches, aber es ist da, es ist da bis zur Leidenschaft, und das hat er bewiesen. Doch da wird ja die Sache immer verwickelter, die Qualen der Eifersucht erreichen den höchsten Grad, und immer die gleichen, immer die früheren zwei Fragen bohren sich quälender und quälender in das erhitzte Hirn des Angeklagten: „Wenn ich Katharina Swanowna das Geld zurückgeben werde, für welche Mittel werde ich dann Gruschenka entführen?“ Wenn er sich diesen ganzen Monat hindurch derart unsinnig benahm, sich betrank und in den Wirtshäusern herumlärmte, so vielleicht gerade deshalb, weil es ihm selber bitter zumute war, es ihm an Kraft gebrach, das alles zu ertragen. Diese zwei Fragen spitzten sich mit der Zeit derart zu, daß sie ihn schließlich bis zur Verzweiflung führten. Er wollte seinen jüngeren Bruder zu seinem Vater senden, um ihn zum letzten Male um diese dreitausend zu bitten; ohne aber die Antwort abzuwarten, brach er selber bei seinem Vater ein, und die Sache endete damit, daß er den alten Mann vor Zeugen durchprügelte. Hiernach konnte man natürlich schon

bei niemandem Geld erhalten; der durchgeprügelte Vater wird doch nichts geben! An ganz demselben Tage, am Abend, schlägt er sich auf die Brust, gerade auf den oberen Teil der Brust, wo dies Säckchen ruhte, und schwagt da vor seinem Bruder aus, er habe ein Mittel, kein Schuft zu sein, er werde aber gleichwohl ein Schuft bleiben, denn er sehe voraus, daß er dies Mittel nicht gebrauchen werde, er habe dazu nicht genug Seelenkraft, nicht genug Charakter. Weshalb, weshalb glaubt denn eigentlich der Ankläger nicht der Aussage des Alexej Karamasoff, die so rein gegeben ward, so aufrichtig, so unvorbereitet, und die der Wirklichkeit so ähnlich sieht? Weshalb will man mich im Gegenteil zwingen, anzunehmen, daß das Geld in irgendeinem Versteck liegt, in den Gewölben des Udolphischen Schlosses? An demselben Abend, nach besagtem Gespräch mit seinem Bruder, schreibt dann der Angeklagte jenen verhängnisvollen Brief; und gerade dieser Brief ist ja auch das allerhauptsächlichste, das allerkolossalste Beweismoment dafür, daß der Angeklagte Raub beging! ‚Ich werde alle Leute bitten, wenn sie es aber nicht geben werden, dann werde ich meinen Vater ermorden und bei ihm Geld nehmen, unter der Matratze hervor, in einem Umschlag mit einem rosa Bändchen, wenn nur Iwan verreist ist.‘ Das ist aber doch das ausführliche Programm des Mordes, wie ist er denn da nicht der Mörder? Es ward vollbracht, wie es geschrieben ist, ruft die Anklage aus. Aber erstens ist dieser Brief der eines Betrunknen und in furchtbarer Aufregung geschrieben, zweitens schrieb er über das Paket wiederum mit den Worten des Smerdjakoff, weil er ja selber das Paket gar nicht gesehen hatte, drittens aber ist das freilich so geschrieben, ob es aber auch so vollführt ward, wie es da geschrieben steht, wodurch will man das beweisen? Hat denn der Angeklagte tatsächlich das Paket unter dem Kissen hervorgekommen, hat er denn Geld

gefunden, ist es denn überhaupt auch nur vorhanden gewesen? Ja, und ist denn der Angeklagte nach Geld gelaufen, erinnern Sie sich, erinnern Sie sich doch! Er lief ja Hals über Kopf, nicht um zu morden, vielmehr nur um zu erfahren, wo sie ist, dieses Weib, das ihn auch zugrunde gerichtet hat — er lief demnach nicht nach dem Programm, nicht wie es geschrieben war, das heißt, nicht um einen überlegten Raub auszuführen; er fing vielmehr plötzlich an zu laufen, zufällig, in der Raserei der Eifersucht. ‚Ja,‘ wird man sagen, ‚aber nachdem er hingelaufen war und den Mord vollbracht hatte, nahm er gleichwohl auch das Geld an sich!‘ Ja, endlich, hat er denn überhaupt den Mord vollbracht oder nicht? Die Beschuldigung des Raubes weise ich mit Unwillen zurück. Man kann gar nicht des Raubes beschuldigen, wenn man nicht ganz genau anzugeben vermag, was denn eigentlich geraubt ward, das ist ein Axiom! Hat er aber überhaupt gemordet, hat er auch ohne zu rauben gemordet? Ist denn das bewiesen? Ist denn nicht auch das ein Roman?“

12

Ja, und auch ein Mord ist nicht begangen worden

Erlauben Sie, meine Herren Geschworenen, es handelt sich hier um ein Menschenleben, und da muß man vorsichtiger sein. Wir haben gehört, wie die Anklage selber bezeugte, daß sie bis zum allerletzten Tage, bis heute, bis zum Tage des Gerichtes schwankte, ob sie den Angeklagten beschuldigen solle, den Mord mit voller und zweifelloser Vorabsicht begangen zu haben, daß sie geschwankt habe, bis zu diesem verhängnisvollen ‚betrunkenen‘ Briefe, der heute dem Gericht vorgelegt ward. ‚Es trug sich alles zu, wie es geschrieben ward!‘ Aber gleichwohl

wiederhole ich: er lief zu ihr, einzig und allein um zu erfahren, wo sie sei. Das ist doch eine unbestreitbare Tatsache. Wäre sie zu Hause gewesen, so wäre er nirgendshin gelaufen, vielmehr bei ihr geblieben, und er hätte dann nicht das gehalten, was er im Briefe versprochen hatte. Er lief zufällig und plötzlich dorthin, an seinen betrunkenen Brief entsann er sich aber vielleicht damals überhaupt nicht. ‚Er erfaßte‘, so wird behauptet, ‚einen Stößel‘ — und erinnern Sie sich, wie man uns aus diesem einen Stößel eine ganze Psychologie herleitete: weshalb er denn gerade diesen Stößel für eine Waffe ansehen, ihn wie eine Waffe fassen mußte usw. Dabei kommt mir ein äußerst gewöhnlicher Gedanke: nun, wie denn, wenn dieser Stößel nicht vor aller Augen gelegen hätte, nicht auf dem Küchengestell, von dem ihn der Angeklagte herunternahm, wenn er vielmehr in den Schrank zurückgelegt worden wäre — er wäre ja dann dem Angeklagten nicht in die Augen gekommen, und er wäre ohne Waffe davon- gelaufen, mit leeren Händen, und so hätte er denn auch vielleicht damals niemanden ermordet. Auf welche Weise kann ich dann aber aus der Tatsache, daß er den Stößel ergriff, schließen, dies sei ein Beweis, daß er sich bewaffnen wollte und die Absicht hegte, einen Mord zu begehen? Ja, aber er hat doch in den Wirtshäusern herumgeschrien, er werde seinen Vater ermorden! Er war ja doch zwei Tage vorher, an jenem Abend, als er seinen betrunkenen Brief schrieb, still und fing im Wirtshause nur mit einem Handelsgehilfen Streit an, ‚nur eben deshalb, weil sich nun einmal Karamasoff mit irgendwem streiten muß‘. Ich aber werde darauf antworten, daß, wenn er schon einen solchen Mord beabsichtigte, ja, und dazu noch nach einem Plane, den er vorher schriftlich aufgesetzt hatte, er wahrscheinlich auch nicht mit jenem Handelsgehilfen Streit angefangen hätte, ja vielleicht dann auch überhaupt nicht in das Wirtshaus gegangen wäre, weil eine

Seele, die eine solche Sache ausdenkt, die Stille aussucht und die Einsamkeit, zu verschwinden sucht, damit man sie nicht sehen, nicht hören soll: ‚Vergeßt mich, wenn ihr könnt!‘ und das nicht aus Berechnung, vielmehr nur aus Instinkt. Meine Herren Geschworenen, die Psychologie hat zwei Enden, und auch wir sind imstande, die Psychologie zu begreifen. Was aber alle diese Schreie im Wirtshause anbetrifft diesen ganzen Monat über, schreien denn wirklich nicht einmal Kinder, oder betrunkene Bummler, wenn sie das Wirtshaus verlassen und miteinander streiten: ‚Ich werde dich totschlagen!‘ aber sie tun das ja nicht. Ja, und auch gerade dieser verhängnisvolle Brief — ist er denn nicht gleichfalls das Ergebnis betrunkenener Aufgeregtheit, ist er denn nicht wie der Schrei eines, der das Wirtshaus verläßt! ‚Ich werde töten,‘ schreit der ‚da wohl, ‚euch alle werde ich totschlagen!‘ Weshalb ist das nicht so, weshalb ist denn dieser Brief so verhängnisvoll, weshalb ist er nicht im Gegentheil nur lächerlich? Aber gerade deshalb, weil der Leichnam des ermordeten Vaters gefunden ward, weil ein Zeuge den Angeklagten im Garten sah, bewaffnet und laufend, und er selber von ihm niedergeschlagen ward; demnach hat sich alles auch so zugegetragen, wie es geschrieben ward, und deshalb ist auch dieser Brief nicht lächerlich, vielmehr verhängnisvoll. Gott sei Dank sind wir jetzt endlich angelangt bei jenem: ‚Wenn er im Garten war, so bedeutet das, er hat auch den Mord begangen!‘ In diesen zwei Wörtchen: ‚Wenn er da war, so bedeutet das schon zweifellos‘, erschöpft sich alles, die ganze Anklage — ‚er war, so bedeutet das auch‘. Wenn es aber nicht ‚bedeutet‘, obgleich er ‚war‘? O, ich bin damit einverstanden, daß die Gesamtheit der Thatfachen, ihr Zusammenfallen, tatsächlich ziemlich beredt ist. Betrachten Sie indes alle diese Thatfachen einmal gesondert, ohne sich durch ihre Gesamtheit beeinflussen zu lassen! Weshalb

will zum Beispiel die Anklage um keinen Preis die Richtigkeit der Aussage des Angeklagten gelten lassen: er sei vom Fenster seines Vaters davongelaufen? Erinnern Sie sich, auf welche Sarkasmen die Anklage sich hier sogar einläßt in Hinsicht auf die Ehrerbietigkeit und die ‚frommen‘ Gefühle, die plötzlich den Mörder ergriffen. Wie aber, wenn tatsächlich etwas dem Ähnliches vorlag, das heißt, wenn auch nicht gerade ehrerbietige, so doch fromme Gefühle? ‚Es muß wohl so sein, meine Mutter betete für mich in diesem Augenblicke‘, sagte der Angeklagte bei der Voruntersuchung, und da lief er denn davon, sobald er sich nur überzeugt hatte, daß die Swjetloff nicht in seines Vaters Hause war. ‚Er konnte sich aber gar nicht von außen, durch das Fenster, dessen vergewissern‘, entgegnet uns die Anklage. Aber weshalb denn nicht? Das Fenster hatte sich ja doch geöffnet auf die Klopfzeichen des Angeklagten. Hier hätte irgend ein solches Wort von Fjedor Pawlowitsch ausgesprochen werden können, konnte sich ihm irgendein solcher Schrei entringen — daß der Angeklagte sich plötzlich zu überzeugen vermochte, daß die Swjetloff nicht dort war. Weshalb muß man es denn unbedingt so annehmen, wie wir es uns vorstellen, wie man beschloß, es sich vorzustellen? In Wirklichkeit können sich da tausend Dinge geltend machen, die der Beobachtung auch des allerfeinsten Romandichters entgehen. ‚Ja, aber Grigori sah doch die geöffnete Thür; der Angeklagte war also ganz bestimmt im Hause, und demnach hat er auch den Mord begangen.‘ Was diese Thür anbetrifft, meine Herren Geschworenen . . . sehen Sie doch, daß diese Thür geöffnet war, bezeugt nur eine Person, die indes zu dieser Zeit selber in einem solchen Zustande war, daß . . . Aber meinetwegen, möge die Thüre auch offen gewesen sein, möge sie der Angeklagte geöffnet haben, möge er gelogen haben aus dem Gefühle der Selbstverteidigung heraus, das so begreif-

lich ist in seiner Lage, möge er nur, möge er nur ins Haus eingedrungen, im Hause gewesen sein — nun, und wie denn, weshalb muß er denn dann, wenn er dort war, auch unbedingt den Mord begangen haben? Er konnte doch einbrechen, durch die Zimmer laufen, er konnte seinen Vater beiseitestoßen, er konnte ihn sogar schlagen; als er sich aber überzeugt hatte, daß die Swjetloff nicht bei ihm war, lief er eben weg und freute sich, daß sie nicht da war, und daß er davonlaufe, ohne seinen Vater ermordet zu haben. Vielleicht sprang er auch gerade deshalb eine Minute später vom Zaune herunter zu Grigori, den er eben in seiner Erregung niedergeschlagen hatte, weil er imstande war, ein reines Gefühl zu hegen, ein Gefühl der Teilnahme und des Mitleids, weil er eben der Versuchung, seinen Vater zu ermorden, entronnen war, weil er eben in sich ein reines Herz fühlte und Freude darüber, daß er seinen Vater nicht ermordet hatte! Beredt bis zum Entsetzen, beschreibt uns der Ankläger den furchtbaren Zustand des Angeklagten im Dorfe Mokroje, als sich ihm die Liebe von neuem offenbarte und ihn zu einem neuen Leben rief, es ihm aber schon unmöglich war zu lieben, weil hinter ihm der blutige Leichnam seines Vaters lag, und dahinter die gerichtliche Sühne! Und gleichwohl gab auch der Ankläger die Liebe des Angeklagten zu, wenn er sie auch nach seiner Psychologie erklärte: ‚Das war ein sozusagen betrunkenener Zustand, man fährt einen Verbrecher zum Tode, noch dauert es lange usw.‘ Aber haben Sie sich denn nicht eine ganz andere Person erdichtet, Herr Ankläger, so frage ich wiederum? Ist denn der Angeklagte wirklich so roh und seelenlos, daß er noch in jenem Augenblicke an Liebe und an Ausflüchte vor Gericht hätte denken können, wenn tatsächlich das Blut seines Vaters auf ihm gelastet hätte? Nein, nein, und abermals nein! Kaum hat es sich nur offenbart, daß sie ihn liebt, ihn zu sich ruft, ihm neues

Glück verspricht — o, ich schwöre es, er mußte damals ein doppeltes, dreifaches Bedürfnis empfinden, sich zu töten, und er hätte sich auch zweifellos getötet, wenn der Leichnam seines Vaters hinter ihm gelegen hätte! O nein, er hätte dann nicht vergessen, wo seine Pistolen lagen! Ich kenne den Angeklagten: wilde, hölzerne Herzlosigkeit, wie sie ihm von der Anklage zugeschrieben wird, reimt sich nicht zu seinem Charakter. Er hätte sich getötet, das ist ganz gewiß; er tötete sich aber gerade deshalb nicht, weil ‚seine Mutter für ihn gebetet hatte‘, und sein Herz unschuldig war am Blute seines Vaters. Er quälte sich, er litt einzig und allein deshalb Kummer in jener Nacht in Mokroje, weil er den greisen Grigori niedergeschlagen hatte, und er betete im stillen zu Gott, der Greis möge aufstehen und zu sich kommen; sein Schlag möge nicht tödlich gewesen sein, und die Strafe dafür an ihm vorübergehen. Weshalb darf man denn nicht eine solche Auslegung der Geschehnisse annehmen? Was für einen bestimmten Beweis haben wir denn dafür, daß der Angeklagte uns anlügt? ‚Aber da liegt ja der Leichnam des Vaters‘, wird man uns sogleich schon von neuem entgegenen, ‚er lief weg, er hatte nicht den Mord begangen, nun, und wer hat dann den alten Mann umgebracht?‘

Ich wiederhole es, hierin beruht auch die ganze Logik der Anklage: wer hat dann den Mord begangen, wenn nicht er es war? Niemand ist da, so soll das heißen, den man an seine Stelle setzen könnte. Meine Herren Geschworenen, ist das denn so? Kann man denn wirklich, tatsächlich so schon durchaus niemanden im Verdacht haben? Wir hörten, wie die Anklage alle, die sich in dieser Nacht dauernd oder vorübergehend in diesem Hause aufhielten, an den Fingern herzählte. Es ergab fünf Personen. Drei davon, und damit bin ich einverstanden, sind durchaus auszuschließen: das ist der Ermordete selber, der greise Grigori

und seine Frau. Es blieben demnach der Angeklagte und Smerdjakoff übrig, und da ruft denn der Ankläger mit Pathos aus, der Angeklagte weise nur deshalb auf Smerdjakoff hin, weil niemand anders da sei, auf den er hinweisen könne; wenn aber da irgendein sechster wäre, ja sogar nur das Gespenst eines solchen, dann würde der Angeklagte sich schämen, Smerdjakoff zu beschuldigen, und er würde dann vielmehr auf diesen sechsten hinweisen. Aber, meine Herren Geschworenen, weshalb sollte ich denn nicht gerade den umgekehrten Schluß ziehen können? Zwei stehen da vor uns: der Angeklagte und Smerdjakoff — weshalb soll ich mir denn da nicht sagen dürfen, daß Sie meinen Klienten einzig und allein deshalb beschuldigen, weil Sie sonst niemanden zum Beschuldigen haben? Das aber nur deshalb, weil Sie mit völlig vorgefaßter Meinung von vornherein Smerdjakoff von jeder Beschuldigung ausschließen. Ja freilich, auf Smerdjakoff weist niemand sonst hin als der Angeklagte selber, seine beiden Brüder, die Swjetloff, und damit Schluß. Aber es gibt ja doch auch so noch irgend welche, die auf Smerdjakoff hinweisen. Es war da, in der Gesellschaft, irgendwie, wenn auch unklar, eine gewisse Frage aufgeworfen worden, ein ganz bestimmter Argwohn hält sich doch, irgendein dunkles Gerücht ist zu vernehmen, man fühlte ja, daß irgendeine Erwartung da lebt. Endlich legt auch ein gewisses Zusammenfallen von Thatfachen Zeugnis ab, ein Zusammenfallen, das sehr charakteristisch ist, wenn es auch, ich bekenne es, noch nichts Bestimmtes zum Ausdruck bringt: erstens dieser Fallsuchtsanfall gerade am Tage der Katastrophe, ein Unfall, den die Anklage aus irgendeinem Grunde so eifrig zu verteidigen sich gezwungen sah. Dann dieser plötzliche Selbstmord des Smerdjakoff am Tage vor dem Gericht. Dann ferner heute vor Gericht die nicht weniger unerwartete Aussage des ältesten Bruders des An-

geklagten, der bis dahin an die Schuld seines Bruders geglaubt hatte und nun auf einmal Geld bringt und gleichwohl wiederum den Namen des Smerdjakoff nennt! O, ich stimme völlig dem Gericht und der Staatsanwaltschaft darin bei, daß Iwan Karasjoff — krank und im Fieber ist, daß seine Aussagen tatsächlich ein verzeifeltes, dazu noch im Fieber erdachter Versuch sein konnte, seinen Bruder zu retten, indem er die Schuld auf einen Toten abwälzte. Aber gleichwohl ward dessenungeachtet der Name des Smerdjakoff ausgesprochen, gleichwohl ist es so, als ob man da von irgendeinem Rätsel vernehme. Es ist durchaus so, als sei da etwas nicht ausgesprochen, meine Herren Geschworenen, und nicht zu Ende geführt worden. Und vielleicht wird es noch zu Ende geführt werden. Das wollen wir aber vorderhand lassen, das liegt noch vor uns. Das Gericht beschloß vorhin, die Sitzung fortzuführen, aber bis dahin, während wir alle in Erwartung sind, könnte ich gleichwohl irgend etwas bemerken, zum Beispiel hinsichtlich der Charakteristik des verstorbenen Smerdjakoff, die von dem Ankläger so fein und so talentvoll entworfen ward. Wenn ich aber auch dies Talent bewundere, so kann ich mich dennoch nicht völlig mit dem Inhalt dieser Charakteristik einverstanden erklären. Ich war bei Smerdjakoff, ich sah ihn und sprach mit ihm, er machte auf mich einen durchaus andern Eindruck. Von Gesundheit war er schwach, das ist wahr, von Charakter aber, von Herz — o nein, das ist ganz und gar nicht ein so schwacher Mensch, wie die Anklage annimmt. Im besonderen fand ich in ihm keine Schüchternheit, nichts von jener Schüchternheit, die uns der Ankläger so charakteristisch beschrieb. Aufrichtigkeit zeigte er überhaupt nicht, im Gegenteil, ich fand ein furchtbares Mißtrauen in ihm, das sich hinter gemachter Naivität zu verbergen suchte, und einen Geist, der durchaus imstande ist, gar vieles zu beobachten. Oh!

die Anklage hat ihn allzu voreilig für schwachsinzig erklärt. Auf mich machte er einen ganz bestimmten Eindruck: ich verließ ihn in der Überzeugung, daß dies ein entschieden böses, maßlos ehrgeiziges, rachsüchtiges und brennend neidisches Geschöpf sei. Ich sammelte irgendwelche Angaben: er haßte seine Abstammung, er schämte sich ihrer und pflegte mit Zähneknirschen daran zu erinnern, daß ‚er von einer Stinkenden geboren sei‘. Zu dem Diener Grigori und seiner Frau, die die Wohltäter seiner Kindheit waren, war er unehrerbietig. Rußland verfluchte er und lachte darüber. Er träumte davon, nach Frankreich zu ziehen, in der Absicht, sich in einen Franzosen umzuwandeln. Er hat viel und häufig, noch vordem, darüber gesprochen, daß es ihm dazu an Mitteln fehle. Es scheint mir, er liebte niemanden außer sich selber; es war aber geradezu furchtbar, was für eine Hochachtung er vor sich hegte. Unter Bildung verstand er gute Kleidung, saubere Vorhemden und gepuhte Stiefel. Da er sich selber (und dafür gibt es Belege) für den unehelichen Sohn des Fjedor Pawlowitsch hielt, konnte er seine Lage hassen, wenn er sich mit den gesetzlichen Kindern seines Herrn verglich; ihnen, so konnte er urteilen, fällt alles zu, ihm dagegen gar nichts, sie genießen alle Rechte, ihnen steht das Erbe bevor, er aber ist nur der Koch. Er teilte mir mit, er selber habe gemeinsam mit Fjedor Pawlowitsch das Geld in den Umschlag gelegt. Die Bestimmung dieser Summe — einer Summe, die für ihn eine Karriere ausmachen konnte — war ihm natürlich verhaßt. Zudem sah er noch dreitausend Rubel in neuen regenbogenfarbenen Scheinen (ich habe ihn absichtlich darüber ausgefragt). D, zeigt doch niemals einem neidischen und ehrgeizigen Menschen viel Geld auf einmal; er aber hatte zum ersten Male eine solche Summe in einer Hand gesehen! Der Anblick des regenbogenfarbenen Paketchens konnte sich krankhaft widerspiegeln in

seiner Vorstellung, zum ersten Male vielleicht ohne jede Folgen. Der hochtalentirte Ankläger zeichnete uns mit ungewöhnlicher Feinheit alle Pro und Kontra für die Annahme, Smerdjakoff habe den Mord begangen, und er fragte im besonderen: ‚Was hätte er denn für einen Grund, einen Fallsuchtsanfall zu heucheln?‘ Ja, aber er brauchte sich auch überhaupt nicht zu verstellen, der Anfall konnte ja durchaus auf natürliche Weise eintreten, und der Kranke konnte dann später zu sich kommen. Nehmen wir an, er braucht sich nicht gleich völlig erholt zu haben, aber gleichwohl konnte er irgendwann zu sich kommen und das Bewußtsein wiedererlangen, wie es ja auch bei einem Fallsuchtsanfall so einzutreten pflegt. Die Anklage fragt: ‚Wo ist der Augenblick, da Smerdjakoff den Mord vollbrachte?‘ Es ist dabei aber außerordentlich leicht, diesen Augenblick anzugeben. Er konnte zum Bewußtsein kommen und sich vom tiefen Schlaf erheben (denn er war nur in tiefem Schlaf; nach einem Fallsuchtsanfall verfällt der Kranke stets in tiefen Schlaf), gerade in jenem Augenblick, als der greise Grigori den auf dem Bitter sitzenden Flüchtling am Wein faßte und brüllte, daß man es in der ganzen Nachbarschaft hören mußte: ‚Watermörder!‘ Dieser Schrei war gerade etwas Ungewöhnliches in der Stille und im Dunkel und konnte mithin sehr wohl Smerdjakoff aufwecken, dessen Schlaf zu dieser Zeit durchaus nicht sehr tief zu sein brauchte: er konnte natürlich schon seit einer Stunde im Erwachen sein. Er erhebt sich von seinem Bette und begibt sich fast unbewußt und ohne jede Absicht dahin, von wo der Schrei kam, um zu sehen, was da los ist. In seinem Kopfe ist es krankhaft wirr, seine Vorstellung schlummert noch, aber nun ist er im Garten, er tritt zu den erleuchteten Fenstern heran und vernimmt die furchtbare Nachricht von seinem Herrn, der sich natürlich über sein Kommen freute. Seine Gedanken fangen fieber-

haft zu arbeiten an. Von seinem erschrocken Herrn erfährt er alle Einzelheiten. Und da bildet sich denn allmählich in seinem verwirrten und franken Hirn ein Gedanke — furchtbar, aber verführerisch und unabweisbar logisch: nämlich den Mord zu begehen, die dreitausend Rubel an sich zu nehmen und dann alles auf das Herrenjöhnchen abzumwälzen. Wen wird man denn jetzt im Verdacht haben, wenn nicht das Herrenjöhnchen, alle Belege liegen ja vor, daß er dort war! Furchtbarer Durst nach Geld, nach Beute konnte seinen Geist überwältigen, zugleich mit der Vorstellung, daß er straflos davonkommen werde. O, solche plötzliche und unwiderstehliche Versuchungen kommen ja im gegebenen Augenblicke so häufig vor, und die Hauptsache, sie überkommen plötzlich solche Mörder, die noch eine Minute vordem gar nicht wußten, daß der Wunsch in ihnen lebe, einen Mord zu vollbringen! Und da konnte denn Smerdjakoff zu seinem Herrn gehen und seinen Plan ausführen, mit welcher Waffe — aber doch mit dem ersten besten Stein, den er im Garten aufhob. Aber wozu denn, in welcher Absicht? Aber die dreitausend, das bedeutet ja Karriere für ihn! Oh! ich werde mir nicht widersprechen: das Geld brauchte auch gar nicht vorhanden zu sein. Und vielleicht wußte sogar auch gerade Smerdjakoff allein, wo es zu finden sei, wo es eigentlich bei seinem Herrn liege. „Nun, aber der Umschlag des Geldes, aber das zerrissene Kuvert auf dem Boden?“ Als vorhin der Ankläger hinsichtlich gerade dieses Umschlages den außerordentlich feinen Gedanken aussprach, daß es doch nur ein ungewöhnlicher Dieb auf dem Boden liegen lassen konnte, gerade ein solcher wie Karamasoff, aber doch schon ganz und gar nicht Smerdjakoff, der um keinen Preis ein solches Beweisstück gegen sich selber zurückgelassen hätte — als ich dies vernahm, meine Herren Geschworenen, da kam mir das plötzlich außerordentlich bekannt vor. Und,

stellen Sie sich nur vor, diese Vermutung darüber, wie Karamasoff mit dem Pakete hätte verfahren können, hatte ich genau zwei Tage vorher von Smerdjakoff selber vernommen; nicht genug damit, er hat mich dadurch sogar geradezu betroffen gemacht. Es schien mir nämlich so, als spiele er da nur den Naiven und wolle mir da nur diesen Gedanken mundgerecht machen, damit ich selber auf ihn kommen solle, mit einem Worte, als ob er ihn mir souffliere. Hat er nicht auch dem Ankläger diesen Gedanken souffliert? Hat er ihn nicht auch dem hochtalentierten Ankläger aufgedrängt? Man wird einwenden: ‚Aber die greise Gattin des Grigori? Sie hat doch gehört, wie der Kranke neben ihr stöhnte — die ganze Nacht hindurch.‘ So ist es, sie hat es gehört, aber eine solche Vorstellung ist doch außerordentlich unzuverlässig. Ich kannte eine Dame, die sich bitterlich darüber beklagte, es habe sie die ganze Nacht hindurch ein kleiner Hund auf dem Hofe geweckt und sie nicht schlafen lassen. Und dabei hatte gleichwohl das arme Hündchen, wie dann festgestellt ward, nicht mehr als zwei-, dreimal in der ganzen Nacht gebellt. Das ist auch ganz natürlich; der Mensch schläft, und plötzlich hört er ein Stöhnen, im Arger, daß man ihn aufweckte, wacht er auf, schlummert aber im Augenblick wieder ein. Nach zwei Stunden vernimmt er wiederum ein Stöhnen, wacht auf und schläft gleich von neuem ein. Endlich (und wiederum nach zwei Stunden) noch ein Stöhnen, und so im ganzen dreimal in der Nacht. Am Morgen steht er dann auf und beklagt sich, es habe irgendwer die ganze Nacht hindurch gestöhnt und ihn unaufhörlich geweckt. Aber zweifellos mußte es ihm auch so vorkommen: die Zwischenzeiten, jede zu zwei Stunden, hat er eben verschlafen, und er hat keine Erinnerung aus dieser Zeit, er entsann sich nur an die Augenblicke seines Erwachens, und da scheint es ihm denn auch,

man habe ihn die ganze Nacht über gewedt. ‚Aber weshalb, weshalb‘, ruft der Ankläger aus, ‚gestand denn Smerdjakoff seine Schuld auch nicht auf dem hinterlassenen Zettel? Für das eine war er gewissenhaft genug, nicht aber für das andere!‘ Erlauben Sie indes: das Gewissen — das ist schon Reue; der Selbstmörder brauchte aber gar nicht zu bereuen, er konnte vielmehr lediglich verzweifelt sein. Verzweiflung und Reue — das sind völlig verschiedene Dinge. Verzweiflung kann böse und unverföhnlich sein, und während der Selbstmörder Hand an sich legte, konnte er in diesem Augenblicke mit doppelter Kraft die hassen, die er sein ganzes Leben hindurch beneidet hatte. Meine Herren Geschworenen, hüten Sie sich vor einem Justizirrtum! Was denn, was ist denn nur unwahrscheinlich in alledem, was ich Ihnen soeben vorbrachte und darlegte? Zeigen Sie nur einen einzigen Fehler in meiner Darlegung, zeigen Sie mir nur eine Unmöglichkeit, einen Widersinn! Wenn aber auch nur ein Schatten von Möglichkeit in dem allem ist — so enthalten Sie sich der Verurteilung. Aber ist denn da wirklich nur ein Schatten? Ich schwöre bei allen Heiligen, ich glaube durchaus an meine Auslegung des geschehenen Mordes, die ich Ihnen soeben darlegte. Aber die Hauptsache, die Hauptsache, es verwirrt mich und bringt mich außer mich immer wieder dieser selbe Gedanke, daß sich nämlich in der ganzen Masse von Tatsachen, die die Anklage auf den Angeklagten förmlich aufstürzte, auch keine einzige befindet, die tatsächlich belastend und unabwendbar wäre, daß vielmehr dieser Unglückliche einzig und allein an der Gesamtheit dieser Tatsachen zugrunde gehen wird! Ja, dieses Zusammenfallen der Tatsachen ist furchtbar: dieses Blut, dieses von den Fingern herabtropfende Blut, die blutige Wäsche, diese finstere Nacht, durchhallt von dem Schrei ‚Vatermörder!‘, und der so Schreiende hinfallend mit zerschmettertem Schädel, und darauf

diese Masse Ausrufe, Aussagen, Gebärden, Schreie — dies alles übt eine solche Wirkung, dies kann derart das gesunde Urteil bestechen! Aber wird das auch Ihr gesundes Urteil bestechen können, meine Herren Geschworenen? Bleiben Sie dessen eingedenk, Ihnen ward eine unbegrenzte Macht, zu binden und zu lösen. Je größer aber die Macht ist, die uns übertragen ward, um so furchtbarer ihre Betätigung! Ich weiche nicht um ein Jota von dem ab, was ich soeben sagte; aber es soll schon einmal so sein, auf einen Augenblick will ich annehmen, ich stimme mit der Anklage darin überein, daß mein unglücklicher Klient tatsächlich seine Hände mit dem Blute seines Vaters besleckt habe. Das ist nur eine Annahme meinerseits, ich wiederhole es, ich zweifle auch keinen Augenblick an seiner Unschuld, aber es soll schon einmal so sein, ich nehme also an, mein Angeklagter sei des Vatemordes schuldig, aber hören Sie gleichwohl mein Wort, wenn ich sogar eine solche Vermutung zulässig fände. Es liegt mir auf dem Herzen, Ihnen noch etwas zu sagen, denn ich fühle auch in Ihren Herzen und Geistern einen großen Kampf voraus . . . Verzeihen Sie mir dies Wort, meine Herren Geschworenen, dies Wort von Ihren Herzen und Geistern. Ich will aber gerecht und aufrichtig sein bis zum Schluß. Laßt uns doch einmal alle aufrichtig sein miteinander!"

An dieser Stelle unterbrach den Verteidiger ein ziemlich lebhaftes Beifallklatschen. In der That, diese letzten Worte brachte er mit einem solchen Klang von Aufrichtigkeit in der Stimme hervor, daß alle fühlten, daß er vielleicht tatsächlich etwas zu sagen habe, und daß gerade das, was er gleich sagen werde, auch das Allerwichtigste sei. Als aber der Präsident das Beifallklatschen vernahm, drohte er mit lauter Stimme, den Gerichtssaal „räumen zu lassen“, wenn sich noch einmal „etwas Derartiges“ wiederhole. Alles verstummte, und Fetjukowitsch begann mit einer ganz neuen, eindringlichen Stimme, durchaus nicht so, wie er bis dahin gesprochen hatte:

Ein Ehebrecher in Gedanken

Nicht nur das Zusammenfallen der Thatfachen richtet meinen Klienten zugrunde, meine Herren Geschworenen," rief er aus, „nein, meinen Klienten richtet in Wirklichkeit nur eine Thatfache zugrunde: das ist — der Leichnam seines alten Vaters! Würde es sich um einen gewöhnlichen Mord handeln, so würden auch Sie bei der Wichtigkeit, bei der Unbewiesenheit, bei dem Phantastischen der Thatfachen — wenn man nämlich eine jede von ihnen im besonderen betrachtet, nicht aber in Verbindung mit allen anderen — die Beschuldigung ablehnen, würden Sie wenigstens Bedenken tragen, einen Menschen zugrunde zu richten, einzig und allein aus Voreingenommenheit gegen ihn, die er, o weh! so verdiente! Aber da handelt es sich ja eben nicht um einen einfachen Mord, da handelt es sich um Vatermord! Das imponiert, und bis zu einem solchen Grade, daß sogar in den ihn belastenden Thatfachen selber schon nicht mehr derart die Wichtigkeit und das Unbewiesene zum Bewußtsein kommt, und dies sogar in dem allerunvoreingenommensten Geiste. Nun, wie soll man denn einen solchen Angeklagten freisprechen? Wie aber, wenn er den Mord dennoch beging und dabei straffrei ausgehen wird? Das ist es, was jeder in seinem Herzen fast unwillkürlich, instinktiv fühlt. Ja, es ist etwas Furchtbares, das Blut seines Vaters zu vergießen, — das Blut dessen, der einen liebte, das Blut eines, der sein Leben aufs Spiel setzte für mich, der von meinen Kinderjahren an krank war an meinen Krankheiten, der sein ganzes Leben hindurch litt für mein Glück und nur lebte von meinen Freuden, meinen Erfolgen! O. einen solchen Vater zu töten — ja, das ist unmöglich

sich auch nur vorzustellen! Meine Herren Geschworenen, der Vater, der wirkliche Vater, was ist das für ein großes Wort, was liegt da für eine furchtbar erhabene Bedeutung in dieser Benennung! Wir haben soeben erst, wenn auch nur in unvollkommener Weise, darauf hingewiesen, was ein richtiger Vater ist, und wie er sein soll. In der vorliegenden Angelegenheit aber, die uns alle jetzt so in Anspruch nimmt, von der unsere Seelen schmerzen — im vorliegenden Falle hatte der Vater, der verstorbene Fjedor Pawlowitsch Karamasoff, auch nicht das geringste gemein mit jenem Begriff von Vater, der sich soeben unseren Herzen offenbarte. Das ist ein Unglück. Ja, tatsächlich, bisweilen ist ein Vater einem Unglück gleich. Laßt uns aber einmal dies Unglück näher betrachten; man darf ja doch vor nichts Scheu hegen, meine Herren Geschworenen, bei der Wichtigkeit der bevorstehenden Entscheidung. Wir sollen jetzt sogar ganz im besonderen vor gewissen Gedanken keine Scheu tragen und sie nicht mehr sozusagen von uns abwehren, wie Kinder oder furchtsame Weiber, nach dem treffenden Ausdruck des hochtalentierten Anklägers. Dabei hat aber in seiner feurigen Rede mein hochtalentierter Gegner (und Gegner, bevor ich auch noch mein erstes Wort aussprach), hat mein Gegner mehrmals ausgerufen: „Mein, ich werde die Verteidigung des Angeklagten niemandem überlassen, ich werde sie schon nicht seinem Verteidiger abtreten, der aus Petersburg hergereist kam — ich bin der Ankläger, ich bin aber auch der Verteidiger!“ Das hat er mehrmals ausgerufen; er hat indes gleichwohl vergessen, daran zu erinnern, daß, wenn der furchtbar Angeklagte ganze dreiundzwanzig Jahre hindurch so dankbar war nur für ein Pfund Nüsse, das er von dem einzigen Menschen erhielt, der ihn geliebt hatte, als er noch ein kleines Kind war und im elterlichen Hause lebte, daß dann ja auch hinwiederum gerade ein solcher Mensch

alle diese dreiundzwanzig Jahre hindurch niemals vergessen konnte, wie er barfuß lief bei seinem Vater, im Hinterhof, ohne Schuhchen und in Höschen an einem Knopf, nach dem Ausdruck des menschenfreundlichen Doktor Herzenstube. O, meine Herren Geschworenen, wozu sollen wir dieses ‚Unglück‘ näher betrachten, wozu sollen wir das wiederholen, was alle wissen! Wie ward mein Klient empfangen, als er hierher zu seinem Vater kam? Und weshalb, weshalb will man denn nur meinen Klienten aufgefaßt wissen als einen gefühllosen Egoisten, als ein Ungetüm? Wohl, er ist zügellos, er ist ungebändigt und gewaltthätig, das ist es ja gerade, weswegen wir ihn jetzt richten; wer ist aber schuldig an seinem Schicksal, wer ist schuld daran, daß er bei guten Neigungen und bei einem dankbaren, gefühlvollen Herzen eine so alberne Erziehung erhielt? Hat ihn irgendwer zur Vernunft angehalten, ward er in die Wissenschaft eingeführt, hat ihn irgendwer auch nur ein wenig in seiner Kindheit geliebt? Mein Klient wuchs unter dem Schutze Gottes heran, das heißt wie ein wildes Tier. Er hat vielleicht danach gedürstet, seinen Vater nach langjähriger Trennung wiederzusehen, er hat vielleicht vordem tausendmal, wie durch einen Traum hindurch sich seiner Kindheit erinnernd, die widerlichen Gespenster verjagt, von denen ihm in seiner Kindheit geträumt hatte, und mit ganzer Seele danach gedürstet, seinen Vater schuldlos zu finden und zu umarmen! Und wie denn? Man empfängt ihn einzig und allein mit zynischen Verhöhnungen, mit Argwohn und Ausflüchten wegen der strittigen Gelder; er hört nur solche Gespräche und Lebensregeln, bei denen sich einem das Herz umdreht, tagtäglich ‚beim Kognaken‘, und endlich erblickt er einen Vater, der ihm, dem Sohne, für sein, des Sohnes, Geld die Geliebte abspenstig machen will — o, meine Herren Geschworenen, das ist ekelhaft und grausam! Und dieser selbe alte Mann beklagt sich noch bei allen

über die Unehreerbietigkeit und Roheit seines Sohnes, beschmutzt ihn in der Gesellschaft, schadet ihm was er kann, verleumdet ihn, kauft seine Schuldscheine auf, um ihn ins Gefängnis zu werfen! Meine Herren Geschworenen, solche Seelen, solche dem Anschein nach grausame, gewalttätige und zügellose Menschen, wie mein Klient, pflegen, und das am allerhäufigsten, außerordentlich zärtlichen Herzens zu sein, sie äußern das nur nicht. Lachen Sie nicht, lachen Sie nicht über meinen Gedanken! Der talentvolle Ankläger verhöhnnte vorhin mitleidlos meinen Klienten, indem er anführte, daß er Schiller liebe, daß er das Schöne und Hohe liebe. Ich hätte hierüber nicht gelacht an seiner Stelle, wenn ich der Ankläger wäre. Ja, solche Herzen — o, lassen Sie mich diese Herzen verteidigen, die nur so selten richtig verstanden werden — solche Herzen dürsten gar häufig nach dem Zarten, Schönen und Gerechten, und gerade als Gegensatz zu ihnen selber, zu ihrer Gewalttätigkeit, ihrer Grausamkeit — sie dürsten unbewußt danach, aber sie tun das tatsächlich. Außerlich leidenschaftlich und grausam, sind sie imstande, bis zur Qual zu lieben, zum Beispiel ein Weib, und unbedingt in geistiger und höchster Liebe! Wiederum bitte ich Sie, mich nicht auszulachen: das kommt gerade am allerhäufigsten bei solchen Naturen vor! Sie können nur nicht ihre Leidenschaftlichkeit verbergen, die bisweilen sehr roh ist — und das ist es ja auch, was in die Augen fällt, in das Innere des Menschen sieht man aber nicht. Im Gegenteil, alle ihre Leidenschaften werden rasch befriedigt, aber bei einem edeln, schönen Geschöpf, da sucht dieser scheinbar so rohe und grausame Mensch sich zu wandeln, besser zu werden, hoch und ehrenhaft zu werden — ‚hoch und schön‘, wie sehr auch dies Wort eben verhöhnnt ward! Vorhin sagte ich, daß ich mir nicht erlaube, an den Roman meines Klienten mit Fräulein Werchowzeff zu rühren. Aber doch darf

man wohl ein halbes Wörtchen sagen. Was wir vorhin hörten, war nicht eine Aussage, vielmehr nur der Schrei eines außer sich geratenen Weibes, das sich rächen will; und nicht ihr, nicht ihr kommt es zu, den Vorwurf des Verrates zu erheben, weil sie ja selber Verrat beging! Wenn sie auch nur ein klein wenig Zeit zum Überlegen gehabt hätte, so hätte sie nicht ein solches Zeugnis abgelegt! O, schenken Sie ihr keinen Glauben, er ist kein ‚Ungetüm‘, mein Klient, wie sie ihn nannte! Als der gekreuzigte Menschenfreund seinem Kreuze entgegenschritt, sprach er: ‚Ich bin ein guter Hirte, ein guter Hirte läßt sein Leben für seine Schafe, ja, und nicht ein einziges soll zugrunde gehen . . .‘ So laßt auch uns keine Menschenseele dem Untergang weihen! Ich fragte soeben: ‚Was ist ein Vater?‘ Und ich rief aus, dies sei ein großes Wort, eine teure Benennung. Mit diesem Worte muß man aber ehrlich umgehen, meine Herren Geschworenen, und ich erlaube mir, das Ding bei seinem richtigen Namen zu nennen, mit seiner richtigen Benennung: ein solcher Vater, wie der ermordete alte Karamasoff, kann gar nicht Vater genannt werden und ist dessen auch unwürdig. Liebe zu einem Vater, die nicht vom Vater verdient ist, ist aber eine Albernheit, etwas Unmögliches. Man kann nicht eine Liebe aus Nichts machen, aus Nichts schafft nur Gott. ‚Väter, kränkt nicht eure Kinder!‘ rief der Apostel. Nicht um meines Klienten willen führe ich jetzt diese heiligen Worte an, ich erinnere an sie in Hinblick auf alle Väter. Wer gab mir aber diese Macht, die Väter zu belehren? Niemand. Doch als Mensch und Bürger rufe ich — vivos voco! Wir sind nicht lange auf der Erde, wir begehen viele schlechte Thaten und sprechen viele schlechte Worte. Gerade deshalb aber laßt uns auch alle den gebotenen Augenblick unseres Zusammenseins am Schopfe fassen, um einander auch ein schönes Wort zu sagen. So denke ich auch: solange ich an dieser Stelle

stehe, nütze ich meinen Augenblick. Nicht umsonst ward uns diese Tribüne gegeben durch den höchsten Willen — von ihr aus hört uns ganz Rußland. Nicht nur den hier anwesenden Vätern, vielmehr allen Vätern rufe ich zu: ‚Väter, kränkt nicht eure Kinder!‘ Ja, laßt uns erst einmal selber das Gebot Christi erfüllen, und dann erst auch von unsern Kindern Rücksicht auf uns beanspruchen! Sonst sind wir nicht Väter, vielmehr Feinde unseren Kindern, und sie nicht unsere Kinder, vielmehr unsere Feinde, und wir selber machten sie dazu! ‚Mit welchem Maße ihr messet, mit dem wird auch euch gemessen werden‘, das spreche nicht ich, das schreibt das Evangelium vor: mit dem Maß zu messen, mit welchem man auch euch mißt! Wie soll man dann aber den Kindern einen Vorwurf daraus machen, wenn sie uns mit unserem Maße messen? Unlängst ward in Finnland ein Mädchen verdächtigt, sie habe insgeheim ein Kind geboren. Man begann ihr aufzupassen, und man fand auf dem Dachboden des Hauses, in einer Ecke, wo Ziegelsteine herumlagen, ihren Koffer, von dem niemand etwas gewußt hatte; man öffnete ihn und entnahm ihm den kleinen Leichnam des von ihr eben erst geborenen und getöteten Kindes. In demselben Koffer fand man auch zwei Skelette von Kindern, die sie vordem geboren und selber im Augenblicke ihrer Geburt getötet hatte, was sie auch gestand. Meine Herren Geschworenen, ist dies wohl eine Mutter ihrer Kinder? Ja, sie hat sie geboren, ist sie ihnen aber Mutter? Wird wohl irgendwer von uns wagen, über ihr diesen heiligen Namen Mutter auszusprechen? Laßt uns kühn sein, meine Herren Geschworenen, laßt uns sogar keck sein, wir sind sogar verpflichtet, das zu sein im gegenwärtigen Augenblick und weder gewisse Worte noch gewisse Gedanken zu fürchten, wie Moskauer Kaufmannsfrauen, die das Wort ‚Metall‘ auszusprechen fürchten und auch das Wort ‚Brennschwefel‘.

Nein, laßt uns im Gegentheil beweisen, daß der Fortschritt der letzten Jahre auch an uns nicht spurlos vorüberging, und laßt uns offen aussprechen: ‚Wer ein Kind zeugte, ist darum noch kein Vater, Vater ist vielmehr — wer ein Kind zeugte und sich um dieses verdient machte.‘ O natürlich, es gibt auch eine andere Bedeutung, eine andere Auslegung des Wortes ‚Vater‘, die verlangt, daß mein Vater, wenn er auch ein Unhold, wenn er auch ein Missetäter seinen Kindern ist, dennoch mein Vater bleibt, einzig und allein deshalb, weil er mich zeugte. Das ist aber schon sozusagen eine mystische Bedeutung, die ich mit dem Verstande nicht begreife und nur im Glauben annehmen kann, oder besser gesagt, auf den Glauben hin, gleich vielem andern, was ich nicht verstehe, was mir aber gleichwohl die Religion zu glauben gebietet. In solchem Falle möge dies aber auch außerhalb des Bereiches des tatsächlichen Lebens bleiben, das nicht nur seine Rechte hat, vielmehr auch selber große Verpflichtungen auferlegt — innerhalb dieses Bereiches sollen wir und sind wir dazu verpflichtet, gerade wenn wir human und Christen sein wollen, letzten Endes nur solche Überzeugungen anzuführen, die durch die Vernunft und die Erfahrung gerechtfertigt sind, die durch die Feuerprobe der Analyse gingen; mit einem Wort, wir müssen vernünftig handeln, und nicht unvernünftig wie im Schlaf und Fieber, damit wir keinem Menschen Schaden tun, damit wir niemanden zu Tode quälen und zugrunde richten. Sehen Sie, dann, ja dann wird dies auch erst eine wahrhaft christliche Tat sein, nicht nur eine mystische, vielmehr eine vernünftige und schon aufrichtig menschenfreundliche Tat . . .“

An dieser Stelle wollte schon heftiges Beifallklatschen aus vielen Ecken des Saales losbrechen, Fetjukowitsch erhob aber seine Hände, als ob er flehe, man möchte ihn nicht unterbrechen, ihn

vielmehr ausreden lassen. Alles verstummte auf der Stelle. Der Redner fuhr fort: „Glauben Sie etwa, meine Herren Geschworenen, daß solche Fragen unsern Kindern erspart bleiben können, nehmen wir an, denen unter ihnen, die schon im Jünglingsalter stehen, nehmen wir an, denen unter ihnen, die schon anfangen nachzudenken? Nein, sie können eine solche Enthaltung nicht üben, und wir werden sie auch nicht von ihnen verlangen, da sie unmöglich ist! Der Anblick eines Vaters, der unwürdig ist, besonders wenn er ihn mit andern Vätern vergleicht, die würdig sind, mit den Vätern anderer Kinder, seiner Altersgenossen, legt ganz unwillkürlich dem Jüngling diese qualvollen Fragen auf die Lippen. Man antwortet ihm nach der Schablone: ‚Er zeugte dich, und du bist sein Blut, und deshalb mußt du ihn auch lieben.‘ Unwillkürlich überlegt da der Jüngling: ‚Ja, hat er mich denn auch geliebt, als er mich zeugte? Er kannte ja weder mich, noch wußte er mein Geschlecht in jener Minute, der Minute der Leidenschaft, die vielleicht vom Wein erhitzt war, und er vererbte mir allerhöchstens die Neigung zum Trinken — das sind aber auch alle seine Wohltaten . . . Wofür soll ich ihn dann aber lieben, nur deswegen, weil er mich zeugte und mich dann mein ganzes Leben nicht liebte?‘ O, Ihnen kommen vielleicht diese Fragen grob und roh vor, verlangen Sie aber nicht von einem jugendlichen Geiste eine Beherrschung, die ihm noch unmöglich ist. ‚Jage die Natur zur Lüge hinaus, und sie wird zum Fenster hereinkommen!‘ Aber die Hauptsache, die Hauptsache, laßt uns nicht das ‚Metall‘ und den ‚Brennschwefel‘ fürchten, und laßt uns diese Frage so entscheiden, wie es die Vernunft und die Menschenliebe vorschreibt, nicht aber mystische Begriffe. Wie soll man sie dann aber entscheiden? Aber sehen Sie: Möge der Sohn vor seinen Vater hintreten und ihn selber mit vollem Bewußtsein fragen: ‚Vater, sage mir, weshalb soll ich dich lieben? Vater,

beweise mir, daß ich dich lieben soll!“ — und wenn dann dieser Vater die Kraft und Fähigkeit haben wird, zu antworten und den Beweis zu geben — so ist das denn auch eine wirkliche, normale Familie, die sich nicht lediglich auf mystisches Vorurteil gründet, vielmehr auf vernünftige, bewußte und streng humane Grundlagen. Im anderen Falle aber, wenn es der Vater nicht beweisen wird — dann bedeutet das auch gleich das Ende für diese Familie: er ist ihm kein Vater, und der Sohn gewinnt die Freiheit und das Recht, seinen Vater für einen ihm Fremden zu halten und sogar für seinen Feind. Unsere Tribüne, meine Herren Geschworenen, soll eine Schule der Wahrheit sein und der gesunden Begriffe!“

Hier ward der Redner unterbrochen von unwiderstehlichem und fast begeistertem Beifallklatschen. Natürlich klatschte nicht der ganze Saal Beifall, wohl aber die Hälfte der Anwesenden. Es klatschten Väter und Mütter. Oben, wo die Damen saßen, vernahm man Kreischen und Schreien. Man schwenkte die Taschentücher. Der Präsident begann aus aller Kraft sein Glöckchen zu läuten. Er war sichtlich gereizt durch das Benehmen des Publikums, aber den Saal „räumen“ zu lassen, wie er vorher gedroht hatte, wagte er entschieden nicht. Es applaudierten ja dem Redner und schwenkten mit den Taschentüchern sogar die hinter dem Gericht auf besonderen Stühlen sitzenden Standespersonen, alte Männchen mit Orden an ihren Fräcken, so daß, als der Lärm nachließ, der Präsident sich nur mit der im strengsten Tone erteilten Drohung begnügte, er werde den Saal „räumen“ lassen. Der triumphierende und erregte Fetjukowitsch fuhr aber in seiner Rede fort: „Meine Herren Geschworenen, Sie erinnern sich an jene furchtbare Nacht, von der man heute noch so viel erzählte, als der Sohn über den Zaun in das Haus des Vaters eindrang und endlich Auge in Auge stand mit seinem Feinde, der ihn ge-

zeugt hatte, mit seinem Beleidiger. Aus aller Kraft bestehe ich darauf: nicht um des Geldes willen war er in jener Minute herbeigestürzt — die Beschuldigung des Raubes ist eine Albernheit, wie ich auch vordem schon betonte. Auch nicht um zu morden, o nein, nicht deswegen war er bei ihm eingedrungen; wenn er ja diese Absicht im voraus gehabt hätte, dann hätte er zum mindesten früher für eine Waffe gesorgt, den Kupferstößel hatte er aber nur instinktiv ergriffen, ohne selber zu wissen wofür. Mag er meinetwegen seinen Vater mit den Zeichen betrogen haben, mag er zu ihm eingedrungen sein — ich sagte bereits, daß ich keinen Augenblick dieser Fabel glaube, aber möge es einmal so sein, nehmen wir das für einen Augenblick so an! Meine Herren Geschworenen, ich schwöre Ihnen bei allem was es Heiliges gibt, wäre dies nicht sein Vater gewesen, vielmehr irgendein ihm fernstehender Beleidiger, er wäre durch die Zimmer gelaufen, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß dies Weib in diesem Hause nicht war, wäre er Hals über Kopf davongelaufen, ohne seinem Nebenbuhler irgend etwas zuleide zu tun, er hätte ihn geschlagen, er hätte ihn vielleicht zu Boden gestoßen, das wäre aber auch alles gewesen, denn ihm stand gar nicht der Kopf danach; er hatte keine Zeit, er mußte erfahren, wo sie sei! Aber der Vater, der Vater! O, alles bewirkte nur der Anblick seines Vaters, seines Hassers von Kindheit an, seines Feindes, seines Beleidigers und jetzt seines widernatürlichen Nebenbuhlers! Haßgefühl erfaßte ihn unwillkürlich, das war nicht zu beherrschen, zu überlegen war da schon unmöglich: alles bestürmte ihn in einem Augenblicke! Das war ein Anfall von Sinnesverwirrung und Geistesstörung, aber auch ein Affekt der Natur, die sich rächte für die Verletzung ihrer ewigen Gesetze, unaufhaltsam und unbewußt, wie überhaupt alles in der Natur vor sich geht. Aber der Mörder hat auch da nicht gemordet —

ich bekannte das, ich rief das heraus — nein, er hat nur den Stößel geschwungen in Ekel und Unwillen, ohne morden zu wollen, ohne zu wissen, daß er morden werde. Hätte er diesen verhängnisvollen Stößel nicht in Händen gehabt, so hätte er seinen Vater vielleicht nur verhauen, nicht aber getödet. Als er dann davonlief, wußte er gar nicht, ob der Greis, den er niedergeschlagen hatte, tot sei. Ein solcher Mord ist kein Mord. Ein solcher Mord ist auch kein Vatermord! Nein, die Ermordung eines solchen Vaters kann nicht Vatermord genannt werden. Ein solcher Mord kann nur aus Vorurteil als Vatermord angesehen werden! Aber ist denn auch, ist denn auch dieser Mord tatsächlich vorgefallen? so rufe ich Ihnen immer wieder von neuem zu, aus der Tiefe meiner Seele! Meine Herren Geschworenen, wir werden ihn aber richten, und er wird sich sagen: „Diese Menschen haben nichts getan für mein Schicksal, für meine Erziehung, für meine Bildung. Sie haben nichts getan, um mich zu bessern, um aus mir einen Menschen zu machen. Diese Menschen haben mir weder zu essen noch zu trinken gegeben, sie haben mich nicht besucht, als ich im Kerker nackt lag, und dabei haben gerade sie auch mich jetzt ins Zuchthaus geschickt! Ich bin mit ihnen quitt, ich bin ihnen nichts mehr schuldig, und ich schulde überhaupt niemandem etwas in alle Ewigkeit! Sie sind böse, und auch ich werde böse sein. Sie sind grausam, und auch ich werde grausam sein!“ Das ist es, was er sagen wird, meine Herren Geschworenen! Und ich schwöre es: durch Ihr Schuldigsprechen werden Sie ihm das nur erleichtern, er wird das Blut verfluchen, das er vergoß — es aber nicht bereuen! Zugleich damit werden Sie aber in ihm den noch möglichen Menschen zugrunde richten. Denn er wird böse und blind bleiben für sein ganzes Leben! Wollen Sie ihn aber furchtbar bestrafen, schrecklich, mit der allerentsetzlichsten Strafe, die man sich nur vorstellen kann, jedoch in

der Absicht, seine Seele zu retten und sie wiedererstehen zu lassen auf ewig? Wenn dem so ist, so drücken Sie ihn doch nieder durch Ihr Mitleid! Sie werden sehen, Sie werden hören, wie seine Seele sich erheben und sich entsetzen wird: ‚Mir diese Gnade zu erweisen, gerade mir so viel Liebe, bin ich denn ihrer würdig?‘ – das ist es, was er ausrufen wird! O, ich kenne, ich kenne dieses Herz, dieses wilde, aber edle Herz, meine Herren Geschworenen . . . Er wird sich neigen vor Ihrer Tat, er wird seinerseits nach einer großen Tat der Liebe dürsten, er wird entflammen und auferstehen auf ewig! Es gibt Seelen, die in ihrer Beschränktheit die ganze Welt beschuldigen. Werden Sie aber diese Seele durch Mitleid erdrücken, werden Sie ihr Liebe erweisen, so wird auch sie ihre Tat verfluchen, denn in ihr sind ja so viele gute Keime! Die Seele wird weit werden und erschauen, wie mitleidig Gott ist, und wie gut und gerecht die Menschen sind. Sie wird entsetzt, sie wird niedergedrückt sein vor Reue und vor der unermesslichen Schuld, die ihr von nun an bevorsteht. Und sie wird dann nicht sagen: ‚Ich bin quitt!‘ Sie wird vielmehr ausrufen: ‚Ich bin schuldig vor allen Menschen und unwürdig ihrer aller!‘ In Tränen der Reue und brennender, qualvoller Ergriffenheit wird sie ausrufen: ‚Die Menschen sind besser als ich, denn sie wollten nicht mein Verderben, vielmehr nur mein Heil!‘ O, Ihnen ist es so leicht, dies zu tun, diese Tat des Mitleids zu vollbringen, denn in Ermangelung aller auch nur im geringsten der Wahrheit ähnlichen Überführungsmomente wird es Ihnen ja zu schwer werden, zu verkündigen: ‚Ja, er ist schuldig!‘ Besser ist es ja, zehn Schuldige ungestraft zu lassen, als einen Unschuldigen zu strafen! Hören Sie sie, hören Sie nur diese erhabene Stimme aus dem vergangenen Jahrhunderte unserer ruhmvollen Geschichte? Ist es an mir, der ich nichts bin, Sie daran zu erinnern, daß das russische Gericht nicht nur eine

Bestrafung ist, vielmehr auch eine Rettung für den verlorenen Menschen sein soll! Möge bei anderen Völkern der Buchstabe und die Sühne herrschen, bei uns soll aber der Geist gebieten und die Vernunft, die Rettung und das Neuerstehenlassen der Verlorenen. Und wenn dem so ist, wenn tatsächlich Rußland und sein Gericht so ist, dann — ist Rußland voraus, und ihr erschreckt uns nicht. O, ihr erschreckt uns nicht mehr mit euren tollen Dreigespannen, vor denen alle Völker mit Ekel zur Seite treten! Nicht ein tollgewordenes Dreigespann, vielmehr eine hoheitsvolle russische Staatskarosse wird feierlich und ruhig zu ihrem Ziele gelangen! In Ihren Händen ist das Schicksal meines Klienten, in Ihren Händen ist auch das Schicksal unserer russischen Wahrheit. Sie werden sie retten. Sie werden sie verteidigen, Sie werden beweisen, daß noch jemand da ist, um dafür zu sorgen, daß sie sich in guten Händen befinde!“

14

Die Bäuerlein traten für sich selber ein

So endete Fetjukowitsch, und das diesmal hervorbrechende Entzücken der Zuhörer war unaufhaltsam wie ein Sturm. Es hatte auch schon keinen Sinn, es zurückhalten zu wollen: Frauen weinten, es weinten auch viele von den Männern, sogar zwei Standespersonen vergossen Tränen. Der Präsident fügte sich und zögerte sogar etwas, mit dem Glöckchen zu läuten: „In einen solchen Enthusiasmus einzugreifen, würde bedeuten, einen Anschlag auf ein Heiligtum zu machen!“ wie bei uns später die Damen schrien. Der Redner war selber aufrichtig gerührt. Und da, gerade in einem solchen Augenblick, erhob sich noch einmal, „um Entgegnungen vorzubringen“, unser Hippolyt Kirillowitsch.

Man schaute ihn mit Haß an. „Wie? Wie ist denn das? Da wagt gerade auch noch er zu entgegnen?“ lispelten die Damen. Wenn aber sogar auch die Damen der ganzen Welt gellispelt hätten, und an ihrer Spitze die Staatsanwältin selber, die Gattin des Hippolyt Kirillowitsch, auch dann wäre es unmöglich gewesen, ihn in diesem Augenblick zurückzuhalten. Er war bleich, er zitterte vor Erregung; die ersten Worte, die ersten Phrasen, die er sprach, waren sogar unverständlich, er keuchte, sprach schlecht aus, kam aus dem Konzept. Übrigens kam er bald zu sich. Ich werde aber aus seiner zweiten Rede nur einige wenige Sätze anführen.

„Uns macht man den Vorwurf, wir hätten Romane erdichtet! Aber was ist das denn bei dem Verteidiger anders, als ein Roman in einem Roman? Es fehlten nur noch die Verse. Fjedor Pawlowitsch zerreißt in Erwartung seiner Geliebten den Umschlag seines Geldpaketes und wirft ihn auf den Boden. Es wird sogar angeführt, was er bei diesem erstaunlichen Vorfall sprach. Ja, ist das denn kein Gedicht? Und wo ist denn ein Beweis dafür, daß er das Geld herausnahm, wer vernahm denn, was er sprach? Der schwachsinnige Idiot Smerdjakoff verwandelt sich in eine Art byronischen Helden, der sich an der Gesellschaft für seine ungesegliche Geburt rächen will — ist denn das kein Gedicht in byronischem Geschmack? Aber der Sohn, der zu seinem Vater eindrang, ihn tötete, ihn aber auch gleichzeitig nicht tötete, das ist sogar schon nicht mehr ein Roman, das ist kein Gedicht mehr, das ist eine Sphinx, die Rätsel aufgibt, die sie natürlich selber schon nicht löst. Wenn er mordete, so mordete er auch schon, aber was ist denn das: wenn er mordete, so mordete er auch nicht — wer wird das begreifen? Hernach verkündet man uns, unsere Tribüne sei eine Tribüne der Wahrheit und der gesunden Begriffe, und da, von dieser Tribüne ‚der gesunden Begriffe‘

erschallt von einem Schwur begleitet das Axiom, daß einen Watermord Watermord zu nennen nichts sei als ein Vorurteil! Wenn aber der Watermord ein Vorurteil ist, und wenn jedes Kind seinen Vater fragen wird: ‚Vater, weshalb soll ich dich denn eigentlich lieben?‘ was wird dann aus uns werden, was wird dann aus den Grundlagen der Gesellschaft werden, wo wird die Familie dann hinkommen? Watermord, das ist, sehen Sie, nur ‚Brennchwefel‘ der Moskauer Kaufmannsfrauen. Die allertuersten, die allergeheiligsten Vermächtnisse hinsichtlich der Bedeutung und der Zukunft des russischen Gerichtes werden in leichtsinniger Weise gefälscht, um nur das eine Ziel zu erreichen, nur die Freisprechung dessen durchzusehen, den man gar nicht freisprechen kann. ‚O, erdrückt ihn mit eurem Mitleid‘, ruft der Verteidiger aus; aber das ist es ja auch nur, was der Verbrecher nötig hat, und schon morgen werden Sie sehen, wie er erdrückt sein wird! Ja, ist vielleicht dem Verteidiger nicht auch noch daraus ein Vorwurf zu machen, daß er nur die Freisprechung des Angeklagten verlangt? Weshalb soll man denn nicht auch gleich schon verlangen, es solle ein Stipendium auf den Namen des Watermörders errichtet werden, damit seine Lat verewigt werde bei der Nachkommenschaft und bei der jungen Generation. Man verbessert das Evangelium und die Religion, das ist sozusagen alles Mystik, nur hier bei uns ist wirkliches Christentum, schon nachgeprüft an der Analyse der Vernunft und der gesunden Begriffe! Und da gibt man uns dann auch noch ein Falschbild von Christus! ‚Mit welchem Maße man mißt, mit dem wird einem auch gemessen werden‘, ruft der Verteidiger aus, und in demselben Augenblicke behauptet er auch schon, Christus habe Ihnen geboten, mit dem Maße zu messen, mit dem man auch Ihnen messen wird – und das von der Tribüne der Wahrheit und der gesunden Begriffe! Wir blicken eben nur am Vor-

abend unserer Reden ins Evangelium hinein, einzig zu dem Zwecke, durch seine Kenntniss zu glänzen, wenn wir dabei auch in einer recht originellen Weise hinzudichten, falls uns das zu einem gewissen Effekt taugen und dienen kann, je nach Bedarf! Aber Christus gebietet gerade, nicht so zu verfahren, sich davor zu hüten, weil die böse Welt so verfährt, wir aber verzeihen, unsere Wange hinhalten und keineswegs mit dem Maße messen sollen, mit dem uns unsere Beleidiger messen. Das ist es, was uns unser Gott lehrte, aber nicht, daß es ein Vorurteil sei, den Kindern zu verbieten, ihre Väter zu morden. Wir werden auch nicht von dem Katheder der Wahrheit und der gesunden Begriffe dies Evangelium unseres Gottes verbessern, den der Verteidiger nur einen ‚gekreuzigten Menschenfreund‘ zu nennen würdigt, im Gegensatz zum ganzen rechtgläubigen Rußland, das zu ihm aufruft: „Denn du bist unser Gott!“

Hier mischte sich der Präsident ein und unterbrach den Redner, der sich hatte fortreißen lassen, indem er ihn bat, nicht zu übertreiben, in den gebotenen Grenzen zu bleiben usw., wie gewöhnlich in solchen Fällen die Präsidenten zu sprechen pflegen. Ja, und auch der Saal war erregt. Das Publikum ward unruhig, sogar Rufe des Unwillens wurden laut. Fetjukowitsch entgegnete nicht einmal, er trat nur vor, um die Hand ans Herz zu legen und mit beleidigter Stimme einige würdevolle Worte zu sagen. Er berührte nur so obenhin und spöttisch wiederum die Romane und die Psychologie und brachte an passender Stelle das Wort an: „Jupiter, du zürnst, du hast also unrecht!“ wodurch er ein beifälliges Gelächter bei vielen im Publikum hervorrief, denn Hippolyt Kirillowitsch glich schon ganz und gar nicht einem Jupiter. Darauf bemerkte Fetjukowitsch noch auf den Vorwurf, er erlaube der jungen Generation, ihre Väter zu töten, mit tiefer Würde, er werde darauf nicht einmal er-

widern. Was ferner das „Falschbild Christi“ anbetreffe, daß er Christus nicht des Namens „Gott“ gewürdigt habe, und daß im Widerspruch zu den Lehren der rechtgläubigen Kirche auch nicht von der Tribüne der Wahrheit und der gesunden Begriffe gesprochen werden dürfe — da murmelte Fetjukowitsch nur etwas von einer „Insinuation“ und daß, als er hierher geeilt sei, er wenigstens darauf gerechnet habe, daß die hiesige Tribüne ihn vor Beschuldigungen schütze, „die gefährlich sein könnten für meine Person als Bürger und Untertan . . .“ Bei diesen Worten unterbrach aber auch ihn der Präsident, und Fetjukowitsch beendete mit einer Verbeugung seine Antwort, auf die allgemeines Beifallsgemurmel des Saales folgte. Hippolyt Kirillowitsch war aber nach der Meinung unserer Damen „niedergeschmettert auf ewig“.

Hierauf ward dem Angeklagten selber das Wort gegeben. Mitja erhob sich, er sagte aber nur wenig. Er war furchtbar übermüdet, körperlich und geistig. Die unabhängige und kraftvolle Miene, mit der er am Morgen im Saale erschienen war, war völlig verschwunden. Es war, als habe er an diesem Tage irgend etwas für sein ganzes Leben erlebt, das ihn belehrt und aufgeklärt hatte über etwas sehr Wichtiges, das er vordem nicht begriffen hatte. Seine Stimme war schwach geworden, er schrie schon nicht mehr wie vordem. Aus seinen Worten klang nunmehr so etwas, als ob er sich gesüßt habe, sich besiegt erkenne, niederbeugt sei.

„Was soll ich sagen, meine Herren Geschworenen! Mein Gericht ist gekommen, ich fühle die Hand Gottes über mir. Das Ende naht für einen haltlosen Menschen! Aber so, als ob ich vor Gott beichte, sage ich auch Ihnen: Am Blute meines Waters — nein, da bin ich unschuldig! Zum letzten Male wiederhole ich es: nicht ich beging den Mord! Haltlos war ich, aber ich

liebte das Gute. Ohne Unterlaß strebte ich danach, mich zu bessern, ich lebte aber wie ein wildes Tier. Ich danke dem Staatsanwalt, vieles hat er mir über mich gesagt, was ich selber nicht wußte; es ist aber nicht wahr, daß ich meinen Vater ermordet habe, da irrte der Staatsanwalt! Ich danke auch dem Verteidiger, ich weinte, als ich ihn hörte; es ist aber nicht wahr, daß ich meinen Vater ermordet habe, und das anzunehmen, war nicht nötig! Den Ärzten aber glauben Sie nicht, ich bin bei vollem Verstande, nur ist es meiner Seele schwer. Wenn Sie mich schonen, wenn Sie mich freisprechen — werde ich für Sie beten. Ich werde besser werden, ich gebe mein Wort darauf, vor Gott gebe ich es. Wenn Sie mich aber verurteilen werden — so zerbreche ich selber über meinem Kopfe meinen Degen und küsse dann seine Stücke! Aber schonen Sie meiner, berauben Sie mich nicht meines Gottes, ich kenne mich: ich werde aufmurren gegen ihn! Schwer ist es meiner Seele, meine Herren... schonen Sie mich!"

Er fiel fast auf seinen Platz zurück, seine Stimme brach, die letzte Phrase sprach er kaum hörbar. Alsdann schritt das Gericht daran, die Fragen zu formulieren, und begann, bei den Parteien ihre Schlußfolgerungen zu erfragen. Ich will aber nicht auf Einzelheiten eingehen. Der Präsident war sehr ermüdet, und deshalb gab er den Geschworenen ein sehr schwaches Geleitwort mit: „Seien Sie unparteiisch, lassen Sie sich nicht beeinflussen durch die Redeschönheit der Verteidigung; aber wägen Sie gleichwohl ab, seien Sie eingedenk, daß auf Ihnen eine große Verantwortung lastet usw.“ Die Geschworenen entfernten sich, und die Sitzung war unterbrochen. Man konnte aufstehen, umhergehen, die empfangenen Eindrücke austauschen und am Büfett einen Imbiß einnehmen. Es war sehr spät, schon gegen ein Uhr nachts, aber niemand war fortgegangen.

Alle befanden sich in so gespannter und angeregter Stimmung, daß ihnen gar nicht der Sinn nach Ruhe stand. Alle warteten bebenden Herzens, wenn auch übrigens nicht bei allen das Herz bebte. Die Damen waren lediglich in hysterischer Ungeduld befangen, im Herzen waren sie aber völlig ruhig: „Die Freisprechung ist ja unausbleiblich!“ Sie alle bereiteten sich auf den effektvollen Augenblick des allgemeinen Enthusiasmus vor. Ich gestehe, auch unter dem männlichen Publikum waren außerordentlich viele davon überzeugt, daß die Freisprechung unausbleiblich sei. Einige waren froh, andere finster, dritte hinwiederum ließen nur einfach ihre Nasen hängen: sie wollten keine Freisprechung! Fetjukowitsch selber war fest überzeugt von seinem Erfolg. Man umdrängte ihn, man schmeichelte ihm, er nahm Glückwünsche entgegen.

„Es gibt,“ erzählte er in einer Gruppe, wie man später berichtete, „es gibt gewisse unsichtbare Fäden, die den Verteidiger mit den Geschworenen verbinden. Sie schlingen sich und werden schon während der Rede vorausgeföhlt. Ich föhlte sie, sie bestehen. Die Sache ist unser, seien Sie ruhig!“

„Aber was werden jetzt eben unsere Bäuerlein sagen?“ murmelte ein finsterner, dicker und podennarbiger Herr (er besaß vor der Stadt ein Gut), indem er zu einer Gruppe lebhaft diskutierender Herren herantrat.

„Ja, aber es sind doch nicht nur Bäuerlein. Auch vier Beamte sind dabei.“

„Ja, das ist so, auch Beamte sind darunter“, murmelte herantretend ein Mitglied der Kreisverwaltung.

„Sie kennen doch den Nasarjeff, Prochor Iwanowitsch, ich meine jenen Kaufmann da, der eine Medaille trägt, einer der Geschworenen?“

„Nun, was denn?“

„Ein gescheiter Kerl.“

„Ja, er schweigt immer.“

„Er schweigt, ja er schweigt, ja um so besser. Der wird sich von dem Petersburger nicht belehren lassen, er wird selber ganz Petersburg belehren! Zwölf Kinder, denken Sie nur!“

„Ja, erbarmen Sie sich doch, wird man ihn denn wirklich nicht freisprechen?“ schrie in einer andern Gruppe einer von unseren jungen Beamten.

„Man wird ihn sicherlich freisprechen!“ vernahm man eine entschiedene Stimme.

„Eine Schmach und Schande wäre es, ihn nicht freizusprechen!“ rief ein Beamter. „Mag er auch den Mord begangen haben, aber was ist das denn für ein Vater! Schließlich war er auch völlig von Sinnen . . . Er konnte tatsächlich nur den Stößel geschwungen haben, und jener fiel zu Boden. Schlimm ist es nur, daß man den Diener da hineingezogen hat. Das ist einfach eine lächerliche Episode. Ich hätte an Stelle des Verteidigers ganz offen heraus erklärt: er beging zwar den Mord, er ist aber dennoch unschuldig. Da habt ihr es, und der Teufel hole euch!“

„Ja, das hat er eigentlich auch so gemacht, nur ‚der Teufel hole euch!‘ hat er nicht gesagt.“

„Nein, Michael Semjenowitsch, fast hat er so gesagt“, fiel eine dritte Stimme ein.

„Erbarmen Sie sich doch, meine Herren, man hat doch in den großen Fasten bei uns jene Schauspielerin freigesprochen, die der gefesslichen Gattin ihres Liebhabers die Kehle durchschnitt!“

„Ja, aber sie hat das doch gar nicht fertiggebracht!“

„Einerlei, einerlei, sie hatte doch damit begonnen!“

„Aber von den Kindern, wie hat er da gesprochen! Herrlich! herrlich!“

„Nun, aber über die Mystik, über die Mystik, wie?“

„Ja, hören Sie doch auf mit der Mystik“, schrie noch irgendwer.
 „Versetzen Sie sich in die Lage unseres Hippolyt Kirillowitsch, was ihm von heute an bevorsteht! Ihm wird ja morgen seine Staatsanwältin wegen des Mitenka die Augen austragen.“

„Ist sie denn hier?“

„Wieso denn? Wäre sie hier, so hätte sie ihn hier gefragt! Zu Hause sitzt sie, sie hat Zahnweh. Hehehe!“

„Hehehe!“

In einer dritten Gruppe:

„Man wird doch wohl Mitenka freisprechen.“

„Wozu wäre das gut, morgen wird er dann die ganze ‚Hauptstadt‘ auf den Kopf stellen, zehn Tage wird er saufen.“

„Ach, der Teufel!“

„Ja, laßt doch den Teufel in Ruh, ohne ihn ist es nicht abgegangen, wo soll er denn sonst sein, wenn nicht hier!“

„Meine Herren, geben wir zu, das ist nur Schönrederei. Man darf aber doch auch nicht mit Eisengewichten den Vätern die Köpfe einschlagen. Wo werden wir denn sonst hinkommen?“

„Der Triumphwagen, der Triumphwagen, erinnern Sie sich?“

„Ja, aus dem Bauernkarren hat er einen Triumphwagen gemacht!“

„Morgen wird aber wieder aus dem Triumphwagen ein Bauernkarren, je nach Bedarf, alles je nach Bedarf!“

„Ein gewandtes Volk ist da aufgekomen! Gibt es denn Wahrheit bei uns in Rußland, meine Herren, oder ist sie überhaupt nicht vorhanden?“

Das Glöckchen des Präsidenten lautete. Die Geschworenen hatten sich genau eine Stunde beraten, nicht mehr und nicht weniger. Tiefes Schweigen herrschte, als nur eben das Publikum Platz genommen hatte. Ich entsinne mich, wie die Geschworenen in den Saal traten. Endlich! Ich werde die Fragen

nicht ihrer Reihenfolge nach vorbringen; ja, und ich habe sie auch vergessen. Ich entsinne mich nur auf die erste und Hauptfrage des Präsidenten, nämlich: „Liegt Mord vor mit vorgefaßter Absicht des Raubes?“ (den Text habe ich nicht behalten). Alles verstummte. Der Älteste der Geschworenen, eben gerade jener Beamte, der jünger war als alle andern, verkündete laut und deutlich, während im Saale Todesstille herrschte:

„Ja, er ist schuldig!“

Und ganz dieselbe Antwort erfolgte auf alle andern Fragen.

„Er ist schuldig, ja, er ist schuldig, und das ohne den geringsten Milderungsgrund!“ Solches hatte schon niemand erwartet. Daß Milderungsgründe gewährt werden würden, davon waren fast alle überzeugt. Die Todesstille im Saale ward nicht unterbrochen, buchstäblich gesprochen war es so, als seien alle zu Stein geworden — sowohl die, die nach Verurteilung, wie die, die nach Freisprechung gedürstet hatten. Doch dies wahrte nur einige Augenblicke. Darauf erhob sich ein furchtbares Durcheinander. Von dem männlichen Publikum erwiesen sich viele als sehr befriedigt. Manche rieben sich sogar die Hände, ohne ihre Freude zu verbergen. Die Unzufriedenen waren wie niedergeschmettert, sie zuckten die Achseln, zischelten untereinander, aber so, als ob sie es immer noch nicht fassen könnten. Aber, mein Gott, was ward aus unseren Damen! Ich dachte, sie würden einen Aufstand beginnen. Anfangs war es so, als ob sie ihren Ohren nicht trauten. Und plötzlich vernahm man durch den ganzen Saal Ausrufe: „Ja, was ist denn das? Was ist denn das noch?“ Sie sprangen von ihren Plätzen auf. Ihnen schien es wahrscheinlich so, als ob man dies alles sogleich auch schon wieder abändern und umstoßen könne. In diesem Augenblicke erhob sich plötzlich Mitja, und mit einer ganz herzzereißenden Stimme schrie er, indem er die Hände vor sich ausbreitete:

„Ich schwöre bei Gott und dem Jüngsten Gericht, am Blute meines Vaters bin ich unschuldig! Katja, ich verzeihe dir! Brüder, Freunde, schont die andere!“

Er sprach nicht zu Ende und schluchzte so laut, daß es furchtbar durch den ganzen Saal schallte, mit einer Stimme, die nicht die seine war, vielmehr eine neue, ganz unerwartete zu sein schien, und die Gott weiß woher plötzlich bei ihm zum Vorschein gekommen war. Auf der Galerie oben, in der allerhintersten Ecke, erschallte der durchdringende Schrei einer Frauenstimme: das war Bruschenka. Sie hatte noch vorhin irgendwen angefleht, und man hatte sie von neuem in den Saal gelassen, noch vor Beginn der Debatten. Mitja führte man ab. Die Urteilsverkündung war auf den nächsten Tag verlegt worden. Der ganze Saal erhob sich im Durcheinander, ich aber wartete schon nicht mehr und hörte auch nicht mehr zu. Ich entsinne mich nur einzelner Ausrufe, schon auf der Treppe, beim Ausgang:

„Das riecht nach zwanzig Jahren Zwangsarbeit.“

„Nicht weniger.“

„Ja, unsere Bäuerlein sind für sich selber eingetreten.“

„Und haben unsern Mitenka zugrunde gerichtet!“

Epilog

1

Pläne, Mitja zu retten

Am vierten Tage nach Mitjas Verurteilung, sehr früh am Morgen, noch in der neunten Stunde, kam Alescha zu Katharina Iwanowna, um sich mit ihr endgültig über eine für sie beide äußerst wichtige Sache zu besprechen, und außerdem hatte er ihr eine Bestellung auszurichten. Sie saß und sprach mit ihm in jenem selben Zimmer, in dem sie damals Gruschenka empfangen hatte; im Nebenzimmer lag aber im Nervenfieber und ohne Besinnung Iwan Fjedorowitsch. Katharina Iwanowna hatte sogleich nach der Szene von damals befohlen, daß man den kranken Iwan Fjedorowitsch, der sein Bewußtsein verloren hatte, zu ihr ins Haus bringe, wobei sie keinerlei Rücksicht nahm auf das unausbleibliche Geflatsch der Gesellschaft, die sie verurteilen werde. Eine von den beiden Verwandten, die bei ihr wohnten, war sogleich nach jener Szene vor Gericht nach Moskau abgereist, die andere war geblieben. Wenn aber auch beide abgereist wären, hätte Katharina Iwanowna doch ihren Entschluß nicht geändert und ruhig damit fortgefahren, den Kranken zu pflegen und Tag und Nacht bei ihm zu sitzen. Warwinsky und Herzenstube behandelten ihn; der Moskauer Arzt aber war nach Moskau zurückgereist, nachdem er sich geweigert hatte, seine Meinung voraus zu sagen über den möglichen Ausgang der Krankheit. Wenn nun auch die beiden anderen Ärzte Katharina Iwanowna und Alescha Mut zusprachen, so war es doch zu ersehen, daß sie noch keine bestimmte Hoffnung zu geben vermochten. Alescha besuchte seinen kranken

Bruder zweimal am Tage. Diesmal hatte er aber einen besonderen, außerordentlich peinlichen Auftrag auszurichten, und er fühlte voraus, wie schwer es ihm fallen werde zu sprechen, und dabei war er noch sehr in Eile. Er hatte noch eine andere unaufschiebbare Sache an diesem selben Morgen vor, an einer andern Stelle, und man mußte flink sein. Ihr Gespräch dauerte bereits eine Viertelstunde. Katharina Iwanowna war bleich, stark übermüdet und dabei in außerordentlicher, krankhafter Erregung: sie fühlte wohl, weshalb jetzt Mescha — von allem andern abgesehen — zu ihr gekommen sei.

„D, über seine Entscheidung seien Sie ohne Sorge“, sprach sie zu Mescha mit beharrlichem Nachdruck. „So oder so wird er gleichwohl auf diesen Ausweg verfallen: er muß entfliehen! Dieser Unglückliche, dieser Held der Ehre und des Gewissens — nicht er, nicht Dmitri Fjedorowitsch, vielmehr jener, der hinter dieser Lüre dort liegt und sich für seinen Bruder opferte (fügte Katja mit funkelnden Augen hinzu) — er hat mir längst schon diesen ganzen Fluchtplan mitgeteilt. Wissen Sie, er trat bereits in Beziehungen . . . Ich habe Ihnen schon irgend etwas davon wiedererzählt . . . Sehen Sie, das wird aller Wahrscheinlichkeit nach auf der dritten Etappe, von hier aus gerechnet, vor sich gehen, wenn man diese Gruppe Verbannter nach Sibirien führen wird. D, bis dahin ist es noch lange. Iwan Fjedorowitsch fuhr bereits zum Chef der dritten Etappe. Da ist es aber nun noch unbekannt, wer der Gruppenführer sein wird, ja, und man kann dies auch nicht so im voraus wissen. Morgen werde ich Ihnen vielleicht den ganzen Plan bis in alle Einzelheiten zeigen, den mir Iwan Fjedorowitsch am Vorabend des Gerichtstages zurückließ, auf jeden Fall . . . Das war damals, als Sie, Sie erinnern sich daran, uns abends streitend fanden: er war schon auf der Treppe, aber als ich Sie sah, veranlaßte ich ihn umzukehren —

erinnern Sie sich daran? Wissen Sie, worüber wir uns damals stritten?"

„Nein, ich weiß es nicht“, sprach Alescha.

„Natürlich nicht, er hat es ja damals vor Ihnen verheimlicht. Sehen Sie, gerade eben wegen dieses Fluchtplanes. Er hatte mir schon drei Tage vordem alles Hauptsächliche eröffnet — und da haben wir auch gerade angefangen uns zu zanken, und von da an zankten wir uns diese ganzen drei Tage hindurch. Deshalb zankten wir uns aber, weil, als er mir eröffnete, im Falle seiner Verurteilung werde Dmitri Fjedorowitsch ins Ausland flüchten mit dieser Kreatur, ich plötzlich böse ward; ich werde Ihnen nicht sagen weshalb, ich weiß es selber nicht. . . O, natürlich, ich zürnte damals wegen jener Kreatur, und gerade deshalb, weil auch sie mit Dmitri ins Ausland fliehen werde!“ rief Katharina Iwanowna aus, und ihre Lippen bebten vor Wut. „Als Iwan Fjedorowitsch damals nur eben sah, daß ich wegen jener Kreatur so böse geworden war, da dachte er auch sofort, ich sei Mitjas wegen auf sie eifersüchtig und liebe demnach Dmitri noch immer. Sehen Sie, und so ist denn auch dieser erste Zank ausgebrochen. Ich wollte keine Erklärungen geben, um Verzeihung wollte ich nicht bitten; schwer war es mir, daß ein solcher Mensch mich der früheren Liebe zu diesem verdächtigen konnte. . . Und das damals, nachdem ich selber schon längst vordem ihm ganz offen erklärt hatte, daß ich nicht Dmitri liebe, vielmehr nur ihn allein! Nur aus Wut über diese Kreatur war ich auf ihn böse geworden! Drei Tage später, gerade an jenem Abend, als Sie zu mir kamen, brachte er ein versiegeltes Kuvert zu mir und ersuchte mich, ich möchte es sogleich aufbrechen, wenn sich mit ihm irgend etwas ereignen werde. O, er sah seine Krankheit voraus! Er erklärte mir, daß in dem Kuvert die Einzelheiten über die Flucht enthalten seien, und daß, falls er

sterben oder gefährlich erkranken werde, ich dann allein Mitja retten solle. Damals hinterließ er mir auch Geld, fast zehntausend — gerade jenes Geld, das der Staatsanwalt in seiner Rede meinte, als er erzählte, er habe von irgendwem erfahren, Iwan Fjedorowitsch habe es zum Wechseln weggeschickt. Mich hatte es plötzlich furchtbar erschüttert, daß, obgleich Iwan Fjedorowitsch noch immer auf mich eifersüchtig und noch immer überzeugt war, daß ich Mitja liebe, er trotzdem nicht den Gedanken aufgegeben hatte, seinen Bruder zu retten, und er gerade mir, mir selber diese Rettungssache anvertraute! O, das war ein Opfer! Nein, Sie werden eine solche Aufopferung nicht in ihrer ganzen Bedeutung verstehen, Alexej Fjedorowitsch! Ich wollte ihm gerade in Ehrfurcht zu Füßen fallen, als es mir plötzlich einfiel, daß er dies einzig und allein deshalb tue, weil er mir damit eine Freude zu bereiten glaubte, daß man Mitja rette (er aber hätte das zweifellos gedacht!); da ward ich denn bis zu dem Grade erregt, einzig und allein im Gedanken daran, daß er eine so falsche Auffassung haben könnte, daß ich wiederum in Zorn geriet und statt seine Füße zu küssen, ihm wiederum eine Szene machte! O, ich bin unglücklich! So ist mein Charakter — ein furchtbarer, unglücklicher Charakter! O, Sie werden noch sehen, ich werde es noch so machen, ich werde es noch dahin bringen, daß auch er mich um einer anderen willen im Stich lassen wird, mit der es sich leichter lebt als mit mir, ganz ebenso wie Dmitri es machte, dann aber . . . nein, dann werde ich das schon nicht überleben, ich werde mich dann töten! Als Sie aber damals hereintraten und ich Ihnen zurief und ihm umzukehren befahl, da erfaßte mich eine solche Wut wegen des haßerfüllten, verächtlichen Blickes, mit dem er plötzlich auf mich schaute, daß — Sie entsinnen sich — ich Ihnen plötzlich zurief, daß ,er, er allein, mich überzeugt habe, daß sein

Bruder Dmitri der Mörder sei!“ Ich habe ihn da aber absichtlich verleumdet, um ihm noch einmal weh zu tun; er hat mir ja niemals, niemals versichert, daß sein Bruder — der Mörder sei, im Gegenteil, davon habe ich, ich selber ihn überzeugt! O, an allem, allem ist nur meine Raserei schuld! Das bin ich, ich habe auch diese verfluchte Szene vor Gericht verursacht! Er wollte mir beweisen, daß er edel sei: möge ich auch seinen Bruder lieben, er werde ihn gleichwohl nicht zugrunde richten aus Rachsucht und Eifersucht! Da ist er denn auch vor Gericht hingetreten . . . Ich habe alles veranlaßt, ich allein bin schuld!“

Noch niemals hatte Katja Alescha solche Geständnisse gemacht, und er fühlte, daß sie sich jetzt gerade auf jener Stufe unerträglichem Leidens befinde, wo auch das allerstolzeste Herz mit Schmerz seinen Stolz zerbricht und vom Kummer überwältigt niederfällt. O, Alescha kannte noch eine andere furchtbare Ursache ihres augenblicklichen Kummers, wie sehr sie ihm die auch verborgen hatte alle diese Tage hindurch nach der Verurteilung Mitjas; es wäre ihm aber auch aus irgendeinem Grunde allzu schmerzlich gewesen, wenn sie sich entschlossen hätte, sich so weit zu demütigen, gerade mit ihm, jetzt, auf der Stelle auch von dieser Ursache zu sprechen. Sie litt um ihres „Berrates“ willen vor Gericht, und Alescha fühlte voraus, daß ihr Gewissen sie antreibe, gerade vor ihm sich selber anzuklagen, vor Alescha, mit Tränen, mit Kreischen, in hysterischem Anfall auf den Boden liegend und um sich schlagend. Er fürchtete aber diesen Augenblick und wollte die Leidende schonen. Um so schwieriger war der Auftrag, den er auszurichten hatte. Er fing wieder an, von Mitja zu sprechen.

„Das ist nichts, das hat gar nichts zu bedeuten; hinsichtlich seiner seien Sie ohne Sorge!“ begann wiederum eigensinnig und mit Schärfe Katja. „Alles dies ist bei ihm nur für den Augen-

blick, ich kenne ihn, allzusehr kenne ich dies Herz. Seien Sie überzeugt, daß er einwilligen wird zu fliehen. Und vor allem, es hat ja keine Eile damit; er wird noch Zeit haben, sich zu entscheiden. Iwan Fjedorowitsch wird zu dieser Zeit genesen und selber alles in die Hand nehmen, so daß mir gar nichts zu tun bleiben wird. Beunruhigen Sie sich nicht, er wird einwilligen zu fliehen. Ja, er ist auch schon einverstanden: kann er denn seine Kreatur verlassen? In das Zuchtthaus wird man sie aber nicht lassen, wie soll er denn da nicht davonlaufen? Er, das ist die Hauptsache, fürchtet Sie, Sie möchten seine Flucht vom moralischen Standpunkt aus nicht billigen; Sie sollten ihm das aber großmütig ‚erlauben‘, wenn da schon Ihre Sanktion so unentbehrlich ist“, fügte Katja giftig hinzu. Sie schwieg etwas und lachte höhnisch.

„Er spricht dort“, begann sie wiederum, „von irgendwelcher Hymne, von einem Kreuz, das er tragen soll, von irgendeiner Schuld; ich entsinne mich, mir hat damals Iwan Fjedorowitsch davon viel erzählt, und wenn Sie wüßten, wie er sprach!“ rief plötzlich Katja mit unwiderstehlichem Gefühl aus, „wenn Sie wüßten, wie er jenen Unglücklichen in jenem Augenblicke liebte, als er mir von ihm erzählte, und wie er ihn vielleicht haßte, in dieser selben Minute! Ich aber, o, ich hörte damals seine Erzählung und sein Schluchzen mit stolzem Hohne an! O, eine Kreatur! Das bin ich, die Kreatur, ich! Da habe ich ihm das Nervenfieber verursacht! Aber jener, der Verurteilte, ist er denn bereit zum Leiden?“ endete erregt Katja. „Ja, und ein solcher sollte leiden? Solche wie er leiden niemals!“

Ein ganz bestimmtes Gefühl, ein Gefühl des Hasses und der mit Ekel gemischten Verachtung, klang aus diesen Worten. Und dabei hatte ja sie ihn verraten! „Wie denn, vielleicht haßt sie ihn in diesem Augenblicke gerade deshalb, weil sie sich vor ihm schuldig fühlt?“ dachte Alescha für sich. Er wünschte, daß es nur

in einzelnen Augenblicken so sein sollte. Aus den letzten Worten der Katja hatte er eine Herausforderung herausgehört. Er ging aber nicht auf sie ein.

„Ich habe Sie heute auch deshalb gerufen, damit Sie mir versprechen sollen, selber ihn zu überreden. Oder wird es auch Ihrer Ansicht nach unehrenhaft sein zu fliehen, wenigstens nicht heldenhaft, oder wie man sich da ausdrückt . . . nicht christlich, so etwa?“ fügte Katja noch herausfordernder hinzu.

„Nein, durchaus nicht. Ich werde ihm alles sagen . . .“ murmelte Alescha. „Er ruft Sie heute zu sich“, platzte er plötzlich heraus, indem er ihr fest in die Augen sah. Sie erbebt am ganzen Körper und wäre um ein Haar auf dem Diwan umgesunken.

„Mich . . . ist denn das möglich?“ lispelte sie erbleichend.

„Das ist möglich und Ihre Pflicht!“ begann mit Nachdruck Alescha, der auf einmal feurig ward. „Sie sind ihm jetzt sehr nötig, gerade jetzt. Ich hätte gar nicht angefangen, Sie hiermit vor der Zeit zu quälen, wenn nicht die Notwendigkeit vorläge. Er ist krank, er ist wie gestört, er verlangt immer nach Ihnen. Er wird nicht aufhören, Sie zu sich zu bitten; aber kommen Sie doch wenigstens hin und zeigen Sie sich auf der Schwelle. Mit ihm ist viel vorgegangen seit jenem Tage. Er begreift jetzt, wie unermesslich schuldig er vor Ihnen ist. Nicht Ihre Verzeihung will er: ‚Mir kann man nicht verzeihen‘, spricht er selber, vielmehr nur, daß Sie sich auf der Schwelle zeigen . . .“

„Sie haben mich da plötzlich . . .“ lispelte Katja. „Ich fühlte alle diese Tage hindurch voraus, daß Sie damit kommen werden . . . Ich wußte es auch, daß er mich rufen werde! Das ist aber unmöglich!“

„Meinetwegen unmöglich, aber tun Sie es nur! Begreifen Sie doch nur, er ist zum ersten Male darüber erschüttert, wie sehr er Sie beleidigte, zum ersten Male im Leben; niemals

vordem begriff er das in solcher Fülle! Er spricht: „Wenn sie sich weigert zu kommen, so werde ich jetzt für mein ganzes Leben unglücklich sein!“ Hören Sie doch: ein zu zwanzig Jahren Zuchthaus Verurteilter hofft immer noch glücklich zu sein, ist denn das nicht zum Erbarmen? Bedenken Sie doch: Sie werden einen schuldlos Zugrundegegangenen besuchen“, entrang es sich herausfordernd Alescha. „Seine Hände sind ja rein, an ihnen klebt kein Blut! Um seines unermesslichen Leidens in der Zukunft willen besuchen Sie ihn jetzt! Kommen Sie, geleiten Sie ihn in die Finsternis . . . treten Sie auf seine Schwelle, und weiter nichts . . . Sie müssen das ja, Sie müssen dies tun!“ schloß Alescha, wobei er das Wort „müssen“ mit außerordentlichem Nachdruck unterstrich.

„Ich muß . . . aber . . . ich kann nicht . . .“ stöhnte geradezu Katja hervor, „er wird auf mich schauen . . . ich kann nicht!“

„Ihre Augen sollen einander begegnen. Wie werden Sie denn Ihr ganzes Leben ertragen, wenn Sie sich jetzt nicht entscheiden?“

„Lieber mein ganzes Leben hindurch leiden!“

„Sie müssen kommen, Sie müssen kommen“, bestand wiederum unerbittlich Alescha.

„Weshalb aber heute, weshalb denn sogleich . . . Ich kann doch nicht meinen Kranken allein lassen . . .“

„Auf eine Minute können Sie es, das ist ja nur auf eine Minute. Wenn Sie nicht kommen werden, wird er bei Anbruch der Nacht in Nervenfieber verfallen. Ich werde doch nicht die Unwahrheit sprechen, haben Sie doch Mitleid!“

„Haben Sie Mitleid mit mir“, entgegnete Katja mit bitterem Vorwurf und brach in Weinen aus.

„Das heißt also, Sie werden kommen!“ sprach Alescha fest, als er ihre Tränen sah. „Ich werde gehen und ihm sagen, daß Sie sogleich kommen werden.“

„Nein, sagen Sie das um keinen Preis!“ rief erschreckt Katja.
 „Ich werde kommen, sagen Sie ihm aber im voraus kein Wort davon, weil ich kommen, aber vielleicht nicht eintreten werde . . . Ich weiß das noch nicht . . .“

Ihre Stimme versagte. Sie atmete schwer. Alescha stand auf, um wegzugehen.

„Wenn ich aber einer gewissen Person begegnen werde?“ murmelte sie plötzlich leise, wobei sie wiederum ganz erbleichte.

„Darum muß es ja auch sogleich sein, damit Sie dort niemandem begegnen. Niemand wird dort sein, ich spreche die Wahrheit. Wir werden warten“, schloß er mit Nachdruck und verließ das Zimmer.



Für einen Augenblick ward die Lüge zur Wahrheit

Er eilte ins Krankenhaus, wo jetzt Mitja lag. Am zweiten Tage nach seiner Verurteilung war er an einem nervösen Fieber erkrankt und in unser Städtisches Krankenhaus übergeführt worden, in die Arrestantenabteilung. Doktor Warwinsky hatte indes den Kranken auf die Bitte Aleschas und vieler anderen (der Chochlakoff, Lisa usw.) nicht zu den Arrestanten gelegt, vielmehr für sich allein, in jene selbe Kammer, wo vordem Smerdjakoff gelegen hatte. Freilich am Ende des Korridors stand eine Schildwache, das Fenster war vergittert, und Warwinsky konnte ruhig sein wegen seiner Nachsicht, die nicht ganz gesehlich war; er war aber ein guter und mitleidiger junger Mann. Er begriff, wie schwer es für so einen wie Mitja sein müsse, ohne jeden Übergang plötzlich in die Gesellschaft von Mördern und Betrügern zu kommen, und daß man sich daran

doch erst gewöhnen müsse. Der Besuch von Verwandten und Bekannten war aber erlaubt, sowohl von seiten des Arztes wie des Gefängnisaufsehers, ja sogar auch des Kreisrichters, alles natürlich unter der Hand. In diesen Tagen besuchte Mitja aber niemand anders als Mescha und Gruschenka. Es hatte ihm auch Rakitin schon zweimal einen Besuch machen wollen; Mitja hatte aber Warwinsky nachdrücklich gebeten, ihn nicht vorzulassen.

Mescha traf ihn auf seinem Bette sitzend im Krankenschlafrock, ein wenig im Fieber, den Kopf mit einem Handtuch umwunden, das in verdünnten Essig getaucht war. Er warf einen unsichern Blick auf den eintretenden Mescha, aber gleichwohl war in seinem Blicke etwas wie Schrecken.

Er war überhaupt vom Tage des Gerichts an furchtbar nachdenklich geworden. Bisweilen schwieg er eine halbe Stunde lang, es schien dann so, als überdenke er irgend etwas dumpf und qualvoll und habe dabei alles um sich herum vergessen. Wenn er aber aus seiner Versunkenheit heraustrat und zu reden begann, so war es immer, als ob er ganz außerhalb des Zusammenhanges zu sprechen anfinge und schon unbedingt nicht von dem, was er tatsächlich hätte sagen müssen. Bisweilen blickte er mit leidendem Blick auf seinen Bruder. Mit Gruschenka schien es ihm leichter zu sein als mit Mescha. Freilich, er sprach fast überhaupt nicht mit ihr; sobald sie aber nur eintrat, erstrahlte sein ganzes Gesicht vor Freude. Mescha setzte sich schweigend neben ihn auf sein Bett. Diesmal hatte er Mescha mit Unruhe erwartet, er wagte es aber nicht, ihn zu fragen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß Katja einwilligen werde zu kommen, und dabei fühlte er doch, daß, wenn sie nicht kommen sollte, damit etwas völlig Unmögliches geschehen werde. Mescha begriff seine Gefühle.

„Triphon,“ begann Mitja geschäftig, „Borisowitsch meine ich, hat seinen ganzen Gasthof zerstört: die Dielen hebt er auf, die Bretter löst er los, die ganze Galerie, so erzählt man, hat er zersplittert – immer sucht er einen Schatz, gerade jenes selbe Geld, anderthalbtausend, von dem der Staatsanwalt erzählte, ich habe es dort versteckt. Als er nur eben nach Hause zurückkehrte, so erzählt man, begann er auch sogleich mit diesen Dummheiten. Das geschieht dem Betrüger recht! Der hiesige Wächter hat es mir gestern erzählt, er stammt von dort.“

„Höre,“ sprach Alescha, „sie wird kommen, ich weiß aber nicht wann, vielleicht heute, vielleicht dieser Tage, ich weiß das nicht, sie wird aber kommen, sie wird kommen, das ist gewiß.“ Mitja erbehte, es schien so, als wolle er irgend etwas murmeln, er schwieg aber. Diese Nachricht machte auf ihn einen furchtbaren Eindruck. Es war deutlich sichtbar, daß es ihn qualvoll danach verlangte, die Einzelheiten des Gespräches zu erfahren, daß er dabei aber fürchtete, danach zu fragen: etwas Hartes und Verächtliches von seiten Katjas würde ihn in diesem Augenblicke wie ein Stoß mit dem Messer treffen.

„Das ist es, was sie unter anderm sagte: ich möchte unbedingt dein Gewissen hinsichtlich der Flucht beruhigen. Wenn bis dahin Iwan nicht genesen sei, so werde sie sich selber dieser Sache annehmen.“

„Davon hast du mir schon erzählt“, bemerkte nachdenklich Mitja.

„Hast du das aber bereits Gruschenka wiedererzählt?“ fragte Alescha.

„Ja,“ gestand Mitja, „sie wird heute morgen nicht kommen“, und er blickte schüchtern seinen Bruder an. „Sie wird erst am Abend kommen. Als ich ihr gestern eben nur sagte, Katja werde die Sache in die Hand nehmen, verstummte sie und verzog

die Lippen. Sie lispelte nur: „Möge sie das nur!“ Sie begriff, daß dies wichtig sei. Ich wagte nicht, weiter in sie zu dringen. Sie begriff ja schon, scheint es, jetzt, daß jene nicht mich liebt, vielmehr Iwan!“

„Ist dem so?“ entrang es sich Alescha.

„Am Ende ist es gar nicht so. Sie wird nur heute morgen nicht kommen,“ beeilte sich Mitja noch einmal zu erklären, „ich gab ihr einen Auftrag . . . Höre, Bruder Iwan wird uns alle hinter sich lassen. Ihm ist es bestimmt, zu leben, aber nicht uns. Er wird genesen.“

„Stelle dir nur vor, wenn auch Katja für ihn zittert, so zweifelt sie doch fast durchaus nicht daran, daß er genesen wird“, sprach Alescha.

„Das heißt, sie ist überzeugt davon, daß er sterben wird. Da redet sie sich denn aus Furcht ein, er werde genesen.“

„Unser Bruder ist von starker Körperbeschaffenheit. Und auch ich hoffe gar sehr, daß er genesen werde“, bemerkte erregt Alescha.

„Ja, er wird gesund werden. Jene ist aber überzeugt davon, daß er sterben wird. Viel Kummer hat sie . . .“ Es trat ein Schweigen ein, Mitja quälte irgend etwas sehr Wichtiges.

„Alescha, ich liebe Gruschenka furchtbar“, murmelte er plötzlich mit zitternder und von Tränen erstickter Stimme.

„Sie wird man ‚dahin‘ zu dir nicht lassen“, ergriff sogleich Alescha das Wort.

„Auch das ist es noch, was ich dir sagen wollte,“ fuhr mit einer plötzlich ganz klangvollen Stimme Mitja fort, „wenn man mich schlagen wird, unterwegs oder ‚dort‘, so werde ich mich nicht fügen, ich werde totschlagen, und man wird mich erschießen. Und das sind ja zwanzig Jahre! Hier beginnt man schon, mir ‚du‘ zu sagen. Die Wächter duzen mich. Ich lag heute die ganze

Nacht und prüfte mich: Ich bin nicht bereit! Ich habe nicht die Kraft, es auf mich zu nehmen! Ich wollte ‚eine Hymne‘ anstimmen, aber das Duzen der Wächter kann ich nicht überwinden! Für Gruschenka hätte ich alles ertragen, alles . . . außer übrigens Schlägen . . . Man läßt sie aber nicht ‚dahin‘.“

Alescha lächelte still.

„Höre, Bruder,“ sprach er, „da hast du ein für allemal meine Gedanken darüber; so höre denn: Du bist nicht bereit, und auch nicht für dich ist ein solches Kreuz. Nicht nur das; für dich, der du nicht bereit bist, ist auch ein solches Kreuz eines Großmartyrers gar nicht nötig. Wenn du den Vater ermordet hättest, würde es mir leid tun, daß du dein Kreuz ausschlägst. Du bist aber unschuldig, und ein solches Kreuz ist allzuviel für dich. Du wolltest durch Qualen einen neuen Menschen in dir erstehen lassen; ich denke aber, du brauchst dich bloß immer, dein ganzes Leben hindurch, und wohin du auch flüchten magst, an diesen andern Menschen zu erinnern — und das ist dann auch gerade genug für dich. Der Umstand, daß du das große Kreuz der Qual nicht auf dich nimmst, wird nur dazu führen, daß du in dir eine noch dringendere Verpflichtung empfinden wirst, und der ununterbrochene Gedanke an sie in Zukunft, dein ganzes Leben hindurch, deine Wiedergeburt fördern wird, und das vielleicht in höherem Maße, als wenn du dahin gegangen wärst. Weil du es eben dort nicht aushalten, vielmehr aufmurren und vielleicht schließlich ganz offen sagen wirst: ‚Ich bin quitt!‘ Der Verteidiger hat in diesem Falle die Wahrheit gesagt. Nicht für alle sind schwere Lasten, für manche sind sie unmöglich . . . Da hast du meine Gedanken, wenn sie dir so nötig sind. Wenn aber für deine Flucht andere büßen müssen — Offiziere, Soldaten — so würde ich dir ‚nicht erlauben‘ zu entfliehen“, und Alescha lächelte. „Man sagt aber und ver-

sichert (jener Etappenführer hat das selber Iwan gesagt), daß, wenn man es nur versteht, keine allzu große Bestrafung erfolgen wird, und man mit Kleinigkeiten davonkommen kann. Natürlich, zu bestechen ist ehrlos, sogar auch in solchem Falle; aber da werde ich mich schon um keinen Preis dazu verstehen, zu richten, gerade deshalb, weil, wenn zum Beispiel Iwan und Katja mir aufgetragen hätten, in dieser Sache für dich tätig zu sein, ich selber, ich weiß das, gegangen wäre und bestochen hätte, hierin muß ich dir die ganze Wahrheit sagen. Deshalb bin ich aber auch kein Richter über dich darin, wie du selber verfahren wirst. Wisse aber, daß auch ich dich niemals verurteilen werde. Ja, und es wäre auch seltsam, wenn ich in dieser Sache dein Richter sein wollte! Nun, jetzt, scheint es, habe ich alles gesagt, was ich sagen wollte.“

„Aber dann werde ich mich selber richten!“ rief Mitja aus. „Ich werde davonlaufen, das war auch schon ohne dich beschlossen. Kann denn Mitja Karamasoff nicht davonlaufen? Dafür werde ich mich aber selber richten und dort für meine Sünde um Vergebung flehen in Ewigkeit! So sprechen doch die Jesuiten, nicht wahr? Geradeso wie jetzt du und ich, wie?“

„Geradeso“, und Alescha lächelte still.

„Ich liebe dich, weil du immer die volle Wahrheit sagen wirst und nichts verheimlichst!“ rief froh lachend Mitja aus. „Das heißt also, ich habe meinen Alescha als Jesuiten ertappt! Dafür muß man dich ja küssen, das ist es! Nun, so höre denn jetzt auch das übrige, ich werde dir auch die andere Hälfte meiner Seele enthüllen. Das ist es, was ich ausdachte und beschloß. Wenn ich auch entfliehen werde, sogar mit Geld und Paß und nach Amerika, so rechtfertigt mich dabei noch der eine Gedanke, daß ich nicht um Glück zu finden entfliehen werde, vielmehr in Wahrheit nur in ein anderes Zuchthaus, das vielleicht

nicht besser ist als dieses hier! Nicht besser, Alexej, aufrichtig sage ich, daß es nicht besser ist! Ich hasse dies Amerika bereits jetzt, der Teufel hole es. Mag auch Gruschenka mit mir sein, aber schau sie doch nur an: nun, ist sie wohl eine Amerikanerin? Sie ist eine Russin, bis in die Knochen hinein eine Russin; sie wird sich grämen nach der Muttererde, und ich werde jede Stunde sehen, daß sie sich für mich grämt, daß sie für mich ein solches Kreuz auf sich nahm, denn wodurch ist sie denn schuldig? Aber ich, werde ich denn die Proleten dort ertragen, wenn sie auch vielleicht alle ohne jede Ausnahme besser sind als ich? Jetzt schon hasse ich dies Amerika! Und mögen sie auch dort alle ohne Ausnahme irgendwie unvergleichliche Maschinisten sein oder wer weiß was — der Teufel hole sie, nicht meine Menschen sind das, nicht für meine Seele! Rußland liebe ich, Alescha, den russischen Gott liebe ich, wenn ich auch selber ein Schuft bin! Ja, dort werde ich verreden!" rief er plötzlich mit funkelnden Augen aus. Seine Stimme bebte vor Schluchzen.

„Nun höre, was ich beschloß, Alexej!“ begann er wiederum, nachdem er seiner Aufregung Herr geworden war. „Sobald ich dort mit Gruschenka angekommen bin, werden wir auch sogleich pflügen, arbeiten, in Gesellschaft wilder Bären, in der Einsamkeit, irgendwo weit weg! Dort, sagt man, gibt es noch Rothhäute, irgendwo dort bei ihnen am Rande des Horizontes; nun, siehst du, gerade zu diesem Orte will ich auch hin, zu den letzten Mohikanern. Nun, und sogleich schon hinter die Grammatik, ich und Gruschenka. Arbeit und Grammatik, und so drei Jahre! In diesen drei Jahren werden wir die englische Sprache besser lernen als die allerechtesten Engländer. Und haben wir das eben erst erlernt — dann Schluß mit Amerika! Wir werden hierher eilen, nach Rußland, als amerikanische Bürger. Sei ohne Sorge, hierher in dies Städtchen

werden wir nicht zurückkehren. Wir werden uns irgendwo, weit fort von hier, verbergen, im Norden oder im Süden. Ich werde mich zu dieser Zeit verändern, sie gleichfalls; dort in Amerika wird mir ein Arzt irgendeine falsche Barze machen, nicht umsonst sind sie ja dort Mechaniker. Wenn aber nicht, so werde ich mir ein Auge ausstechen, den Bart einen Arschin wachsen lassen, er wird grau sein (aus Heimweh nach Rußland werde ich ergrauen) — man wird mich nicht erkennen. Wird man es aber doch, so möge man mich nur in die Verbannung schicken, einerlei, das heißt dann, es ist mir nicht anders beschieden! Hier werden wir gleichfalls irgendwo an einem abgelegenen Orte die Erde pflügen, und ich werde mein ganzes Leben hindurch einen Amerikaner vorstellen. Dabei werden wir aber auf der Heimaterde sterben. Da hast du meinen Plan, und er ist unabwendbar. Billigst du ihn?"

„Ja!“ sprach Alescha, der ihm nicht widersprechen wollte.

Mitja verstummte für einen Augenblick und murmelte plötzlich:

„Was haben sie aber bei der Verhandlung aus dem allen gemacht? Ja, wie haben sie das gegen mich so gedreht und gewendet!“

„Wenn sie es auch nicht so gemacht hätten, so hätte man dich gleichwohl verurteilt“, murmelte seufzend Alescha.

„Ja, ich war dem hiesigen Publikum langweilig geworden! Gott mit ihnen, es ist aber gleichwohl schwer!“ seufzte mit leidendem Ausdruck Mitja. Wiederum schwiegen sie für einen Augenblick.

„Alescha, zerreiße mir lieber gleich das Herz!“ rief er plötzlich. „Wird sie sogleich kommen oder nicht, sprich! Was hat sie gesagt? Wie hat sie gesprochen?“

„Sie sagte, sie werde kommen, ich weiß aber nicht, ob noch

heute. Es fällt ihr ja schwer!" und Alescha blickte schüchtern auf seinen Bruder.

„Nun, und wie sollte es auch nicht so sein, wie sollte es ihr auch nicht schwer sein! Alescha, ich werde verrückt darüber werden. Gruschenka blickt immer so auf mich. Sie versteht. Mein Gott, mein Herrgott, besänftige mich; was verlange ich denn? Nach der Katja verlangt es mich. Bin ich mir aber auch klar darüber, was ich da verlange? Karamasoffssches Ungetüm, ruchloses! Nein, zum Leiden bin ich nicht fähig! Ein Schuft bin ich, und damit ist alles gesagt!"

„Da ist sie!" rief Alescha aus.

In diesem Augenblick erschien plötzlich auf der Schwelle Katja. Auf einen Augenblick war sie stehen geblieben, wobei sie mit einem ganz verlorenen Blick nach Mitja hinschaute. Der sprang eiligst auf seine Füße, sein Gesicht drückte Schrecken aus, und er war bleich geworden; aber sogleich schon schimmerte ein schüchternes, flehendes Lächeln auf seinen Lippen, und er streckte beide Hände Katja entgegen. Als sie das sah, stürzte sie eilig auf ihn zu. Sie faßte ihn, ohne sich beherrschen zu können, an beiden Händen und drückte ihn fast schon mit Gewalt auf sein Bett nieder; sie setzte sich neben ihn, und ohne seine Hände loszulassen, drückte sie sie heftig und krampfhaft. Einige Male war es, als wollten beide etwas sagen; sie taten das aber nicht, sie blickten vielmehr wiederum schweigend und eindringlich, wie wenn sie aneinander geschmiedet wären, mit seltsamem Lächeln einer den andern an — so vergingen zwei Minuten.

„Hast du verziehen oder nicht?" lispelte endlich Mitja, und in diesem selben Augenblick wandte er sich an Alescha und schrie ihm mit vor Freude verzerrtem Gesicht zu:

„Hörst du, was ich da frage, hörst du es!"

„Deswegen habe ich dich ja auch geliebt, weil du von Herzen großmütig bist!“ entrang es sich plötzlich Katja. „Ja, und du brauchst auch gar nicht meine Verzeihung, wohl aber ich die deinige; einerlei, ob du verzeihen wirst oder nicht – für mein ganzes Leben wirst du mir auf der Seele lasten, und ich dir, als ein Wundenmal – so muß es aber auch sein . . .“ sie hielt inne, um Atem zu schöpfen.

„Weshalb ich gekommen bin?“ begann sie wiederum, außer sich und heftig. „Deine Füße zu umschlingen, deine Hände zu drücken, siehst du so, bis es weh tut, wie ich sie dir damals in Moskau drückte – ich kam, um dir wiederum zu sagen, daß du mein Gott bist, meine Freude, um dir zu sagen, daß ich dich wahrhaftig liebe“, es war so, als ob sie das förmlich hervor-sichne in ihrem Kummer, und plötzlich bogte sie sich gierig mit ihren Lippen zu seinen Händen herab. Tränen stürzten aus ihren Augen. Oleicha stand schweigend und vermirrt; er hatte durchaus nicht das erwartet, was er da erschaute.

„Die Liebe ist erloschen, Mätsja!“ begann wiederum Katja, „aber teuer bis zum Schmerz ist mir das, was da entschwand. Dies wolle für ewig. Jetzt aber, für einen kurzen Augenblick möge das sein, was hätte sein können“, lizelte sie mit verzerrtem Lächeln, wobei sie ihm wiederum freudig in die Augen sah. „Du liebst jetzt eine andere, und ich liebe einen andern, aber gleichwohl werde ich dich ewig lieben, und du mich, mußtst du das? Hörst du, liebe mich, liebe mich dein ganzes Leben!“ rief sie mit einem fast drohenden Beben in der Stimme.

„Ich werde dich lieben und . . . weißt du, Katja,“ begann auch Mätsja, bei jedem Wort keuchend, „weißt du, ich habe dich auch vor fünf Tagen, an jenem Abend geliebt . . . als du hinfielst, und man dich wegstug . . . Mein ganzes Leben! So wirst es auch sein, so wird es ewig sein . . .“

So lispelten sie beide einander Worte zu, die fast sinnlos waren und wie im Rausche gesprochen, vielleicht sogar auch unwahr, aber gerade in diesem Augenblicke war alles Wahrheit, und sie selber glaubten sich fraglos.

„Katja,“ rief plötzlich Mitja aus, „glaubst du, daß ich den Mord beging? Ich weiß, daß du es jetzt nicht glaubst, aber damals . . . als du deine Aussagen machtest . . . hast du das da wirklich, wirklich geglaubt?“

„Auch damals habe ich es nicht geglaubt! Niemals habe ich es geglaubt! Ich haßte dich, und plötzlich habe ich mir eingeredet, gerade in jenem Augenblicke . . . Als ich die Aussagen machte . . . habe ich mir eingeredet und geglaubt . . . kaum hatte ich aber meine Aussagen beendet, da hörte ich sogleich wiederum auf, daran zu glauben. Dies alles wisse. — Ich vergaß, daß ich mich zu richten kam!“ sprach sie mit einem plötzlich ganz neuen Ausdruck, der gar nicht ähnlich war ihrem Liebeslispeln von vorhin, von eben.

„Schwer ist es dir, Weib!“ entrang es sich plötzlich Mitja, wie völlig gegen seinen Willen.

Sie erhob sich von ihrem Platze, plötzlich schrie sie aber laut auf und taumelte zurück. Ins Zimmer war ganz leise Gruschenka getreten. Niemand hatte sie erwartet. Katja schritt eiligst der Türe zu; als sie aber Gruschenka gegenüberstand, blieb sie plötzlich stehen, ward auf einmal ganz weiß wie Kreide, und leise, fast flüsternd, stöhnte sie ihr zu:

„Verzeihen Sie mir!“

Jene schaute ihr gerade ins Gesicht, und nach einer kleinen Pause antwortete sie mit einer giftigen, von Wut durchbebten Stimme:

„Böse sind wir beide, meine Mutter! Beide sind wir böse! Wo soll man uns schon verzeihen, dir oder mir? Siehst du, jetzt rette ihn, und mein ganzes Leben werde ich für dich beten!“

„Aber verzeihen willst du nicht?“ rief Mitja Gruschenka zu, mit höchstem Vorwurf.

„Sei ruhig, ich werde ihn dir retten!“ flüsterte rasch Katja und lief aus dem Zimmer.

„Und du konntest ihr nicht verzeihen, nachdem sie doch selber dir gesagt hatte: ‚Verzeih mir!‘“ rief wiederum mit Bitterkeit Mitja.

„Mitja, wage es nicht, ihr einen Vorwurf zu machen, du hast kein Recht dazu!“ schrie Alescha seinen Bruder heftig an.

„Ihre Lippen sprachen, ihre stolzen, nicht aber ihr Herz“, entgegnete, als ob sie sich ekle, Gruschenka. „Wird sie dich erretten — werde ich alles verzeihen . . .“

Sie verstummte, als ob sie irgend etwas in ihrer Brust unterdrücke. Sie konnte noch immer nicht zu sich kommen. Sie war, wie es sich später erwies, ganz zufällig gekommen, ohne irgendeinen Argwohn zu hegen und ohne zu erwarten, was sie da antraf.

„Alescha, lauf ihr nach!“ wandte sich Mitja eiligst an seinen Bruder. „Sage ihr . . . ich weiß nicht was . . . laß sie nicht so fortgehen!“

„Ich werde noch vor Abend zu dir kommen!“ rief Alescha und lief der Katja nach. Er holte sie schon außerhalb des Krankenhauses ein. Sie ging rasch, sie eilte, als aber nur eben Alescha sie erreicht hatte, sprach sie rasch zu ihm:

„Nein, vor dieser kann ich mich nicht richten! Ich sagte ihr: ‚Verzeih mir!‘, weil ich mich bis zu Ende richten wollte. Sie hat mir nicht verziehen . . . Ich liebe sie deshalb!“ fügte Katja hinzu, ihre Stimme klang unaufrichtig, und ihre Augen funkelten in wilder Bosheit.

„Mein Bruder hatte sie ganz und gar nicht erwartet,“ murmelte Alescha, „er war sicher, daß sie nicht kommen werde . . .“

„Zweifellos. Lassen wir das“, schnitt sie ihm das Wort ab. „Hören Sie, ich kann jetzt nicht mit Ihnen dorthin zur Beerdigung gehen. Ich sandte Blumen dahin für seinen kleinen Sarg. Geld haben sie noch, scheint es. Wenn es nötig sein wird, sagen Sie ihnen, daß ich sie in Zukunft nie im Stich lassen werde. . . Nun, jetzt verlassen Sie mich, verlassen Sie mich, bitte. Sie haben sich schon verspätet, man läutet bereits zur Spätmesse. . . Lassen Sie mich bitte allein!“

3

Das Begräbnis des Iljuschetschka. Die Rede bei dem Stein

Satſächlich hatte er sich verspätet. Man hatte ihn erwartet und sogar schon beschlossen, ohne ihn den schönen, mit Blumen bedeckten kleinen Sarg in die Kirche zu tragen. Das war der Sarg des Iljuschetschka, des kleinen Knaben. Er war zwei Tage nach der Verurteilung Mitjas gestorben. Aljescha wurde bereits am Tore des Hauses begrüßt mit lauten Rufen der Knaben, den Gefährten des Iljuscha. Sie erwarteten ihn alle mit Ungeduld und freuten sich, daß er endlich gekommen war. Im ganzen hatten sich ihrer zwölf versammelt. Alle waren sie gekommen mit ihren kleinen Ranzen und Mappen über der Schulter. „Papa wird weinen, ihr sollt um ihn sein“, so hatte sterbend Iljuscha ihnen gesagt, und die Knaben hatten sich daran erinnert. An ihrer Spitze war Kolja Krasotkin.

„Wie bin ich froh, daß Sie gekommen sind, Karamasoff!“ rief er, indem er Aljescha die Hand hinstreckte. „Hier ist es furchtbar! Es ist wahrhaftig schwer, das mitanzusehen. Snegirjeff ist nicht betrunken; wir wissen bestimmt, daß er heute noch

nichts getrunken hat, es ist aber so, als wäre er betrunken . . . Ich bin sonst immer fest, dies ist aber furchtbar. Karamasoff, wenn ich Sie nicht aufhalte, so möchte ich nur noch eine Frage an Sie richten, bevor Sie eintreten!"

„Was denn, Kolja?“ Und Alescha blieb stehen.

„Ist Ihr Bruder unschuldig oder schuldig? Hat er seinen Vater getötet, oder war das der Diener? Wie Sie sagen werden, so wird es auch sein. Ich habe vier Nächte nicht geschlafen wegen dieses Einfalls.“

„Den Mord beging der Diener, mein Bruder ist aber unschuldig“, antwortete Alescha.

„Auch ich sage das!“ schrie plötzlich der Knabe Smuroff.

„So wird er denn zugrunde gehen als ein unschuldiges Opfer für die Wahrheit?“ rief Kolja aus. „Mag er auch zugrunde gegangen sein, er ist aber glücklich! Ich bin bereit, ihn zu beneiden!“

„Was sagen Sie da, wie ist das denn möglich und weshalb?“ rief Alescha erstaunt aus.

„O, wenn ich mich nur irgend einmal der Wahrheit zum Opfer bringen könnte“, murmelte Kolja enthusiastisch.

„Aber doch nicht in einer solchen Sache, nicht unter solcher Schmach, nicht unter so entsetzlichen Umständen!“ sprach Alescha.

„Natürlich . . . Ich möchte sterben für die ganze Menschheit; was aber die Schmach anbetrifft, so ist das einerlei: ja, mögen nur unsere Namen verloren gehen. Ihren Bruder achte ich!“

„Ich gleichfalls!“ rief plötzlich und völlig unerwarteterweise aus dem Haufen jener Knabe, der damals erklärt hatte, er wisse, wer Troja gegründet habe; und als er dies gerufen hatte, errötete er ganz genau wie damals, ganz bis zu den Ohren, wie eine Pfingstrose.

Alescha trat ins Zimmer. In einem blauen, mit einer weißen Lüllrüsche geschmückten Sarge lag Iljuscha, die Augen geschlossen

und die Händchen gefaltet. Die Züge seines abgemagerten Gesichtchens hatten sich fast gar nicht verändert, und seltsam, von seinem Leichnam ging fast gar kein Geruch aus. Der Ausdruck seines Gesichtes war ernst und wie gedankenvoll. Besonders schön waren die gefalteten Hände, wie aus Marmor sahen sie aus. Man hatte ihm Blumen hineingelegt, ja, und auch der ganze Sarg war außen und innen mit Blumen geschmückt, die früh am Morgen Lisa Ehochlakoff gesandt hatte. Es waren aber auch noch Blumen von Katharina Iwanowna geschickt worden, und als Mescha die Thür öffnete, bestreute eben der Stabskapitän, ein Büschel Blumen in Händen haltend, von neuem mit ihnen seinen teuren Knaben. Er blickte kaum auf den eintretenden Mescha, ja, und er wollte überhaupt auf niemanden hinschauen, sogar nicht einmal auf seine weinende, verzückte Gattin, sein „Mütterchen“, die sich immer vergeblich anstrengte, sich auf ihren kranken Beinen zu erheben, um näher auf ihren toten Knaben hinzuschauen. Ninotschka hatten aber die Knaben mit ihrem Stuhle aufgehoben und dicht an den Sarg herangerückt. Sie saß da, schmiegte ihren Kopf an ihn und weinte wohl gleichfalls leise vor sich hin. Das Gesicht Snegirjeffs zeigte einen erregten Ausdruck, es schien, als habe er den Kopf verloren, und dabei waren seine Züge seltsam hart geworden. In seinen Bewegungen und in den Worten, die sich ihm entzogen, war etwas fast Sinnloses. „Väterchen, liebes Väterchen!“ rief er jeden Augenblick aus, indem er auf Iljuscha hinblickte. Er hatte nämlich die Gewohnheit gehabt, als Iljuscha noch lebte, ihm liebevoll zu sagen: „Väterchen, liebes Väterchen!“

„Väterchen, gib auch mir ein Blümchen, nimm es ihm aus dem Händchen, siehst du dieses weiße da, und gib es mir!“ bat schluchzend das gestörte „Mütterchen“. Hatte ihr die kleine weiße Rose, die Iljuscha in Händen hatte, so gefallen, oder wollte sie

nur ein Blümchen zum Andenken aus seinen Händen nehmen; sie war aber ganz unruhig geworden, und sie streckte die Hände nach den Blumen aus.

„Niemand werde ich etwas geben, nichts werde ich geben!“ rief mit harter Stimme Snegirjeff. „Das sind seine Blümchen, nicht die deinigen. Alles ist sein, nichts gehört dir!“

„Vater, geben Sie doch der Mutter das Blümchen!“ sprach plötzlich Ninotschka und erhob ihr von Tränen nasses Gesicht.

„Nichts werde ich geben, und gerade ihr am allerwenigsten! Sie hat ihn nicht geliebt. Sie hat ihm damals das Kandönchen abgenommen, er aber hat es ihr geschenkt“, und der Stabskapitän schluchzte plötzlich laut auf, in der Erinnerung daran, wie Njuscha damals das Kandönchen seiner Mutter überlassen hatte. Die arme Gestörte ergoß sich nun völlig in leisem Weinen, wobei sie das Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Als die Knaben endlich begriffen, daß der Vater den Sarg nicht von sich lassen wolle, und es dabei Zeit sei, ihn hinauszutragen, da umgaben sie plötzlich den Sarg in dichtem Kreise und begannen ihn aufzuheben.

„Ich will ihn nicht im Kirchhof bestatten!“ brüllte plötzlich Snegirjeff los. „Bei dem Steine werde ich ihn bestatten, bei unserm Steinchen! So hat es Njuscha gewollt. Ich werde ihn nicht hinaustragen lassen!“

Er hatte auch vordem schon, diese ganzen drei Tage hindurch, davon gesprochen, daß er ihn bei jenem Steine begraben werde. Es mischten sich aber Alesscha, Krasotkin, die Hauswirtin, ihre Schwester und alle Knaben ein.

„Sieh mal an, was er sich da ausdachte; bei dem ungeweihten Steine will er ihn begraben, gleich wie einen Erhängten“, murmelte streng die greise Hausbesitzerin. „Dort im Kirchhof ist die Erde geweiht. Dort wird man über ihm beten. Aus der Kirche

ist dort der Gesang zu vernehmen, und der Diakon liest so deutlich und so ausdrucksvoll, daß immer alles zu ihm hinfliegen wird, ganz so, als würde man über seinem kleinen Grabe lesen.“

Der Stabskapitän fügte sich endlich. „So tragt ihn denn fort, wohin ihr wollt!“ Die Kinder hoben den Sarg auf; als sie ihn aber an der Mutter vorbeitragten, blieben sie einen Augenblick vor ihr stehen und senkten den Sarg nieder, damit sie sich von Njuscha verabschieden könne. Als die aber plötzlich dieses teure Gesichtchen ganz in der Nähe sah, auf das sie alle diese drei Tage nur aus einer gewissen Entfernung geblickt hatte, da erbebte sie plötzlich am ganzen Körper und begann hysterisch über dem Sarg ihren weißen Kopf hin und her zu bewegen.

„Mutter, bekreuzige ihn, segne ihn, küsse ihn“, rief ihr Ninotschka zu. Die aber bewegte wie ein Automat ihren Kopf immer wieder hin und her, und schweigend, mit von brennendem Kummer verzerrtem Gesicht, begann sie sich plötzlich mit der Faust auf die Brust zu schlagen. Man trug den Sarg weiter. Ninotschka berührte zum letzten Male mit ihren Lippen die Lippen des toten Bruders, als man ihn an ihr vorübertrug. Als Mescha das Haus verließ, wollte er sich an die Hausbesitzerin mit der Bitte wenden, sie möchte nach den Zurückgebliebenen sehen, jene ließ ihn aber nicht einmal ausreden:

„Ich kenne meine Sache, bei ihnen werde ich sein, Christen sind auch wir.“ Die alte Frau weinte bei diesen Worten. Man hatte es nicht weit, ihn zur Kirche zu tragen, dreihundert Schritte, nicht mehr. Der Tag war heiter und windstill geworden, es fror, aber nur ein wenig. Die Glocken erklangen noch immer. Snegirjeff lief geschäftig und wie ratlos hinter dem Sarge her in seinem alten, kurzen, fast sommerlichen Mäntelchen, das Haupt entblößt und den alten, breittrempigen weichen Hut in Händen; er war von einer Unruhe befangen, die er nicht lö-

werden konnte, bald streckte er plötzlich die Hände aus, um das Kopfsende des Sarges zu stützen, und stürzte so nur die Tragenden, bald lief er von der Seite heran und suchte, wo er wenigstens dort irgendwie mit Hand anlegen könne. Ein Blümchen fiel in den Schnee, und er stürzte nur so hin, um es aufzuheben, gleich als ob von dem Verlust dieses Blümchens Gott weiß was abhinge.

„Aber die Brotrinde, die Brotrinde hat man ja vergessen“, rief er plötzlich in furchtbarem Schrecken aus. Die Knaben erinnerten ihn aber daran, daß er schon vorhin eine Brotrinde an sich genommen habe und bei sich in der Tasche trage. Er nahm sie augenblicklich aus der Tasche heraus, und nachdem er sich so von ihrem Vorhandensein überzeugt hatte, beruhigte er sich endlich.

„Ijuschetschka befehl, Ijuschetschka,“ erklärte er sogleich Alescha, „er lag einst nachts, ich saß bei ihm, und plötzlich sprach er: Väterchen, wenn man mein Grabhügelchen zuschaukeln wird, so verkrümele auf ihm ein Brotrindchen, damit die kleinen Sperlinge herbeifliegen; ich werde hören, daß sie herbeiflogen, und es wird mir heiter sein, daß ich nicht so allein liege.“

„Das ist sehr schön,“ sprach Alescha, „man muß das öfters tun!“

„Jeden Tag, jeden Tag!“ lispelte der Stabskapitän, und es war, als habe er sich ganz belebt.

Endlich kam man in die Kirche und stellte den Sarg in ihrer Mitte auf. Alle Knaben traten um ihn herum und standen so mit ruhigem Anstand den ganzen Gottesdienst hindurch. Die Kirche war alt und ziemlich arm, viele Heiligenbilder hatten gar keine Einfassung — in solchen Kirchen kann man aber vielleicht um so besser beten. Während der Messe schien es, als habe Snegirjeff sich ein wenig beruhigt, wenn ihn auch gleichwohl

bisweilen jene unbewußte und seltsam ratlose Besorgtheit überkam; er schritt dann bald zum Sarge hin, um das Leichentuch oder ein Kränzchen in Ordnung zu bringen, bald stürzte er herbei, wenn ein Lichtchen aus dem Leuchter gefallen war, um es wieder aufzustellen, und machte sich dann furchtbar lange mit ihm zu schaffen. Dann beruhigte er sich wieder und stand demütig am Kopfende des Sarges mit stumpf bekümmertem Gesicht, das ganz ratlos dreinschaute. Nach dem „Apostel“ flüsterte er plötzlich dem neben ihm stehenden Mescha zu, man habe den „Apostel“ „nicht so“ gelesen, er erklärte indes nicht, was er damit sagen wollte. Während des Liedes „Die Cherubim“ machte er Miene mitzusingen, er kam aber nicht bis zu Ende, er ließ sich vielmehr auf die Knie nieder, schmiegte seine Stirn an den steinernen Kirchenboden und lag so ziemlich lange. Endlich begann man mit der Seelenmesse, man verteilte Lichter. Snegirjeff, der wie gestört erschien, machte sich wiederum zu schaffen, der rührende, erschütternde Grabgesang erweckte indes seine Seele und ließ sie erzittern. Es war, als sei er plötzlich völlig zu sich gekommen, und er begann häufig und beschleunigt zu schluchzen, wobei er anfangs seine Stimme noch zu beherrschen suchte, endlich aber laut losbrüllte. Als man aber von dem Toten Abschied zu nehmen begann, da erfaßte er ihn mit beiden Händen, als wolle er es nicht zulassen, daß man seinen Iluschetschka mit dem Sargdeckel zudecke, und er begann hastig, gierig, ohne loszulassen, die Lippen seines toten Knaben zu küssen. Endlich hatte man ihn beruhigt, und man wollte ihn schon die Stufen herabführen, als er plötzlich rasch seine Hände ausstreckte und einige Blümchen aus dem Sarge nahm. Er schaute auf sie, und es war, als erleuchte ihn ein ganz neuer Gedanke, so daß er die Hauptsache für einen Augenblick völlig vergessen hatte. Allmählich verfiel er, so schien es, in Gedanken

und widersezte sich nicht mehr, als man den Sarg aufhob und zu dem kleinen Grab brachte. Es war nicht weit entfernt, bei der Einfriedigung, ganz nahe bei der Kirche; der Platz war teuer gewesen, Katharina Iwanowna hatte ihn bezahlt. Nach der üblichen Zeremonie ließen die Totengräber den Sarg hinunter. Snegirjeff beugte sich derart, mit seinen Blumen in den Händen, über das offene Grab, daß sich die Knaben entsezt an seinen Mantel anklammerten und ihn zurückzuziehen begannen. Es war aber, als verstehe er schon nicht mehr völlig, was da vor sich ging. Als man das Grab zuzuschaufeln anfang, begann er plötzlich bekümmert auf die hineinstürzende Erde zu deuten und sogar etwas zu sprechen, es konnte aber niemand verstehen, was er meinte, ja, und er verstummte auch plötzlich. Da erinnerte man ihn daran, daß man die Brotrinde verkrümeln müsse; er geriet in große Erregung, erfaßte die Brotrinde, begann sie zu zerrupfen und die Stückchen über den kleinen Hügel hinzustreuen: „So kommt denn herbeigeflogen, ihr Vögelchen, so fliegt denn herbei, ihr kleinen Sperlinge!“ murmelte er bekümmert. Jrgendeiner von den Knaben sagte ihm gerade, es sei doch nicht bequem, mit Blumen in den Händen das Brot zu zerkrümeln, er möchte sie doch währenddessen jemandem zum Tragen geben. Er gab sie aber nicht, er schien sogar plötzlich zu befürchten, man möchte ihm seine Blumen abnehmen. Nachdem er dann auf den kleinen Hügel geschaut und sich überzeugt hatte, daß alles schon getan, und die Stückchen verkrümelt seien, da drehte er sich plötzlich unerwartet und sogar völlig ruhig um und machte sich auf den Heimweg. Sein Schritt ward indes immer rascher und beschleunigter, er eilte, er lief fast. Die Knaben und Alescha hielten mit ihm Schritt.

„Dem Mütterchen die Blümchen, dem Mütterchen die Blümchen! Man fränkte das Mütterchen!“ begann er plötzlich vor

sich hinzumurmeln. Irgendwer rief ihm zu, er möchte doch seinen Hut aufsetzen, es sei ja kalt. Als er das aber vernahm, schleuderte er wie wütend seinen Hut in den Schnee und begann vor sich anzusprechen: „Ich will keinen Hut, ich will keinen Hut!“ Der Knabe Smuroff hob den Hut auf und trug ihn ihm nach. Alle Knaben ohne Ausnahme weinten, mehr wie alle andern aber Kolja und der Knabe, der Troja entdeckt hatte; und wenn auch Smuroff mit dem Hut des Kapitäns in seinen Händen gleichfalls furchtbar weinte, so brachte er es doch noch fertig, fast im Laufe, ein Stück Ziegelstein zu erfassen, das auf dem Schnee des Weges leuchtete, um es in eine rasch vorbeifliegende Sperlingschar zu schleudern. Er traf natürlich nicht und fuhr fort zu laufen und zu weinen. Als sie ungefähr den halben Weg zurückgelegt hatten, hielt Snegirjeff plötzlich inne, er stand so etwa eine halbe Minute still, als sei er von irgend etwas betroffen, plötzlich kehrte er aber nach der Richtung zur Kirche um und begann zu dem verlassenen Grabhügelchen hinzulaufen. Die Knaben hatten ihn indes augenblicklich eingeholt und hängten sich von allen Seiten an ihn. Da ließ er sich, als ob ihn alle Kräfte verlassen hätten, wie niedergeschmettert auf den Schnee fallen und fing an, um sich zu schlagen und unter Brüllen und Schluchzen zu schreien: „Väterchen, Iljuschetschka, liebes Väterchen!“ Alescha und Kolja begannen ihn vom Boden aufzuheben, ihn zu bitten und zu bereden.

„Genug, Kapitän, ein Mann muß sich beherrschen können!“ murmelte Kolja.

„Sie werden die Blumen da verderben“, sprach auch Alescha. „Mütterchen wartet aber auf Sie, sie sitzt und weint, weil Sie ihr vorhin kein Blümchen von Iljuschetschka gaben. Dort steht auch noch das Bettchen des Iljuschka . . .“

„Ja, ja, zu Mütterchen,“ erinnerte sich plötzlich wiederum Snegirjef, „das Bettchen wird man ja wegnehmen, man wird es aufräumen“, fügte er plötzlich hinzu, als habe ihn Entsetzen erfaßt, man möchte es in der Lat forträumen; er sprang auf und lief wiederum seinem Hause zu. Es war aber schon nicht mehr weit, und alle kamen zusammen an. Snegirjef öffnete eiligst die Türe und brüllte seiner Gattin zu, mit der er sich noch vorhin so hartherzig gezanft hatte:

„Mütterchen, Leure, Iljuschetschka hat dir Blümchen gesandt, deine Füßchen sind ja krank!“ schrie er, indem er ihr das Büschel Blumen hinstreckte, die erfroren waren, und die er zerdrückt hatte, als er sich soeben im Schnee herumgewälzt hatte. . . . In diesem selben Augenblick erblickte er aber vor dem Bettchen des Iljuschka, in der Ecke, die Stiefelchen des Iljuschka, die da nebeneinander standen, eben erst hatte sie die Hausbesitzerin aufgeräumt — es waren alte, braun und hart gewordene Stiefelchen, mit Gliden daran. Als er sie erblickte, erhob er seine Hände und stürzte nur so zu ihnen hin, er fiel auf die Knie, erfaßte ein Stiefelchen, und indem er die Lippen daran schmiegte, begann er es gierig zu küssen, wobei er ausrief: „Väterchen, Iljuschetschka, liebes Väterchen, deine Füßchen, wo sind sie?“

„Wo hast du ihn hingetragen? Wo hast du ihn hingetragen?“ brüllte mit herzzereißender Stimme die Berrückte. Da brach denn auch Ninotschka in Schluchzen aus. Kolja lief aus dem Zimmer, ihm nach die anderen Knaben. Endlich folgte auch Alescha. „Mögen sie sich nur ausweinen,“ sprach er zu Kolja, „da kann man natürlich nicht trösten. Wir wollen ein wenig warten und dann zurückkommen.“

„Ja, das ist unmöglich, das ist furchtbar“, bestätigte Kolja. „Wissen Sie, Karamasoff,“ und er dämpfte plötzlich seine Stimme, damit ihn niemand hören solle, „es ist mir sehr traurig

zumute, und wenn man ihn nur auferstehen lassen könnte, so würde ich alles auf der Welt dafür geben!"

„Ach, und ich gleichfalls“, sprach Alescha.

„Wie glauben Sie, Karamasoff, sollen wir heute abend hierher kommen? Er wird sich ja betrinken.“

„Vielleicht wird er sich auch betrinken. Nur wir beide wollen zu ihm kommen, das ist auch genug, um mit ihnen ein Stündchen zu sitzen, mit der Mutter und Ninotschka; wenn wir aber alle kommen, werden wir sie wiederum an alles erinnern“, riet Alescha.

„Dort bei ihnen deckt jetzt die Hauswirtin den Tisch, da wird es wohl ein Gedächtnismahl geben, der Pope wird kommen; sollen wir sogleich dahin zurückkehren, Karamasoff, oder nicht?“

„Unbedingt“, sprach Alescha.

„Seltsam ist das alles, Karamasoff, solch ein Kummer und plötzlich irgendwelche Pfannenkuchen; wie ist das alles unnatürlich nach den Vorschriften unserer Religion!“

„Bei ihnen dort wird es auch Lachs geben“, bemerkte plötzlich der Knabe, der Troja entdeckt hatte.

„Ich bitte Sie ernstlich, Kartaschew, sich nicht mehr mit Ihren Dummheiten einzumischen, besonders wenn man nicht mit Ihnen spricht und sogar gar nicht wissen will, ob Sie auf der Welt sind“, fuhr ihn gereizt Kolja an. Der Knabe ward augenblicklich ganz rot, er wagte aber nichts zu entgegnen. Währenddessen hatten alle still jenen kleinen Fußweg eingeschlagen, und plötzlich rief Smuroff aus: „Da ist ja auch der Stein des Iluschka, unter dem man ihn begraben wollte!“

Alle blieben bei dem großen Stein schweigend stehen. Alescha blickte hin, und das ganze Bild dessen, was Snegirjew damals von Iluschetschka erzählt hatte, wie er weinend und seinen Vater umarmend ausgerufen hatte: „Väterchen, Väterchen, wie

hat er dich erniedrigt!“ trat ihm auf einmal vor seine Seele. Es war, als erbebe etwas in seiner Seele. Er umfing mit einem ernstern und vielsagenden Blick alle diese lieben, hellen Gesichter der Schulknaben, der Kameraden des Iljuschka, und plötzlich sprach er zu ihnen:

„Meine Herrschaften, ich möchte Ihnen hier, gerade an dieser Stelle, ein Wort sagen!“

Die Knaben umringten ihn und richteten sogleich ihre gespannten, erwartenden Blicke auf ihn.

„Meine Herrschaften, wir werden uns bald trennen. Ich bin vorderhand noch einige Zeit hier bei meinen beiden Brüdern, von denen der eine verschickt wird, der andere todkrank liegt. Bald werde ich aber die hiesige Stadt verlassen, vielleicht auf sehr lange Zeit. So werden wir uns, denn trennen, meine Herrschaften. Laßt uns aber gerade hier, bei dem Steinchen des Iljuschka, übereinkommen, daß wir niemals vergessen werden — erstens den Iljuschetschka, zweitens einer den andern. Was sich auch im Verlaufe unseres Lebens mit uns ereignen wird, wenn wir uns auch zwanzig Jahre nicht sehen werden — gleichwohl werden wir uns daran erinnern, wie wir den armen Knaben begruben, auf den wir vordem Steine geworfen hatten, erinnert ihr euch, dort, bei jenem Brüdchen? — den wir aber dann alle so lieb gewannen. Er war ein tüchtiger Junge, ein guter und tapferer Knabe, er begriff die Ehre und die bittere Kränkung seines Vaters, für den er auch eintrat. Also erstens werden wir seiner gedenken, meine Herrschaften, unser ganzes Leben hindurch. Und ob wir auch mit den allerwichtigsten Dingen beschäftigt sein werden, uns Ehren zuteil wurden, oder wir irgendeinem gewaltigen Unglück verfielen — laßt uns niemals vergessen, wie es uns einst so gut zumute war, uns allen, als wir vereint waren in einem so schönen und guten Gefühle,

und daß uns diese Zeit über unsere Liebe zu dem armen Knaben vielleicht besser machte, als wir tatsächlich sind. Meine Läubchen — lassen Sie mich Sie so nennen — Läubchen, weil ihr alle hier ihnen sehr ähnlich seht, diesen lieblichen graublauen Vögelchen, jetzt in diesem Augenblicke, da ich auf eure guten, lieben Gesichter hinschaue — meine lieben Kinderchen, vielleicht werdet ihr nicht verstehen, was ich euch sagen werde, weil ich sehr häufig unverständlich spreche, aber ihr werdet euch gleichwohl daran erinnern und dann später irgendwann meinen Worten beistimmen. So wisset denn, daß nichts höher steht und stärker und gesünder und nützlicher ist für das uns noch bevorstehende Leben, als irgendeine schöne Erinnerung, und besonders wenn sie noch aus der Kindheit stammt, aus dem Elternhause. Man spricht euch viel von eurer Erziehung, aber eben eine solche schöne, heilige Erinnerung, die sich aus der Kindheit erhielt, das ist vielleicht auch die beste Erziehung! Wenn man viele derartige Erinnerungen mit sich ins Leben nimmt, dann ist der Mensch gerettet für sein ganzes Dasein. Und wenn sich auch nur eine einzige schöne Erinnerung bei uns in unserem Herzen erhalten wird, so kann uns auch dies schon irgendwann zur Rettung werden. Vielleicht werden wir später sogar böse sein, vielleicht werden wir sogar nicht einmal die Kraft haben, einer schlechten That zu widerstehen, vielleicht werden wir über die Tränen der Menschen lachen und auch über solche Menschen, die sprechen, wie vorhin Kolja: ‚Ich will leiden für alle Menschen!‘ — und wir werden uns vielleicht über solche Menschen in böser Weise lustig machen. Aber gleichwohl, wie böse wir auch sein werden, was Gott verhüten möge, wenn wir uns nur daran erinnern werden, wie wir Iljuscha begruben, wie wir ihn liebten in seinen letzten Tagen, und wie wir gerade eben so freundschaftlich und so in Eintracht bei diesem Steine sprachen, so wird auch der Mer-

hartherzigste und Allerhöhnischste von uns, wenn wir so werden sollten, es gleichwohl nicht wagen, darüber zu lachen, wie er einst gut und schön war in dieser jetzigen Minute! Nicht nur das, vielleicht wird gerade diese Erinnerung ihn allein von einer großen Ubelthat zurückhalten, und er wird in sich gehen und sagen: „Ja, ich war damals gut, kühn und ehrlich!“ Möge er für sich höhnen, das hat nichts zu sagen, der Mensch lacht häufig über das Gute und Schöne, das geschieht aber nur aus Leichtfinn; ich versichere Sie indes, meine Herren, sobald er nur höhnen wird, so wird er sich auch sogleich schon in seinem Herzen sagen: „Nein, das habe ich schlecht gemacht, daß ich da höhnte, weil man ja darüber gar nicht lachen kann!“

„Das wird zweifellos so sein, Karamasoff, ich verstehe Sie, Karamasoff!“ rief mit funkelnden Augen Kolja. Die Knaben gerieten in Aufregung und wollten gleichfalls irgend etwas ausrufen, sie hielten aber an sich und schauten unentwegt und gerührt auf den Redner.

„Dies spreche ich auf die Gefahr hin, daß wir böse werden,“ fuhr Aljescha fort, „aber weshalb sollen wir denn böse werden, nicht wahr, meine Herren? Wir werden zuerst und vor allem gut sein, dann ehrenhaft, dann aber — werden wir niemals einer den andern vergessen. Dies wiederhole ich immer wieder. Ich gebe Ihnen meinerseits mein Wort, meine Herren, daß ich nicht einen von Ihnen vergessen werde; jedes Gesicht, das jetzt eben auf mich hinschaut, werde ich im Gedächtnis behalten, auch wohl nach dreißig Jahren. Vorhin hat Kolja Kartaschew gesagt, daß wir nicht wissen wollen, ob er auf der Welt ist oder nicht. Ja, kann ich denn vergessen, daß Kartaschew auf der Welt ist, und daß er jetzt schon nicht mehr erröthet wie damals, als er Troja entdeckte, vielmehr mich anschaut mit seinen schönen, guten, fröhlichen Auglein! Meine Herren, meine lieben Herren,

laßt uns alle großmütig und kühn sein wie Iljuschetschka, geschickt, kühn und großmütig wie Kolja (der aber noch viel geschickter werden wird, wenn er heranwachsen wird), und laßt uns so schamhaft, geschickt und lieb sein wie Kartaschew. Ja, aber was spreche ich denn da von ihnen beiden! Ihr alle, meine Herren, seid mir von nun an lieb, euch alle werde ich in mein Herz schließen, und ich bitte auch euch, mich in euer Herz zu schließen! Nun aber, wer vereinte uns denn in diesem guten, schönen Gefühle, an das wir uns jetzt immer, unser ganzes Leben lang erinnern werden und uns zu erinnern entschlossen sind, wer anders als Iljuschetschka, der gute Knabe, der liebe Knabe, der uns allen auf ewig teuer ist. Laßt ihn uns niemals vergessen, ein ewiges und gutes Andenken ihm in unseren Herzen, von nun an und in Ewigkeit!"

„Ja, ja, ein ewiges, ewiges“, schrien alle Knaben durcheinander mit ihren hellen Stimmen und gerührten Gesichtern.

„Laßt uns uns erinnern an sein Gesicht, an seinen Anzug, seine ärmlichen Stiefelchen, an seinen kleinen Sarg, an seinen unglücklichen, sündigen Vater und daran, wie er für ihn kühn gegen die ganze Klasse auftrat!“

„Wir werden, wir werden daran denken!“ schrien wiederum die Knaben. „Er war tapfer, er war gut!“

„Ach, wie ich ihn liebte!“ rief Kolja aus.

„Ach, Kinderchen, ach, liebe Freunde, fürchtet euch nicht vor dem Leben! Wie schön ist das Leben, wenn man etwas Schönes und Gerechtes tut!“

„Ja, ja!“ wiederholten begeistert die Knaben.

„Karamasoff, wir lieben Sie!“ rief unwiderstehlich eine Stimme, es schien die Kartaschew's.

„Wir lieben Sie, wir lieben Sie“, fielen auch die andern ein. Bei vielen glänzten Tränen in den Augen.

„Hurra, Karamasoff!“ rief begeistert Kolja.

„Und ewiges Andenken dem toten Knaben!“ fügte wiederum Mlescha mit Gefühl hinzu.

„Ewiges Andenken!“ wiederholten die Knaben.

„Karamasoff!“ rief Kolja, „hat denn die Religion wirklich recht, wenn sie lehrt, daß wir alle von den Toten auferstehen und einander wiedersehen werden, alle, auch Iljuschetschka?“

„Zweifellos werden wir auferstehen, zweifellos werden wir uns wiedersehen, und heiter, freudig, werden wir einander alles erzählen, was gewesen ist“, antwortete halb lachend, halb begeistert Mlescha.

„Ach, wie wird das schön sein!“ entrang es sich Kolja.

„Nun, aber jetzt laßt uns unsere Reden beenden und auf sein Gedächtnismahl gehen. Regt euch nicht darüber auf, daß wir Pfannentuchen essen werden. Das ist ja etwas Althergebrachtes, Ewiges, und auch dort ist Gutes“, lächelte Mlescha. „Nun, jetzt laßt uns gehen! So, jetzt werden wir auch schon Hand in Hand gehen!“

„Und so ewig, das ganze Leben Hand in Hand! Hurra, Karamasoff!“ schrie noch einmal begeistert Kolja, und noch einmal wiederholten alle Knaben diesen Ausruf.

Inhalt

Von Seiten des Verfassers I. 5

Erster Teil

Erstes Buch: Die Geschichte einer kleinen Familie.

| | |
|---|----|
| Kapitel 1. Fjedor Pawlowitsch Karamasoff | 11 |
| " 2. Den ersten Sohn hat er aus dem Hause geschafft | 16 |
| " 3. Die zweite Ehe und die Kinder aus dieser | 21 |
| " 4. Der dritte Sohn Alescha | 31 |
| " 5. Die „Greise“ | 45 |

Zweites Buch: Eine nicht angebrachte Zusammenkunft.

| | |
|--|-----|
| Kapitel 1. Sie kamen im Kloster an | 61 |
| " 2. Der alte Spaßvogel | 69 |
| " 3. Die gläubigen Weiber | 84 |
| " 4. Die kleingläubige Dame | 96 |
| " 5. „So soll es sein! So soll es sein!“ | 108 |
| " 6. Warum lebt ein solcher Mensch? | 123 |
| " 7. Der Seminarist ist ein Streber | 140 |
| " 8. Ein Skandal | 154 |

Drittes Buch: Die Wüßlinge.

| | |
|---|-----|
| Kapitel 1. Im Dienstbotenzimmer | 169 |
| " 2. Lisameta die Stinkende | 178 |
| " 3. Die Beichte eines feurigen Herzens. In Versen | 185 |
| " 4. Die Beichte eines feurigen Herzens. In Anekdoten | 199 |
| " 5. Die Beichte eines feurigen Herzens. Mit den Fuß- sohlen nach oben | 212 |
| " 6. Emerdjakoff | 225 |
| " 7. Das Wortgefecht | 234 |
| " 8. Wein Kognak | 243 |
| " 9. Die Wollüstlinge | 255 |
| " 10. Beide zusammen | 264 |
| " 11. Noch ein vernichteter Ruf | 282 |

Zweiter Teil

Viertes Buch: Die Risse.

| | | |
|------------|---|-----|
| Kapitel 1. | Vater Therapont | 297 |
| " | 2. Beim Vater | 313 |
| " | 3. Er hat sich mit Schülern eingelassen | 321 |
| " | 4. Bei den Chochlakoffs | 328 |
| " | 5. Der „Riß“ im Gastzimmer. | 338 |
| " | 6. Der Riß in der Hütte | 356 |
| " | 7. Und in der frischen Luft | 370 |

Fünftes Buch: Für und wider.

| | | |
|------------|--|-----|
| Kapitel 1. | Das Verlöbniß | 388 |
| " | 2. Smerdjakoff mit der Gitarre | 406 |
| " | 3. Die Brüder lernen einander kennen | 416 |
| " | 4. Die Auflehnung | 432 |
| " | 5. Der Großinquisitor | 451 |
| " | 6. Vorderhand ist es noch sehr wenig klar | 484 |
| " | 7. Mit einem gescheitern Menschen lohnt es der Mühe, sich auch nur zu unterhalten | 502 |

Sechstes Buch: Ein russischer Mönch.

| | | |
|------------|---|-------|
| Kapitel 1. | Der Greis Sofima und seine Gäste | II. 5 |
| " | 2. Aus dem Leben des in Gott in die Ewigkeit eingegangenen Einsiedlers und Klostergeistlichen, des Greises Sofima, zusammengestellt nach seinen eigenen Worten von Alexej Fjedorowitsch Karamasoff. Biographische Mittheilungen | |
| | a) Von dem jungverstorbenen Bruder des Greises Sofima | 12 |
| | b) Von der heiligen Schrift im Leben des Greises Sofima | 19 |
| | c) Erinnerung des Greises Sofima an sein Jünglingsalter und seine noch in der Welt zugebrachte Jugendzeit. Das Duell | 29 |
| | d) Der geheimnißvolle Gast | 40 |

Kapitel 3. Aus den Gesprächen und Belehrungen des Greises Sofima

| | |
|---|----|
| e) Etwas über den russischen Mönch und seine mögliche Bedeutung | 62 |
| f) Etwas von Herren und Dienern und davon, ob es möglich ist, daß Herren und Diener einander im Geiste Brüder werden können | 66 |
| g) Über das Gebet, die Liebe und die Berührung mit andern Welten | 73 |
| h) Kann man Richter sein über seinesgleichen? Über den Glauben bis ans Ende | 78 |
| i) Von der Hölle und dem höllischen Feuer, eine mystische Betrachtung | 81 |

Dritter Teil

Siebentes Buch: Alescha.

| | |
|---|-----|
| Kapitel 1. Der Leichengeruch | 89 |
| " 2. Ein solches Augenblickchen | 110 |
| " 3. Die Zwiebel. | 120 |
| " 4. Die Hochzeit zu Kana | 150 |

Achtes Buch: Mitja.

| | |
|---|-----|
| Kapitel 1. Kusma Samsonoff | 158 |
| " 2. Ljagawi | 176 |
| " 3. Die Goldgrube | 188 |
| " 4. Im Dunkeln. | 206 |
| " 5. Die plötzliche Entscheidung | 215 |
| " 6. Ich selber fahre | 241 |
| " 7. Der Frühere und Unbestreitbare | 254 |
| " 8. Fieberwahn | 281 |

Neuntes Buch: Die Voruntersuchung.

| | |
|--|-----|
| Kapitel 1. Der Beginn der Karriere des Beamten Perchotin | 303 |
| " 2. Der Alarm | 314 |
| " 3. Das Schreiten der Seele durch die Qualen. Die erste Qual. | 325 |

| | | |
|------------|--|-----|
| Kapitel 4. | Die zweite Qual | 339 |
| " | 5. Dritte Stufe der Qual | 352 |
| " | 6. Der Staatsanwalt hat Mitja erwischt | 370 |
| " | 7. Das große Geheimnis des Mitja. Man piff ihn aus | 383 |
| " | 8. Die Zeugenaussagen. Das Kindchen | 401 |
| " | 9. Man führte Mitja ab | 417 |

Vierter Teil

Zehntes Buch: Die Knaben.

| | | |
|------------|---------------------------------------|-------|
| Kapitel 1. | Kolja Krasotkin | III.7 |
| " | 2. Kindermwelt | 15 |
| " | 3. Die Schulknaben | 24 |
| " | 4. Schuttscha | 36 |
| " | 5. Am Bettchen des Iljuscha | 48 |
| " | 6. Frühreise | 74 |
| " | 7. Iljuscha | 85 |

Elfstes Buch: Der Bruder Iwan Fjedorowitsch.

| | | |
|------------|---|-----|
| Kapitel 1. | Bei Gruschenka | 92 |
| " | 2. Das kranke Füßchen | 107 |
| " | 3. Ein kleiner Dämon | 123 |
| " | 4. Eine Hymne und das Geheimnis | 133 |
| " | 5. Nicht du, nicht du! | 155 |
| " | 6. Die erste Begegnung mit Smerdjakoff | 165 |
| " | 7. Der zweite Besuch bei Smerdjakoff | 181 |
| " | 8. Die dritte und letzte Begegnung mit Smerdjakoff | 197 |
| " | 9. Der Teufel. Ein Fiebertraum des Iwan Fjedorowitsch | 223 |
| " | 10. „Das hat er gesagt“ | 254 |

Zwölftes Buch: Ein Justizirrtum.

| | | |
|------------|--|-----|
| Kapitel 1. | Der verhängnisvolle Tag | 263 |
| " | 2. Gefährliche Zeugen. | 274 |
| " | 3. Die ärztliche Expertise und ein Pfund Nüsse | 290 |
| " | 4. Das Glück lächelt dem Mitja | 299 |
| " | 5. Die plötzliche Katastrophe | 314 |

| | |
|---|-----|
| Kapitel 6. Die Rede des Staatsanwalts. Die Charakteristik | 330 |
| „ 7. Geschichtlicher Überblick | 346 |
| „ 8. Eine Abhandlung über Smerdjakoff | 355 |
| „ 9. Psychologie mit vollen Segeln. Das daherjagende Dreigespann. Das Finale der Rede des Staats- anwalts | 371 |
| „ 10. Die Rede des Verteidigers. Der Stab mit zwei Enden | 390 |
| „ 11. Es war gar kein Geld da. Es geschah kein Raub . | 397 |
| „ 12. Ja und auch ein Mord ist nicht begangen worden | 408 |
| „ 13. Ein Ehebrecher in Gedanken | 422 |
| „ 14. Die Bäuerlein traten für sich selber ein | 434 |

Epilog

| | |
|--|-----|
| Kapitel 1. Pläne, Mitja zu retten | 445 |
| „ 2. Für ein Augenblickchen ward die Lüge zur Wahrheit | 453 |
| „ 3. Das Begräbniß des Iljuschetschka. Die Rede bei dem Stein | 465 |

| | |
|---|-----|
| Inhaltsverzeichnis der drei Bände | 481 |
|---|-----|

Gesamtinhalt der fünfundzwanzig Bände

Die Jahreszahlen in Klammern bedeuten das Erscheinungsjahr

1. Band: Einleitung von Stefan Zweig
Arme Leute (1846)
2. Band: Der Doppelgänger (1846)
3. Band: Aus dem Dunkel der Großstadt (1846)
Helle Nächte (1848)
4. Band: Die Wirtin (1847)
Ein Roman in neun Briefen (1847)
Prochatschin (1846)
Der ehrliche Dieb (1848)
5. Band: Netotschka Njeswanowna (1849)
Das Krokodil (1865)
Eine Silvesterfestlichkeit und eine Trauung (1848)
Polsunkow (1848)
6. Band: Ein kleiner Held (1857)
Onkelchens Traum (1859)
7. Band: Das Gut Stepanitschikowo (1859)
8. Band: Erniedrigte und Beleidigte (1861). Erster Band
9. Band: Erniedrigte und Beleidigte. Zweiter Band
10. Band: Aufzeichnungen aus einem Totenhaus (1861—1862)
11. Band: Schuld und Sühne (1866). Erster Band
12. Band: Schuld und Sühne. Zweiter Band
13. Band: Der Spieler (1867)
Ein unangenehmes Erlebnis (1862)
Ein schwaches Herz (1848)
14. Band: Der Idiot (1868). Erster Band
15. Band: Der Idiot. Zweiter Band
16. Band: Der Idiot. Dritter Band
17. Band: Der lebenslängliche Ehemann (1870)
Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett (1848)

Inhalt

18. Band: Die Teufel (1871—1872). Erster Band
19. Band: Die Teufel. Zweiter Band
20. Band: Die Teufel. Dritter Band
21. Band: Werdejahre (1875). Erster Band
22. Band: Werdejahre. Zweiter Band
23. Band: Die Brüder Karamasoff (1879—80) Erster Band.
24. Band: Die Brüder Karamasoff. Zweiter Band
25. Band: Die Brüder Karamasoff. Dritter Band
-

21.—30. Tausend

Druck von Glaß & Tischer
in Leipzig

LR
D7245
.Gr

Dostoevsky, Theodor Mikhailovich
Sämtliche Romane und Novellen; übertragen
von H. Röhl.
Vol. 25.

438100

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET



